

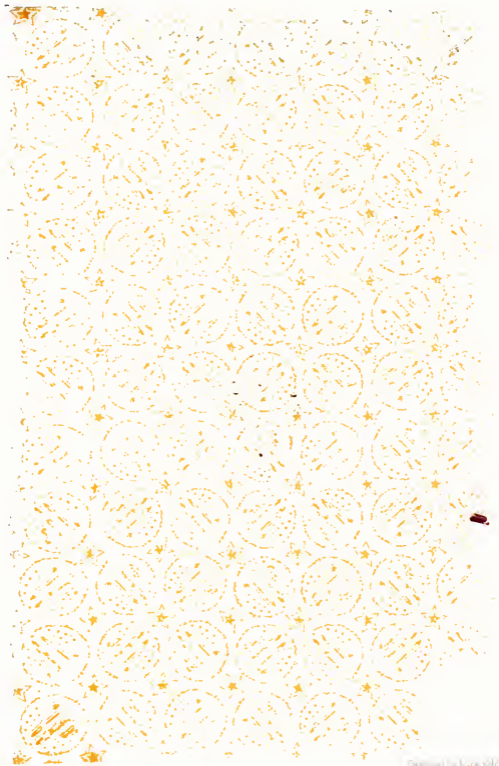
THE UNIVERSITY  
OF ILLINOIS  
LIBRARY

920.0494  
B29  
1882-83



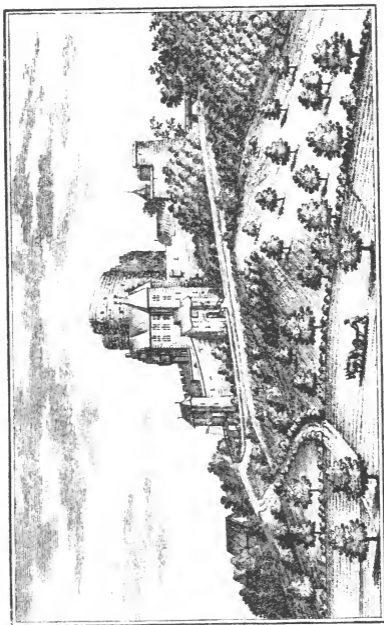
THE UNIVERSITY  
OF ILLINOIS  
LIBRARY

920.0494  
B29  
1882-83



Basler Jahrbuch  
1882.

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



↳ Schloß Pfeffingen. ↳



# Basler Jahrbuch

1882



herausgegeben

von

Albert Burkhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1882.



920.0494

B29

1882-83

## Vorwort.

Ausgehend von der Ansicht, daß einem weitem Leserkreise das Erscheinen eines historischen Basler Jahrbuches nach längerer Unterbrechung wieder erwünscht sein dürfte, haben wir Unterzeichneten die Herausgabe eines solchen zu versuchen uns entschlossen. Nachdem der frühere Herausgeber, durch anderweitige Arbeit festgehalten, uns die Fortsetzung bereitwilligst überlassen hat, treten wir heute mit diesem zweiten Bande vor den günstigen Leser. Dabei erkennen wir gerne an, daß uns dies nicht möglich geworden wäre ohne die reichen Beiträge, welche eine Anzahl hiesiger und auswärtiger Freunde in zuvorkommendster Weise uns gespendet haben; und es soll darum hier an erster Stelle diesen unsern Mitarbeitern auch öffentlich unser verbindlichster Dank ausgesprochen werden.

In der Auswahl des Stoffes waren wir bemüht, eine möglichst große Reichhaltigkeit nach Inhalt wie nach Form zu bieten. Wir glauben dies einigermaßen erreicht zu haben, indem in den verschiedenen Bestandtheilen der

172502

Sammlung die Geschichte dem Leser in recht verschiedener Weise, mit belehrendem und unterhaltendem Worte und auch in poetischem Gewande entgegentritt.

An der Spitze des Buches steht ein Stück, das schon einmal gedruckt worden ist, in den Alpenrosen von 1837; diese Publikation ist heute nicht mehr so bekannt, daß nicht erlaubt gewesen wäre, zur Freude gewiß aller Leser einen Neudruck zu veranstalten. Es ist ein Phantasiestück desjenigen Mannes, der als Dichter und als Kirchenhistoriker berühmt, als Schilderer auch der Baslerischen Geschichte wohlverdient, hier einen Gegenstand dieser letztern auf geistreiche und liebenswürdig scherzende Weise poetisch gestaltet und behandelt hat.

Diesem ersten Stücke schließen sich die weitem Arbeiten in chronologischer Reihenfolge an. In ihnen sind fast sämtliche Jahrhunderte der Basler Geschichte vertreten. Von den gewaltigen, durch wildeste Leidenschaften erfüllten Zeiten des Interregnums, von dem glänzenden höfischen Leben des Adels im 14. Jahrhundert, und seinem Untergang im Kampfe gegen die Städte am Ende des Mittelalters erzählen die drei ersten dieser Arbeiten; es sind Bilder aus der Geschichte der Burgen Pfirt, Farnsburg und Pessingen. Den Höhepunkt des Bürgerthums, den Gipfel seiner Bedeutung sowohl in seinen geistigen Leistungen, als in seinem politischen Wirken vergegenwärtigen die beiden folgenden Mittheilungen über Sebastian Münster und über eine diplo-

matische Action des Basler Rathes. Das rauhe Lied des Lanzknechts führt den Leser mitten hinein in die Kämpfe der Gegenreformation, welche mit dem großen deutschen Kriege ihren Höhepunkt und ihren Abschluß finden; auf dem düstern Hintergrund dieser stürmischen Zeit erhebt sich in wohlthuender Weise die Gestalt des damaligen Lenkers unserer Vaterstadt, des Bürgermeisters J. R. Fäsch. Ein ruhigeres und heitereres, aber doch durch Ahnungen der folgenden Jahre schon getrübtet Bild bietet die letzte Mittheilung über ein kurzes Zusammentreffen Baslerischer Rathspersonen mit der Dauphine von Frankreich, Marie Antoinette. Als Beilagen endlich begleiten den Band zwei Tafeln mit Bildern der Schlösser Farnsburg und Pfeffingen; letzteres in einer Nachbildung der in Herrlibergers Topographie veröffentlichten Zeichnung Büchels.

So übergeben wir unser Jahrbuch der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche, daß es recht manchem Leser als eine willkommene Weihnachtsgabe erscheine, und daß es in weiten Kreisen das Verständniß und die Liebe für Baslerische Geschichte auch an seinem Theile pflege und mehre, alles zu Ruh und Frommen unserer lieben Vaterstadt!

Basel, am St. Lucastage 1881.

Albert Burckhardt.

Rudolf Wackernagel.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Die steinernen Gäste in der Silvesternacht . . . . .</u>	9
<u>Sr. Ofser: Graf Ulrichs Peichte . . . . .</u>	34
<u>A. Bernoulli: Schloß Peffingen . . . . .</u>	40
<u>M. Birmann: Drei Blätter aus der Geschichte des St. Jakob- krieges . . . . .</u>	68
<u>S. Vögelin: Sebastian Münsters Cosmographie . . . . .</u>	110
<u>R. Wackernagel: Der Rath von Basel als Friedensvermittler zwischen England und Frankreich . . . . .</u>	153
<u>A. Vischer-Merian: Lied eines deutschen Reiters aus dem Heere der niederländischen Patrioten 1579 . . . . .</u>	162
<u>A. Burchhardt: Bürgermeister Johann Rudolf Häch . . . . .</u>	179
<u>A. Burchhardt: Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahr- hunderts . . . . .</u>	211
<u>Miscellen: Verding über den Abbruch des Schlosses Litten 1441 Kriegsrüftung E. C. Weinlentzenunst im Armag- nafenkrieg 1443 . . . . .</u>	229
<u>Das gerettete Basler Panzer 1548 . . . . .</u>	232
<u>Bad- und Ausführungsregeln des Gesund- und Heilbads Neu-Schauenburg 1762 . . . . .</u>	235



## Die Steinernen Gäfte

in  
der Silvesternacht.

(Phantastischbild.)

**E**s war eine schaurige Silvesternacht. Zwölf schlug's auf dem Münsterthurme zu Basel. Da tauchte aus den Fluthen des Rheins eine Riesengestalt auf mit bärtigem, schiffgekröntem Haupte, wie die Maler den Gott der Flüsse zu malen pflegen; der hob auf gewaltigen Schultern eine silberne Tafel auf die Spitze der kleinen Kapelle, die auf einem der steinernen Joche der Rheinbrücke unter dem Namen des „Käppeljoches“ die Grenze bildet zwischen der großen und der kleinen Stadt. Die wunderliche duftige Tafel hielt sich dermaßen schwebend auf der Dachspitze, daß sie dabei in einem beständigen Kreislauf begriffen war, ungefähr so wie die Gaukler auf der Degenspitze einen Teller kreisen lassen zum Ergötzen der gaffenden Menge. Liebliche Nymphen, den schäumenden Wellen entstriegen, nuntauzten die Tafel, silberne Becher und Körbchen mit Früchten auf dieselbe niederlegend, wobei sie einander neckten und allerhand Scherz trieben, wie dienende Geister zu thun pflegen. Die

Zabctuch.

2

ganze Tafel ward gedeckt und zubereitet während der zwölf feierlichen Glockenschläge. Bei dem zwölften aber schlugen die Nymphen ein lautes Gelächter auf und verschwanden in der Tiefe, der sie entstiegen. Wie aber der zwölfte Glockenschlag ausgeknurrt hatte am Uhrwerk des Domes, siehe, da entwand sich der äußeren Fassade desselben eine mächtige Gestalt, die sich zu regen anfing. Es war die statua equestris des Ritters St. Georg, der den Lindwurm ersticht. Rechts um machte der Ritter wie aufs Commando beim zwölften Glockenschlage; der Huf des Rosses erklang, also daß gewaltige Funken gleich Raketen über den Münsterplatz hinfliegen. Er aber setzte, da ihm den gähnen Rheinsprung hinunterzureiten ein öffentlicher Anschlag der Polizei verbot, durch die Luft über die hohe Pfalz hinweg und langte wohlbehalten auf seiner steinernen Kojanante beim Käppelijoch an. Der Lindwurm hatte sich bereits von ihm losgerissen, um in Gestalt eines feurigen Drachen leuchtend vor ihm herzufliegen. Zu ihm gesellte sich, nach den Gesetzen der Wahlverwandtschaft, der Basilisk vom Augustinerbrunnen, in den gleichfalls mit dem zwölften Stundenschlag ein elektrischer Funke geschossen war, der als ein Atom des Centralfeuers die steinerne Masse vulkanisch belebte. Beide Würmer hoben sich nun, spottend ihrer Wurmnatur, in die obersten Regionen, und bildeten gleich den Kranichen des Jbicus einen mystischen Kreislauf, hoch über der auf ihrer eigenen Achse sich drehenden silbernen Tafel. Auch der fromme Ritter Georg, der der erste anlangte, brauchte nicht lange auf ebenbürtige Genossen zu warten. Denn bald nach ihm trafen von dem Blumenrain her die Majestäten der heiligen drei Könige mit ihm zusammen, die nur wenige Minuten vor der Ankunft ihres vielgeliebten Betters und Nachbars, des allerheiligsten Papstes Urbani sich einfanden



zum steinernen Handschlag. Leider! war in der letzten Zeit das Einverständniß zwischen dem Papst und den Königen, wie auch schon früher geschehen, ein wenig getrübt worden, indem sich ein neuer Investiturstreit unter ihnen entsponnen hatte, der aber nicht wie ehemals das Recht betraf, Andere mit Ring und Stab zu bekleiden, sondern vielmehr das Recht, von Andern bekleidet zu werden. Es bestand nämlich zu Basel von alten Zeiten her die löbliche Sitte, am Tage des heiligen Urbanus, der auf den 25. Mai neuen Stiles fällt, diesen Weinhelden mit einem violetten, sammtuen Pallium zu bekleiden, seine Tiare mit frischen Blumen und Guirlanden zu umwinden, und ihm in seine Rechte ein Glas mit rothem, in die Linke ein Glas mit weißem Wein zu geben. Jung und Alt eilte in neugieriger Theilnahme herbei, den heiligen Vater in seinem Schmucke zu begrüßen, und aufmerksam beobachteten die Weinspeculanten die beiden Gläser. Blieben diese auch vom geringsten Regentropfen unberührt in den Händen des Heiligen, so war ein gutes Jahr zu hoffen, während im entgegengekehrten Falle in dem Maß, als die Regentropfen in die zu Wettergläsern gewordenen Weingläser fielen, die Zweifel an ein gutes Weinjahr aus den Tiefen des weissagenden Bechers aufstauhten. Solche Ehre hatte sich der Papst immer gerne gefallen lassen, und war auch deßhalb der löblichen Nachbarschaft des Brunens, von der die Bekleidung ausgieng, sowie dem ganzen St. Johannquartier besonders gewogen. Nun hatte aber (ob in Folge der wachsenden Aufklärung, lassen wir unentschieden) besagte Nachbarschaft solche Ceremonie seit einigen Jahren unterlassen, während um dieselbe Zeit die heiligen drei Könige durch eine kunstfertige Hand gar zierlich waren ausgeputzt, ihre Kronen und Gefäße neu vergoldet und ihre Mäntel und Stiefeln mit den buntesten und lustigsten Far-

ben waren herausgestrichen worden. Das hatte den Papst höchlich verdrossen, und bald hätte er in seinem gerechten Zorn die Bulle Quos ego gegen das St. Johanni-quartier geschleudert, wenn nicht ein in eben diesem Quartiere wohnender altdentscher Poete durch ein Duzend zu Ehren des Heiligen gedichteter Lieder, von denen du, geneigter Leser, einige Proben in dem „Weinbüchlein“ gefunden haben wirst, solchen Zorn beschwichtigt und als ein zweiter Orpheus dessen steinernes Herz gerührt hätte. Als nun aber Urbanns das erstemal die heiligen drei Könige in ihrem neuen Schmucke mit eigenen Augen betrachtete, da konnte er die Eifersucht nicht ganz verbergen, und sein bleiches Angesicht trug nur zu deutlich die Spuren verhaltenen Grames, als daß nicht die geliebten Vettern den Grund davon hätten ahnen sollen. Da es ihnen aber, wie allen Diplomaten, aufrichtig um den Frieden zu thun war, so ließen sie durch den Ritter St. Georg, der als Unbetheiligter zwischen der geistlichen und weltlichen Macht in der Mitte stand, dem heiligen Vater eine Vermittlung antragen, ehe noch die andern Gäste einträfen. Dieser, noch immer fest im Sattel sitzend, hielt eine schöne Vermittlungsrede recht eigentlich aus dem Stegreife. Und so kam denn auf dem Käppelijoche ein Concordat oder eine pragmatische Sanction zu Staude, wodurch alle der Investitur wegen entstandenen Irrungen auf ewige Zeit in des Rheines Fluthen versenkt sein sollten, und zu Beurkundung dessen küßten die heiligen drei Könige dem Urbanns den steinernen Pantoffel.

Raum war diese feierliche Scene vorüber, als nun auch wirklich die steinernen und hölzernen Gäste aus den entfernteren Quartieren der Stadt eintrafen. Aus dem Eschen-quartier kam per pedes Apostolorum der heilige Jakobus, der an der Ecke des Brunngäßchens, das „zur hin-

tereu Tugend“ führt, Wache zu halten pflegt, mit seinem Nachbarn, dem kleinen Wilhelm Tell, den es in seinen kurzen Beinkleidern und weißen seidnen Strümpfen gewaltig fror und dem, als sie über den Münsterplatz zogen, der heilige Martin die Hälfte seines Mantels zugeschnitten, damit er sich in denselben hüllen möge. Zu ihnen war von dem Brunnen aus der Steinenvorstadt her der bewaffnete Mann gestoßen, der die Beiden unter seinen kriegerischen Schutz nahm. Auch der heidnische Munacius Plancus, der die Rathhanstreppe bewacht, hatte, nachdem er den Abend über ruhig dem dürstigen Neujahrsmarkte zusehen, die eisernen Pforten seines Gefängnisses gesprengt und die Hauptwache überrumpelt. Als der wachhabende Garnijöner ihm sein „Werda“ entgegenrief, erhielt der einen solchen Schlag auf die Schultern, daß er ohnmächtig davon zu Boden stürzte. „Hättest du Ochse den Ochse gelesen,“ entgegnete gröblich der Heide der anrufenden Schildwache, „so würdest du wissen, wer und was ich bin. Zwar hat mich dieser Autor eben nicht günstig gezeichnet; denn er sagt von mir S. 91 seiner Baslergeschichte: „Verrätherei, Raubsucht und Niederträchtigkeit verdunkeln den Ruhm seiner Siege.“ Aber wisse, daß solches bei dem hentigen Geschlecht einem Staatsmann zu absonderlicher Ehre gereicht, was Eure Basler Rathsherrn zu ihrem eigenen Schaden noch immer nicht begreifen wollen . . . . Da, nimm diese raurachische Münze und trink mit deinen Kameraden auf meine Gesundheit und auf den Ruhm der alten Augusta,“ und damit war er verschwunden. Der Hemmann Seevogel aber auf dem Kornmarktbrunnen folgte als pedisequus oder Lafai, wie der gute Scheller das Wort übersetzt, dem römischen Feldherrn; die Fahne knarrte und girrte im Winde, wie die Wetterfahnen zu allen Zeiten zu thun pflegten, was

aber den kühn voranschreitenden Staatsmann nicht im mindesten zu incommodiren schien. — So waren die Männer allmählig auf dem Käppeljoche eingetroffen. Noch fehlte die weibliche Gesellschaft, die bekanntlich gern auf sich warten läßt. Nur zwei Damen waren es, die man erwartete; die Fräulein Delila vom Stöblinsbrunnen an der freien Straße und die Donna Maria vom Spalenthore. Erstere, die vor wenigen Jahren von den Baslerbürgern mit einem neuen Anzuge war beschenkt worden, hatte noch viel mit ihrer Toilette und mit der Frisur ihres geliebten Simson zu thun; die Donna Maria aber, die wir hier, sowie auch die Apostel, nur in ihrer künstlerischen Persönlichkeit betrachten, ohne damit im Gerinngsten die höhere Bedeutsamkeit anzutasten, die sie noch jetzt für manches andächtige Gemüth hat,\*) hatte noch in ihrer Hünreise ein wunderliches Abenteuer zu bestehen, das mit der Sputgeschichte der Silvesternacht im innigsten Zusammenhange steht. Doch zunächst sind wir unsern Lesern darüber Rechenschaft schuldig, warum von den steinernen Marien der Stadt Basel nur diese bei dem Gastmahl erschien, während doch die an der Münsterkirche und auf dem Fischmarktbrunnen einen eben so großen Anspruch auf die Ehre gehabt hätten. Der einfache Grund liegt darin, daß nur eine die Königin des Festes sein konnte, und um so jeder Jalousie vorzubeugen, wurde zuvor die Abrede getroffen, daß für diesmal die Spalmerjungfrau, die ohnehin durch ihr Standquartier mit der täglich aus- und eingehenden großen Nation am meisten zu verkehren hat, das schöne Geschlecht repräsentiren sollte. Als sich nun diese im Begleit der Apostel Petrus und Paulus aufgemacht

---

\*) Alle solche und ähnliche Konsequenzen muß sich überhaupt der Verfasser eines humoristischen Aufsazes ein für allemal verbitten.

hatte und sie zusammen durch die Vorstadt ihren Weg nahmen, um den Graben hinunter nach der Rheinbrücke zu ziehn, verfolgte sie ein fürchtbares Geheul, das die alten Bewohner der Vorstadt einstimmig dem nächtlich umherziehenden Spalenthier zuschrieben. Ein Glück war es, daß der in dieser Vorstadt befindliche Engel sich augenblicklich von seiner Stelle loswand und die fromme Gesellschaft unter seine Flügel nahm. Auch nahm er zugleich im Vorbeigehen die große Kanne mit, die ihm zur Linken vor dem Nachbarhause stand und gedachte sie auf das Wohlsein der Gäste und sein eigenes zu leeren. Hinter dem Spalenthurme oder Schwibbogen aber kam jetzt eine lustige Gestalt herangetanmelt, die sich zu ihnen gesellte. Es war der Dudsackbläser auf dem Braunen, dicht bei dem Thurme, der sich gerne mit Aufspielen etwas verdient hätte bei den hohen Herrschaften des steinernen Gastmahls und der schon den Weg über ein unnteres Jägerstückchen auf dem Piccolo blies, das der Pilgerschaft die Grillen wegen des Spalenthiers vertrieb. Hinter ihm her der Chor der Tanzenden in eben den grotesken Stellungen, wie sie auf dem Kalender meines geehrten Freundes Kosins, des Liebhabers mathematischer Künste, oder auch, wenn ich nicht irre, des hinkenden Boten alljährlich unverändert zu sehen sind.

Als die Gesellschaft complet war, setzte sie sich an die lustige Tafelrunde. Es waren recht eigentlich les *sommités* du *peuple*, die *high tories* der steinernen Bruderschaft. Wohl möchte ein genauer Topograph der Stadt Basel uns noch andere Bilder von Stände nennen, die hier übergangen sind; allein wir sind bereit, für jedes solches Versäumniß Rede zu stehen, um uns keinen Verstoß gegen die Etiquette zu Schulden kommen zu lassen. Warum nur eine Donna Maria erschienen, haben wir schon oben erwähnt. Eine

ähnliche Bewandniß hat es mit den übrigen Figuren der Münsterkirche. Wohl wäre Kaiser Heinrich II., der den herrlichen Bau als Modell auf den Händen trägt, mit diesem kostbaren Zuckeraufsatz für den Dessert ganz wie gern sein gekommen; auch der heilige Martin, der dem Wilhelm Tell so liebevoll seine Mantelhälfte zugeschnitten, hätte herzlich gerne eine fette Martinsgans zu dem Pikenier mitgebracht, und so hätten auch noch alle anderen Münsterheiligen von Rechtswegen in diesen angesehenen Cirkel gehört. Aber wie? wenn nach dem Princip der Kopfszahl alle diese von den beiden Thürmen, so wie von den verschiedenen Portalen herunter, sammt den Rittern und Bischöfen, die im Kreuzgange den ernsten Schlaf des Todes schlafen, sich aufgemacht hätten, wäre dadurch nicht mitten in der Aristokratie ein entschiedenes Uebergewicht von Seiten des Münsters entstanden und somit das schickliche Verhältniß gestört worden? So ward also wohlweislich nur der heilige Georg als Repräsentant ad audiendum et referendum abgeordnet mit dem Auftrag, die von der Mahlzeit übrig gebliebenen Brocken in der Serviette mit nach Hause zu bringen, was die Basler den „Bhaltis“ nennen, und es unter die übrige Münsterschaft als Neujahrs Geschenk zu vertheilen. — Warum aber auch von den andern Figuren einige ausblieben, hat wieder seine absonderlichen Gründe. Die einsame Dame auf dem Brunnen des Adalberges fand keinen Begleiter und wollte sich in einer Silvesternacht keinen Unannehmlichkeiten auf der Straße aussetzen. Sie begnügte sich also, auf einem Fuße sich zierlich umzudrehen und ihre verstümmelte Hand nach den Sternen auszustrecken. — Der Mann auf dem Brunnen des St. Petersplatzes vor dem Schützenhause, der ihr zum Cavalier bestimmt war, hatte dermaßen den Kopf verloren, daß er ihn bis jetzt noch nicht wieder gefunden

hat. \*) Auch der heilige Augustin auf dem Brunnen des obern Collegiums war so grämlich tief in Gedanken versunken über den ernsten Jahreswechsel, daß er noch in diesen Gedanken stehen blieb, als es eben zwölf schlug. War es bei diesem letztern die Ueberfülle des Denkens, so war es bei andern der Mangel an geistiger Kraft, der sie hinderte, aus ihrer Steinnatur herauszutreten und menschliche Bewegung anzunehmen. Ein Heglianer würde sich die Sache ungefähr so erklären: Das schlechthinige Anderssein des Steines, das als ein noch nicht aufgehobenes Dieses, d. i. als spröde Masse, als Nichtich der schöpferisch productiven Kraft des Künstlers als ihr Anderes gegenübersteht, also daß der in der Subjectivität des eigenen Ichs noch befangene, rein für sich seiende Geist, das ist die abstracte Idee des Künstlers, nur durch die schlechte äußere Vermittlung des ausschauenden, die Masse durchfressenden Meißels an den Stein zu kommen und sein reflectirtes Fürsichsein nur auf dem Wege äußerlich formeller Bildung an dieses Anderssein zu bringen, ihm mithin nur ein abstractes Scheinleben zu geben vermag, eben dieses Anderssein des Steines also, das ist das Nichtich, die Hyle, die Materie, wird in jener Witternachtsstunde, wo die Zeit aufhört, eine Diese zu sein (denn der zwölfte Glockenschlag gehört sowohl dem alten als dem neuen Jahr, eben deswegen aber auch keinem von beiden, mithin keiner Zeit überhaupt an), absolut aufgehoben und in ein Anderes dieses bisherigen Anderen, das ist in die Negation der Negation, mithin in ein Positives, Concretes, d. i. Lebendiges verwandelt, und zwar so verwandelt,

---

\*) Ueber diesen Torso, der in jeder Beziehung Anspruch darauf machen kann, eine Antike zu heißen, wird das Kunstblatt zum Morgenblatt nächstens weitere Auskunft geben.

daß es nun ein Leben an und für sich hat, in welchem durch das Gesetz der potenzirten und potenzirenden Identität der feindelige Gegensatz zwischen der schlechten Materie und der abstracten Idee des Künstlers rein aufgehoben, vernichtet und unter die Form des Subject-Objectes, das ist der absoluten Persönlichkeit gestellt, erscheint. Aber dieses Wunder energischer Personbildung, dieses Zusichselbstkommen des reinen Ichs, diese Thatfache der Individuation kann sich nur an den Kunstgebilden verwirklichen, in welchen schon a priori die Idee, wenn auch nur unter der Form der abstracten Vorstellung vorhanden war, als deren Substrat aber der geformte Stein in die Erscheinung tritt. Jene Massen hingegen, welche in dem Anderssein der Materie dermaßen versteinert sind, daß die Macht des Begriffes sie nicht zu bewältigen vermag, mithin nur als zufälliges Anderes äußerlich an ihnen haften bleibt in der schlechten Form der Abstraction, verharren in dem negativen Zustande ihrer steinernen Ichheit, welche aber kein reales Ich, sondern vielmehr ein das Ich ausschließendes Nichtich ist, mit einer solchen Zähheit, daß sie aus diesem Zustande einer bloß passiven, noch nicht durch die Idee vermittelten Indifferenz auch dann nicht herauszutreten vermögen, wenn, wie oben bemerkt, jener die Zeit verneinende Moment der neuen Zeitbildung, mit dem mehr als kategorischen Imperativ ihnen zu sein gebietet; nach dem alten Grundsatz ex nihilo nihil fit.

Ueber diesen etwas lang gerathenen philosophischen Gallimathias hat sich vielleicht der schöne Mund mancher Leserin zum Gähnen verzogen oder es haben sich schon gar die zarten Wimpern zum süßen Schlummer gesenkt. Es war dies jedoch, wie ich auf Ehre versichere, ein nothwendiger Tribut, den wir der deutschen Gründlichkeit ablegen



mußten, um uns bei dem gestrengen Tribunal der Berliner-  
critik ein gnädiges Urtheil auszuwirken. Wir bitten dafür  
tausendmal um Entschuldigung und lenken jetzt die Blicke  
der Leser wieder auf die Wirklichkeit der gedeckten Tafel zu-  
rück, welche auch der strengste Heglianer nicht verschmäht.

Präses des Mahles ist Papst Urban, der mit dem  
Benedicite beginnt und den Wein in ächten Sorten spendet.  
Ihm zur Rechten sitzt König Melchior, zur Linken die Ma-  
jestäten Balthasar und Caspar. Zwischen König Melchior  
und dem Ritter St. Georg thront die Königin des Festes,  
Donna Maria, ihr schief gegenüber hat sich die schlane  
Delila ihr Plätzchen gewählt zwischen dem Heiden Muna-  
cius Blancus und dem Wilhelm Tell; denn daß sie es gerne  
mit tapferen Kriegerleuten zu thun hat, ist aus der Geschichte  
Simjons männiglich bekannt. An dem untern Ende des  
Tisches aber nahmen die Apostel Petrus, Paulus und Ja-  
kobus Platz und ärgerten sich in ihrer Demuth nicht im  
Geringsten darüber, daß ihr Nachfolger, der von ihrem  
Ruhme zehrt, den Vorfiz führte. Damit war die Tafel  
rund abgeschlossen. Die beiden Schildknappen aber, der  
vom Steinen- und der vom Kornmarktbrunnen, stellten die  
Schweizer vor, die jedem Unbefugten den Zutritt zu diesen  
Mysterien verweigerten, während der Engel mit der großen  
Kanne umherging und nachdem sie der Papst jedesmal wieder  
gefüllt hatte, den Gästen wacker einschenkte. Der Dudelsack-  
pfeifer aber blies bald den Jungfernkrauz, bald den Ruh-  
reihen, auch den Dessauer und den Lauterbacher; dann auch  
wieder das ernste God save the king und die rührenden  
Adieux de Bertrand. Als man nun so eben recht im Zuge  
war, kam eine kleine Figur herangekauft, welche den drei  
Königen eine Depesche brachte. Es war dies das steinerne  
Männchen oben an der Rathhaustreppe mit seinen klugen

diplomatischen Augen und seinem geheimnißvollen Brief in den Händen, der nun eben jetzt seiner Enthüllung wartete durch die Hand der drei Könige. Dem Boten aber ließ man einen Trunk reichen, damit er nicht, wie ihm einst bei Leibes Leben geschehen, vor Ermüdung todt darniederstürze. Man will bemerkt haben, daß bald nach Lesung des Briefes die drei hohen Mächte und der Papst sich viel von Notizen zuflüsternten, doch so, daß der gegenüberstehende Teil, so sehr er auch die Ohren spitzte, nicht klug aus dem Texte werden konnte.

Um die Neugierde der Gäste nicht länger auf die Probe zu stellen, gaben die Könige manche mit Anekdoten gewürzte Kenigkeit zum Besten, die sie von den Grafen und Lords, die dies Jahr über bei ihnen einkehrten, vernommen hatten. Auch von der Reise der französischen Prinzen wußten sie so gut zu erzählen, als ob sie selbst mit bei dem *déjeuner dansant* in Berlin gewesen. Betrafen diese Mittheilungen die große Welt, so wußten dagegen die Brunnenheiligen um so mehr Stadtgeschichten und Mägdekatschereien zu berichten, wobei besonders Frau Delila geschäftig war, allerlei Geheimnisse von baldigen Brautschaften zu verrathen und eine vollständige Kritik sämmtlicher Dienstboten zu liefern, die um Weihnachten ihre Plätze verändert hätten, während der heilige Jakobus sich um so bitterer darüber beklagte, daß er täglich auf seinem Brunnen die Erfahrung machen müsse, wie das, was er in seiner Epistel wider den Mißbrauch der Zunge geschrieben, so wenig beachtet werde. Herr Musnacius machte sich ein absonderliches Vergnügen daraus, die Rathssitzungen, denen er *auscultando* beiwohnt, zu kritisiren, die Geheimnisse der Staatskanzlei an die hohen Häupter zu verrathen, wobei er nicht unterließ, mit der früheren Verbindung groß zu thun, in der er vor Zeiten

zu den Dreierherren Octavius, Lepidus und Antonius gestanden und mit den hohen Staatsämtern zu renommiren, die er unter ihnen bekleidet. Ritter St. Georg erzählte von den Musterungen, denen er auf dem Münsterplatz zugeesehen, und rühmte die Munterkeit der heranwachsenden Jugend, die sich täglich vor seinen Augen herumbalge. Von den Predigten aber, die drinnen gehalten wurden, durfte er als Exoteriker nichts verrathen. Die Heiligen des Spalenthors nahmen großes Interesse an dem Wahlschen Prozeß, theils wegen der Nachbarschaft mit Frankreich, theils wegen der zahlreichen Judenschaft, die täglich mit ihnen verkehrt. Bald nahm das Gespräch eine allgemeine Wendung. Man sprach von einer Eisenbahn, die nächstens eine Verbindung mit dem Herschel'schen Monde einleiten werde, und von den Fortschritten der Menschheit überhaupt. Zwar meinten die anwesenden Kirchenheiligen, diese Fortschritte seien nur scheinbar und eher verderblich, indem man Gefahr laufe, bei dem sich immer weiter entwickelnden Materialismus in's graue Heidenthum zurückzusinken. Darüber brannte aber Munacius gewaltig auf, der dies für Stichelei auf seine Person nahm. Zwischen ihm und Ritter St. Georg wurden heftige Reden und feurige Blicke gewechselt; als aber endlich der Ritter ohne Furcht und Tadel den Heiden merken ließ, daß er ihn ohne weiters zum Zweikampf herausfordern würde, wenn er sich noch mußte, so fand der großmüthige Freigeist für gut, für einstweilen zu abstrahiren und mit der lebenswürdigen Jüdin zu seiner Seite, die ihm fortwährend Beifall genickt hatte, das Gespräch unter vier Augen fortzusetzen. Er lobte ihre Toilette, die ganz nach dem neuesten Modejournal eingerichtet war, ihre weiten Ärmel und ihr weites Herz, ihre Spitzen und ihre Wiße, ihre Spangen und ihre Wangen, ihre Schleifen, ihre Locken und sagte

ihr tausend Artigkeiten, wobei er nicht unterließ, aus den Memoiren seiner Contemporaine der Königin Cleopatra, bei der er als unererschöpflicher Maitre de plaisir in großen Gunsten gestanden, allerlei „Horribles“ zu erzählen. Dann überboten sich beide in Lobesergießungen über die literarischen Produkte des jungen Deutschlands, denen bald ähnliche der jungen Schweiz nachfolgen würden, wenn einmal das heidnisch-jüdische Sündencomplot seine Reise würde erlangt haben. — „Nun,“ wandte sich endlich Delila mit einem spöttischen Blick an ihren Nachbar zur Linken, den ehrlichen Wilhelm Tell, „warum so still? Erzählen Sie uns auch was.“ In der That war der gute Tell die ganze Mahlzeit über auffallend kleinlaut gewesen. Hatten ihm schon die diplomatischen Noten, zu denen er den Text vergebens suchte, Bauchgrimmen erregt, so reizten ihn die frivolen Reden seiner Nachbarin fast zur Cholera; auch war er wirklich sehr vom Schnuppen oder, vornehmer gesprochen, von der Grippe geplagt und schlotterte deshalb am ganzen Leibe, wie er denn überhaupt schon auf seinem Brunnen das ganze Jahr über durch sein Hin- und Herwanken eine wacklige Gesundheit und starke Neigung zum Schwindel bezeugt. Zu seiner Verstimmung wirkte aber noch ein anderer Grund mit, den die schlaue Delila wohl errieth, daher sie mit ihren Stichelreden und verfänglichen Fragen also fortfuhr: Haben Sie denn, mein Werthester, schon die fatalen Bücher gelesen, in welchen die Ehre Ihres Meisterschusses Ihnen streitig gemacht wird? Ich meine des Herrn Professor Kopps Geschichte der eidgenössischen Bünde und des Doktor Idlers Buch vom Schusse des Tell? Damit traf die Boshafte das wunde Herz des Tellens. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte; denn die Pfeile des Wises standen ihm weniger zu Gebote, als die der

Armbrust. Er brummte was in den Bart; St. Georg aber munterte ihn mit Blicken auf und trank ihm eins über den Tisch zu: Schmollis, Bruder Tell! Halblaut erwiderte dieser: Fiduzit! Eine Pause entstand nun, wie gewöhnlich, wenn Saiten angeschlagen worden, die aus der Harmonie der Geister in die Verstimmung hinüberleiten wollen. Zu guter Zeit nahm daher Vater Urbau das Wort und sprach: Lassen wir das gut sein; wir kommen ohnedies zu weit in die Politik, wobei er noch tiefer in das Glas guckte. Ruit hora, unser Stündlein ist bald vorüber, ergo bibamus. Und jetzt stieg auf den Wink Urbans aus den Fluthen des Rheins ein großer Silberpokal auf. Es war jene silberne Glocke, die bei dem großen Erdbeben die hohe Pfalz hinunter in den Rhein gestürzt war und in dem tiefen Flußbett ihr Grab gefunden, wo sie vor aller Schätzung und Theilung sicher war. Diese Glocke, die an Werth den ganzen Basler Kirchenschatz aufwiegt, war der Ehrenpokal der steinernen Zunftbrüder, aus dem ein jeder einen Schluck zum Abschied thun sollte. In ihren goldenen Gefäßen hatten die heiligen drei Könige den Silbersternestarr, den Hippokrat, \*) mitgebracht, aus den duftigen Gewürzen des fernen Morgenlandes gefertigt. In dem Kistlein, das der heilige Balthasar gar sorglich unter seinem Arm zu tragen pflegt, waren die Baslerleckerli, welche den Ruhm der Stadt Basel bis zu den Esquimo's und den Feuerländern verbreitet haben. \*\*) Mit dem vino hippocratico füllte der Papst

---

\*) So und nicht Hippokrat ist zu schreiben, wie zum Vergerniß der Orthographie in dem Basler Wochenblatt zu lesen, welches treffliche Werk wir sonst als Muster einer guter Schreibart allen hohen und niedern Schulen empfehlen möchten.

\*\*) „Wenn die Esquimos ihre Kinder zum Schweigen bringen wollen, versprechen sie ihnen einen Baslerlebkuchen, und auf den

den silbernen Pokal bis an den äußersten Rand und kredenzte denselben mit höchst eigenem Munde. »Ecce quam bonum,« sprach er darauf zu Vater Tell: „Das ist ächtes Schweizerblut, und noch besser, als das von St. Jakob, und ist probat gegen die Grippe. Tell nippte und sprach beifällig: »Est!« Ritter Georg aber nahm jetzt einen kolossalen gefalzenen Ring, \*) deren er sich ein halbes Duzend über den Pferdefattel gehängt, und wovon die getreue Conterfei noch diesen Tag an der Beckenzunft zu schauen ist. Jeder dieser Ringe reichte über die ganze Breite des Tisches, also, daß auf je zwei Personen ein Ring kam. Während St. Georg seine gewaltigen Finger in die obern Verzweigungen des Ringes einklammerte, bot er das andere Ende dem Munacius Plancus dar, um mit ihm zu ziehen, woraus sich ergeben sollte, wem das größere Stück zufiele. Beide schnitten jämmerliche Gesichter, und mit mächtigem Krache, dem einer Granate vergleichbar, zerbarst der Ring. Einen ähnlichen Wettkampf bestanden unter sich die übrigen Gäste. Die Kunst, den Ring zu brechen, besteht darin, daß der Bruch an den porösen Theilen des Ringes geschieht, und somit eine Röhre erhalten wird, die von der toricellischen sich nur dadurch unterscheidet, daß sie kein vacuum in sich schließt, sondern einfach dazu dient, vermöge eines künstlich erregten Luftzuges den im Glase befindlichen Weingeist aus

---

Neujahrinseln, an der südwestlichen Küste von Feuerland, machen sich die Verliebten Geschenke damit.“ S. Buchelow's Reise um die Welt S. 999.

\*) So heißen die Basler Neujahrskugeln, deren Celebrität eben so groß sein würde, als die der Lebkuchen, wenn sie nicht während des Transportes altgebakken würden. Bald werden jedoch die Eisenbahnen auch diesem Industriezweig die Unsterblichkeit sichern.

dem Glase in den Mund und von da in die Gehirnnerven überzuleiten. Das Experiment, das unsere einheimischen Leier wahrscheinlich schon selbst in praxi versucht haben, wurde nun auch von den steinernen Gästen sogleich mit großer Kunstfertigkeit ins Werk gesetzt, was ein Gemurmel und Gebrodel verursachte, wie wenn die Brunnen und Dachtraufen durcheinander plätschern oder die Enten im Bache schwadern. Bloss Fräulein Delila rümpfte dazu das Näschen und meinte, dies gehöre nicht zum bon ton. Dazwischen zerkrachten die steinernen Zähne die Leckerli dermaßen, daß einem Hören und Sehen verging. Dem armen Tell aber fehlten leider schon seit den burgundischen Kriegen die Backenzähne, so daß er sich zum süßen Vullen bequeme. Nun stand Vater Urbanus auf, und nachdem er sich gegen die Könige und die hohen Herrschaften verbengt, las er folgenden Toast ab: „Hochansehuliche Versammlung! Es sei mir vergönnt, in dieser feierlichen Stunde auf Höchstdero Wohlsein diesen Becher zu leeren. Vivant et Clerici et Laici! hoch leben die heiligen drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar, hoch lebe die Donna Maria vom Spalenthor und ihre beiden wackeren Kämpen, St. Peter und Paul; hoch lebe auch der heilige Jakobus und sein Nachbar der Wilhelm Tell. Es sollen leben der edle Ritter Georg und der tapfere Krieger Munacius und die allzeit freundliche Delila. Mögen Sie noch lange, Verehrteste, im Besitze ihrer wohlverworbeneu Stellen bleiben, und die Brunnen, die Thore, die Kirchen, die Gast-, Zunft- und Rathhäuser dieser friedlichen Stadt beschirmen und beschützen. Möge ja nicht die alles eben machende Neuerungsjucht auf den execrablen Gedanken gerathen, über den ich hiemit feierlich den Bann ausspreche, Sie allerseits hochzuverehrende Mitgäste! von diesen Stellen zu verdrängen, wie unserem

tiefbetrauerten Bruder, dem großen Christoffel zu Bern, bereits geschehen, dem wir hier eine Zähre des Mitleids nachweinen. (Tiefe Bewegung in der Versammlung.) Möge der Sinn für romantische Idee und plastische-antike Form sich dermaßen in den Einsichten E. C. Stadtrathes durchdringen, daß derselbe niemals in den barbarischen, den Sinn für Kunst und Alterthum höhnennden Gewaltstreich einstimme, uns, die wahrhaft Stabilen, dem Prinzip einer profaischen Nützlichkeits oder der Willkür der Mode zu opfern. Mein Herz erweitert sich bei dem Gedanken, also daß ich auch der abwesenden Brüder gedenke, und so gelte denn auch ihnen mein Trinkspruch. Ja, es leben die steinernen Gäste hier und aller Orten. Es lebe der Kaiser Carolus am großen Münster zu Zürich und der Bürgermeister Stügi auf der Hofstatt, es lebe der große Roland, der Riese am Rathhaus zu Bremen, wozu ihm der dasige Rathskeller bestens verhelfen möge. Auch im benachbarten Rheinfelden steht so ein steinerner Eisenfresser auf dem Brunnen, den ich als Unbekannten und Ungenannten leben lasse; sowie den heiligen Fridolin in Seckingen, sammt dem Freund Hain, den er in seine Arme schließt. Item lebe hoch der große Kurfürst zu Berlin und mit ihm der alte Dessauer sammt seinem preussischen Poppe, der wackere Zietzen, und wie die Helden alle heißen auf dem Wilhelmsplatze. Es lebe der heilige Johannes Nepomucenus zu Prag und

Al' die Nepomuten

Auf großen und kleinen Brucken.

Auch den Erzkler Doktor M. Luther zu Wittenberg entbinde ich in dieser Stunde vom Bann und Interdikt und bringe ihm ein zumstbrüderliches Lebhoch; denn heute gilt des großen Schillers Phrase: „Alle Sünder sollen leben



und die Hölle nicht mehr sein!“\*) Und als er dies gesprochen, da kreischten unsichtbare Vasaunen und Zinken in den Lüften und Pauken rührten sich wie Schädel, auf denen der Tod spielt. Der Dudelsackpfeifer blies aus vollen Backen eine ganz wunderliche Melodie, gemischt aus Gaudeamus igitur und Dies irae, und das dumpfe „Hoch!“ das die Gäste ausstießen, brach sich in vielfältigem Echo an dem Kreuzgange des Münsters. Alle Glocken zitterten und die Papstglocke gab dumpfe Schläge von sich, wie wenn ein armer Sünder zur Richtstätte geführt wird. Die Wetterfahnen knarrten und in den Wipfeln der Bäume, auf der hohen Pfalz säuselten verhaltene Geisterstimmen. Ein dichter Nebel, oder wie die Physiker meinen, ein Höhenrauch stieg aus den Fluthen des Rheins. Die steinernen Köpfe am blauen Hause des Rheinsprungs, die bisher dem Mable hungrig zusehen hatten, brachen in ein gewaltiges Niesen aus, und selbst die steinerne Thierwelt wurde mit in den Kreis der Sympathie gezogen. Es klapperte der Storch und regte sein beschrotenes Flügelpaar, als wollte er hinüber zu den Gästen, um seinen Schnabel an ihrem Mahl zu wetzen. Der schwarze Dohle aus der großen und der rothe aus der kleinen Stadt brüllten sich ihre überwallenden Gefühle zu. Auch die beiden schwarzen Bären sandten sich ihre brummenden Grüße herüber und hinüber. Der goldene Schwan an des Birfigs lieblicher Mündung ließ seinen Schwanengesang ertönen, und die Schnecke auf dem Brunnen in der St. Johann Vorstadt streckte sinnig ihre Fühlhörner aus nach dem Lebensbaum, der auf dem Käppeljoch sich zu entfalten begann. Aber nun ließen sich durch den Nebel auch

---

\*) Der Papst citirte die Worte etwas frei aus dem Gedächtnisse; denn das Papier war ihm in der Begeisterung entfallen.

die längst verbliebenen Gestalten des Basler Todtentanzes in scheuenartigen Umrissen erblicken und schlangen den Reigen um die kreisende Tafelrunde. Ein unheimlicher Schauer fuhr durch die Adern der steinernen Gäste, und es war einem jeden, als ob der Tod ihn an dem Ärmel zupfte und ihn mit hineinziehen wollte in den schaurigen Todtentanz. Munacius wischte sich ein paar Mal den Schweiß von der Stirn und befahl dem Engel, fleißig mit der Ranne umherzugehen. Es wollten aber alle Künste nicht verfangen und als Delila aufstieg: „Wir sitzen so fröhlich beisammen,“ seufzte Nachbar Zell die andere Strophe: „Es kann ja nicht immer so bleiben.“ Auch der Prinz Eugen, welchen Munacius und der Ritter Georg in feierlichsten Unisono erschallen ließen, wollte die Grillen nicht vertreiben. Horch! da ließ sich vom rechten Ufer des Rheins her fernere Trommelschall vernehmen, und es zeigten sich bei näherem Aufmerken, daß es der bekannte Marsch der Ueber rheiner war, welcher bei den Fastnachtsaufzügen vor dem Löwen, dem Greifen und dem wilden Mann her zu tönen pflegt, wenn diese Ehrenthiere der minderen Stadt ihren Umzug halten. Zu ihrem Begleite war der Uli, eine Art Hauswurst oder Possenreißer, dessen Name aber der gelehrte Prof. Spreng, weiland poeta laureatus, von dem Bischof Theodulus herleitete, sowie er auch für die Ehrenthiere eine klassische Apologie schrieb. Diese Deputation drängte den Todtentanz aus der Stelle, und es schien bei den wunderlichen Tänzen, welche die Thiergestalten begannen, wieder einiges Leben in die schon halb erstarrten Massen zu kommen. Der wilde Mann, der nach alter Sitte aus den raurachischen Urwäldern her auf dem Rhein heruntergekommen war, stellte sich der Gesellschaft als den rechten „Silvester“ dar und bat, ihn ja nicht mit dem steinernen

wilden Mann in der großen Stadt zu verwechseln, dessen Anwesenheit unter den Gästen zu unangenehmen politischen Erinnerungen geführt haben würde, und der deshalb mit sammt dem „in Händen führenden“ Freiheitsbaume unter der Zeit einen Abstecher auf's Land gemacht hatte, um dort in der Mitternachtsstunde eine Volksversammlung zu präsidiren.

So weit schien nun das Symposion, wenn auch nicht wieder zu der platonisch würdevollen Haltung, so doch zu einer ehrbaren philiströsen Ergößlichkeit zurückkehren zu wollen, als plötzlich eine fatale Störung eintrat. Wer kennt nicht das Haupt des Königs, das verdammt ist, mit frecher Zunge alle zu höhnen, die aus Kleinbasel ihren Weg über die Brücke nach Großbasel nehmen? Glaubt ihr, daß der Lällenkönig, welchen kein Wanderer ungesehen läßt, der nach Basel kommt, und dem in den glorreichen Jahren des deutschen Befreiungskrieges und des Durchzugs der Allirten, ein jeder derselben, vom Kaiser aller Neußen bis zum letzten Marodeur hinab, einen liebängelnden Blick hinauffandte; glaubt ihr, daß dieser es mit gleichgültigen Augen ansehen konnte, wie die steinernen Gäste in Saus und Braus lebten, ohne ihn auch einzuladen? Dann mühtet ihr ihn nicht kennen und sein boshaftes neidisches Herz. Es lebte aber, wie ein unlängst in den Ruinen des Salzhurmes gefundenes Pergament bezeugt,\*) dieser König einst im Mohrenland und

---

\*) Dieses äußerst merkwürdige Manuscript, das in das vor-carolingische Zeitalter hinaufreicht, wird mein gelehrter Freund, Pater Paphnutius, nächstens ediren. Die Leser der Alpenrosen werden nicht ermangeln, durch Pränumeration die Herausgabe zu befördern, womit sie der historischen Wissenschaft einen nicht zu berechnenden Dienst erweisen werden.

war ein grimmer Heide. Er verfolgte die Christen und alle Heiligen, die sich vor dem Schwerte Herodis in sein Land geflüchtet hatten. Da zogen die heiligen drei Könige wider ihn zu Felde, und auch Ritter St. Georg sammelte wider ihn einen Kreuzzug, wozu Papst Urbanus durch eine Bulle aufforderte, deren vidimirte Copie dem genannten Pergamente beiliegt. Zwischen dem Euphrat und dem Tigris kam es zu einer Schlacht, worin der Mohrenkönig gefangen wurde. Die heiligen drei Könige ließen ihm nun durch den Henker das Haupt abschlagen. Als er aber des Kreuzes ansichtig wurde, das ihm sein Beichtvater, der heilige Pantalus, vorhielt, siehe, da höhnte er dasselbe und reckte die Zunge dawider, also, daß er nun zur Strafe seines Frevels fortwährend zu lallen verdammt ist. Es hatte aber dieser König eine wunderschöne Prinzessin, die hieß Lulli . . . Doch wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen, die unsere Leser durch das verheißene Werk bald im Zusammenhange erhalten sollen, und berichten nur, daß die heiligen drei Könige das Haupt mit sich nahmen als Siegeszeichen, und daß der Ritter St. Georg es an seinen Sattelknopf hing. Als nun einst die heiligen drei Könige auf ihren abenteuerlichen Zügen, im Geleite der 11000 Jungfrauen, des heiligen Pantalus und der heiligen Chrsichona nach Basel kamen und daselbst zu verweilen beschloffen, da pflanzten sie zu ewigem Andenken das Haupt auf den Thurm und wandten ihm den Rücken zu bis auf den hentigen Tag.\*)

Vange hatte die lallende Majestät von ihrer Warte

---

\*) Man sieht aus der zuverlässigen Geschichte, wie falsch die Deutungen sind, welche andere von der Auspflanzung dieses vielbesprochenen Kopfes gegeben haben, die alle zu sehr nach modernen Begriffen riechen, als daß wir sie einer Beachtung würdigen sollten.

herabgeschaut auf das Mahl, von dem sie nur das Zusehen hatte, lange vergeblich die Zunge nach den Speisen ausgereckt, ein zweiter Tantalus, als bei dem Vivat, das Urban allen steinernen Kunstbrüdern brachte, auch ihrem Haupte ein neues Leben sich mittheilte, und ehe noch die Geisterstunde vorüber war, half der Fürst der Finsterniß seinem Bundesgenossen zu einem Parforcestück, das die ganze Tafelrunde in noch größeren Schrecken versetzte, als vorher die improvisirte Erscheinung des Todtentanzes. Als nämlich der Präses des Mahles ängstlichen Blickes nach der Thurmuhr sah, ob die Stunde des Scheidens schon nahe sei, da ward er gewahr, wie die schielenden Augen des über der Uhr thronenden Kopfes sich feuriger drehten als sonst, die Zunge sich mächtiger reckte, und alle hörten, wie eine wimmernde Stimme sich vom Thurne herunter vernehmen ließ: „Nehmt mich auf in eure Mitte, auch ich gehöre zu euch.“ Dagegen aber protestirten sämmtliche Gäste aus verschiedenen Gründen. Der Papst erinnerte den Erbkönig, daß er im Bann der Kirche sei, die heiligen drei Könige wollten seine Souveränität, der heilige Georg seine Ritterwürdigkeit nicht anerkennen. Wilhelm Tell sah durch dessen Zulassung die Neutralität der Schweiz gefährdet, und Mmadius Plancus meinte, ein bloßer Kopf taue nicht an einen Congress, auf welchem der Wagen eine mindestens eben so wichtige Rolle als der Kopf spiele. Und auch das Herz fehle ihm, das bei Damen allein beliebt mache, erwiderte darauf die sentimentale Delila. Alle vereinigten sich aber in dem Grunde, daß, wenn er zugelassen würde, ihrer dreizehn am Tische säßen, und das sei vom Uebel. Selbst die Dienerschaft höhnte ihn jetzt, und der Ali schlug ihm ein Schnippchen. Da wurden aber die feurigen Augen des Völlenkönigs wie Pflugräder, die sich in furchtbarem Wirbel drehten, und

seine Zunge ward wie ein in Blut getauchter Königsmantel und reichte hinüber auf die Tafel und leckte die Brosamen vom Tische und nippte vom Hippokras in dem silbernen Glockenbecher und streifte mit Ganen erregendem Kigel die steinernen Wangen der Schönen, die zu Tische saßen. Sie war wie eines Tigers Zunge. Und sein Rachen that sich weit auf und drohte die ganze Tafel zu verschlingen. Und auch in den Lüften erhob sich ein gewaltiger Lärm. Noch schwirrten der feurige Lindwurm, den der Ritter Georg verfolgt hatte, und der Basilisk vom Augustinerbrunnen in schwärmenden Kreisen umher. Aber der Lindwurm fiel jetzt auf einen Wink des boshaften Vällentkönigs den Basilisten an, und sie stritten sich um den Basilstab, welchen der Basilisk als Lusigne der Sonveränität in den Klauen hielt. Zwischen die Streitenden fuhr das Spalenthier, welches die heilige Jungfrau und die Apostel auf ihrem Wege verfolgt hatte, mitten hinein, wie die Klage über die Mänse herfällt; aber die beiden Würmer verbaten sich die freunde Intervention. Nun hezte noch gar der Uli die drei Ehrenthiere wider die rasenden Uthiere, und die Uthiere suchten die Ehrenthiere, die Ehrenthiere aber die Uthiere zu verschlingen. Eine allgemeine Verwirrung entstand. Vergebens raunte St. Georg mit seinem Speere wider die Thiere an, und auch des Tellen Pfeile prallten an dem Schuppenpanzer des Lindwurms und des Basilisten ab. Noch viel weniger halfen die Bitten der Heiligen, die Drohungen des Papstes und die Kraftschwüre des Mnuacins. Da rückte die schlane Delisa, die bisher dem Kampfe ruhig zugehört, etwas mit dem Stahle vom Tische und unter dem damastenen Tischtuche, unter dem sich bisher der muthige Simson verborgen gehalten, weil er vorhatte, einen lustigen Streich auszuführen, ragte jetzt das Haupt dieses Helden hervor,

und seine sich mächtig wie die Eiche entfaltende Kiefengestalt erhob sich wider den fallenden Philister auf dem Thurme. Ein Steinwurf traf das Haupt desselben, zugleich aber auch die Scheibe im obersten Stocke des Thurmes, welche in klirrenden Scherben auf die Brücke darniederfiel. In demselben Augenblick stolperte Simson rückwärts über die Tafel, die urplötzlich auseinanderstob, also daß der aufstiegender Silberstaub mit den Wellen des Flusses sich vermischte, und die Glocke hinuntersank in das tiefe Bett. Vom Himmel regnete Feuer aus dem Schlunde des Lindwurms und des Basilisken, das aber gelöscht ward in des Rheines Fluthen. Jetzt gewahrten die Gäste zu ihrem Schrecken, daß sie ihrer dreizehn wären mit dem ungebetenen Gaste Simson. „Philister über dir!“ wollten sie eben ausrufen, als sie in Staub versanken. Ein Uhr schlug auf dem Münster, und sowie die Schwingungen dieses einen Schlages verhallt waren, da stand auch jeder der steinernen Companen wieder auf seinem alten Posten und sah weiter nichts, als heimkehrende Silvestergäste, die mit schweren Köpfen sich prosit's Neujahr zunickten. Die Schildwache auf der Brücke, die am Morgen ihren Rapport machen mußte, schwieg wohlweislich von allen diesen Vorfällen, sowie auch die Wächter am Rathhaus; die zerbrochene Scheibe blieb als Zeugniß bis auf diesen Tag. Daß noch viele andere ehrliche Leute nichts sollen gesehen haben, die um dieselbe Stunde über die Brücke gingen, kommt daher, daß die Menschen gewöhnlich die Augen überall haben, nur da nicht, wo sie sie haben sollen. Die Einen sahen nichts, weil sie betrunken, die Andern, weil sie zu nüchtern waren.

---

# Graf Ulrich's Beichte.

(1275)

Den

Friedrich Oser.

---

**S**o grausig gibt's kein Pergament,  
Als wie Graf Ulrich's Beichte,  
Eh schauernd ihm das Sakrament  
Der Mönch von Lützel reichte.

Als tröffe jeder Strich von Blut  
Und heißen Reuethränen,  
Die noch zuletzt mit festem Muth  
Sich nach Vergebung sehnen.

Und keinen Schächer hieß der Hirt  
Im Paradies willkommen,  
Als wie den Grafen wohl von Pfirt  
Und hat ihn aufgenommen. —

Der jüngst zur Schmach den Harneskar  
Zum Bischof mußte tragen,  
Graf Friedrich, liegt vor'm Schloßaltar  
Erstochen auf dem Schragen.

Früh Morgens lag in seinem Blut  
Der Vater in dem Bette:  
Wer von den Söhnen hat den Muth,  
Zu nahu der grausen Stätte?



Wer von den Söhnen wagt sich hin  
Zur Bahr' in der Kapelle?  
Wird nicht des Mordes zeihen ihn  
Des Herzbluts friische Welle?

Die Mutter nur, Stephania,  
Kniet auf den kalten Steinen  
Und hört nicht auf, dem Todten nah,  
Zu flehen und zu weinen. —

Von Egisheim zum Vater war  
Der Sohn nach Pfirt geritten,  
Ob längst er auch für immerdar  
Der Liebe Band zerschnitten.

Graf Ludwig war's! — Vom jähen Grimm  
Hiß er von je der Grimmel,  
Und auch des Vaters Zorn war schlimm:  
Da kommt's nicht gut, beim Himmel!

Drum, als erdolcht der Vater lag,  
Sprach Jeder im Gewimmel:  
Der Vatermörder ohne Frag  
Kann einzig sein der Grimmel!

Sein Bruder nur, Graf Ulrich, blieb  
Verstummt im dunkeln Erker,  
Als Knabe schon ein Ehrendieb,  
Ein Schleicher und ein Werker.

Und ob Graf Ludwig es beschwört,  
Bei Gott und bei Marien:  
Ich that es nicht! wird ungehört  
Er kurz des Mords geziehen!

Zu dunkler Nacht stumm ritt er heim,  
Für lebenslang gebrochen,  
Und bald auch ward zu Mevenheim  
Er in die Nacht gesprochen.

Vier Jahre noch geduldig trug  
Sein grimmes Weh der Grimmel,  
Nur manchmal Nachts sein Seufzer frug:  
Lebt Gott nicht mehr im Himmel?

Und als er lag zu Hageuthal  
Nach aller Qual im Ende,  
Schwur er's dem treuen Ehegemahl  
Zulezt noch in die Hände:

Ich sterbe froh, ich that es nicht,  
Bei Gott und bei Mariccu!  
Unschuld'g ward ich vom Gericht  
Des Vatermords geziehen!

Des armen Bruders bald vergaß  
Auf Hohenpfort der Erbe,  
Und gen die Wittve gar vermaß  
Er unwirsch sich und herbe.

Mit rohen Hechgenossen lärmt  
Er bis zur Tageshelle,  
Derweil Frau Agnes kniet verbärmt,  
Sein Weib, in der Kapelle,

Und bis es tagt den Kummer klagt  
Der Mutter voller Schmerzen:  
Ein Feuer breunt, ein Wurm dir nagt,  
Graf Ulrich, längst im Herzen!

Doch bleibt allein er, treibt's ihn fort  
Nachts in den kleinen Garten:  
Will er im Busch den Vater dort,  
Den Bruder wohl erwarten?

Tags aber schweift im dunkeln Forst  
Er nach dem Wolf und Bären,  
Dem Hirschen und des Falken Horst:  
Wird's lange so noch wahren?

Ja! lange währt's! Bald gehn in's Land  
Schon vierzig bange Jahre,  
Zeit schuldlos lag in Aecht und Schand  
Der Grimmel auf der Bahre. —

Schneeweiß derweil ward Ulrich's Bart,  
Weh! naht wohl bald das Ende?  
Oft wie in düsterm Irriuin starrt  
Er an des Erfers Wände.

Kein Trost ihm fröunt! Im Sorgenstuhl  
Liegt Tag und Nacht er ächzend,  
Als läg' er schon im Höllenpfluß,  
Nach einem Tropfen lechzend.

Und eines Tages hastig winkt  
Er Theobald, dem Erben,  
Und flüstert: Eh die Sonne sinkt,  
Hol mir den Mönch zum Sterben!

Und ob der Schneesturm tost und braust  
Und bricht im Forst die Tannen,  
Auf seinem Heugst nach Kitzel faust  
Von Pfirt der Sohn von dauuen.

Spät nahet durch den tiefen Schnee  
Der Mönch des Schlosses Mauern,  
Im Antlitz Frieden, doch auch Weh  
Und Schmerz und banges Trauern.

Und unter Schluchzen spricht in's Ohr  
Der Graf ihm lange, lange,  
Bis offen steht des Himmels Thor  
Dem Schächer zum Empfange.

Raum doch erschließt dem Sakrament  
Sich früh des Klosters Kiegel,  
Reicht Benedikt ein Pergament  
Dem Abt mit frischem Siegel.

Verwahrt ein halb Jahrtausend lag's  
Seit jener Morgenstunde  
Im Eisenschrank, bis eines Tags  
Aus Lügel schöll die Kunde:

Es lebt ein Gott! Unschuldig starb  
In Acht und Bann der Grimmel,  
Und auch der Mörder noch erwarb  
Sich reuevoll den Himmel!

Dem sieh! das alte Pergament,  
Es birgt Graf Ulrich's Beichte,  
Eh schandernd ihm das Sakrament  
Der Mönch von Lügel reichte,

Der sie auch schrieb mit flüchtger Hand,  
Eh saust der Graf verschieden  
Mit heitrer Stirn' und Ruhe fand  
Die arme Seel' und Frieden:

„Oh mir verlöscht das Lebenslicht,  
Bei Gott und bei Marieen,  
Ich hab's gethan, mein Bruder nicht,  
Den ich des Mords geziehen!

Und wird's nicht kund für alle Zeit,  
Werd' ich der Schuld nicht ledig  
Und find nicht Ruh in Ewigkeit!  
Gott sei mir Sünder gnädig!“

Und wer die Beichte liest noch heut,  
Spricht leis: Er ruh' in Frieden!  
Wer also noch die Schuld bereut,  
Bleibt nicht von Gott geschieden!

---

## Schloß Pfeedingen.

Gen

H. Vernoulli.

Der Ursprung von Pfeedingen verliert sich im Nebel der Vorzeit. Der Name ist seiner Form nach augenscheinlich ein Dorfname; das Dorf Pfeedingen ist also jedenfalls noch älter als die Burg und gab dieser den Namen. Laut einer unverbürgten Nachricht wurde das Schloß schon im 11. Jahrhundert durch irgend einen deutschen Kaiser Heinrich — sei es nun II, III, IV — dem Bisthum Basel geschenkt.<sup>1)</sup> Diese Angabe, so ungewiß sie erscheinen mag, ist keineswegs zu verwerfen, da uns gerade aus jener Zeit noch weit bedeutendere Schenkungen der Kaiser an das Basler Bisthum durch Urkunden bezeugt sind.<sup>2)</sup>

Die erste sichere Erwähnung von Pfeedingen finden wir allerdings erst 100 Jahre später, z. J. 1135. Damals lebte Kottler von Pfeedingen, einer der vier Stifter des Klosters Beinwil.<sup>3)</sup> Vermuthlich trug schon er die Burg, nach welcher er sich nannte, vom Bischof von Basel zu Lehen, in gleicher Weise wie später die Grafen von Tierstein. Kottler erlebte noch den zweiten Kreuzzug (1147);<sup>4)</sup> doch den Ausgang seines Geschlechtes kennen wir nicht. Wiederum 100 Jahre später, z. J. 1235, finden wir zum ersten Mal auf der Burg Pfeedingen einen Grafen von Tierstein, nämlich Rudolf, den Sohn jenes ältern Rudolf, welcher um's Jahr 1180 auf dem Felsen oberhalb Büßlerach das

Schloß Tierstein, die neue Stammburg seines Hauses, erbaut hatte.<sup>5)</sup> Von diesem jüngeren Rudolf ausgehend, der z. B. 1235 als Herr von Pfeffingen erscheint, folgen sich nun die Tiersteiner in ununterbrochener Linie; aber nochmals vergehen volle 100 Jahre, bis wir von ihrem Schlosse etwas Bestimmtes vernehmen. Im Jahre 1335 — so lesen wir bei Matthias von Neuenburg<sup>6)</sup> — wurde Graf Waltram von Tierstein in seinem Schlosse Pfeffingen belagert durch Johann von Chälons, den Bischof von Basel. Aber unversehens überraschte der Tod den streitbaren Bischof, und der Graf und sein Schloß waren gerettet. Die Ursache dieser Fehde wird uns nicht erzählt; vermutlich hing sie zusammen mit dem langjährigen Streite, den Johann von Chälons mit dem Basler Domkapitel führte, weil dieses ihn, den vom Papste zu Avignon aufgedrungenen Franzosen, als Bischof nicht anerkennen wollte. Ohne Zweifel stand auch Graf Waltram auf Seite des Domkapitels; denn einer der Domherren, Rudolf von Tierstein, war sein naher Verwandter.<sup>7)</sup>

Kann war übrigens der fremde Eindringling gestorben, so wählten die Domherren einen Bischof nach ihrem Sinne, nämlich Johann Sem von Münsingen, einen Verwandten der Tiersteiner. In seine Regierungszeit fällt das große Erdbeben von 1356, welches nicht nur die Stadt Basel, sondern auch die meisten Burgen der Umgegend in Trümmer stürzte. Pfeffingen ist beinahe das einzige Schloß, von welchem wir bei diesem Unglück etwas näheres erfahren. Eine etwa 40 Jahre später geschriebene Chronik berichtet uns folgendes:<sup>8)</sup>

„Do viel auch Pessingen, und ein sind in einer wagen  
„(Wiege), des götti was der bischoff von Basel. der kam  
„mornendes ritten und welt gon Basel. do frogt er, ob  
Jahret uch.

„sin got (Pauthentind) wer uskomen. do sprochent si: Nein.  
„— do hies er das kind suchen in der halden. do ward es  
„funden zwissent zwien grossen steinen und weinet in der  
„wagen. — das ward ein wib und gewann vil finden.“

Der Bischof kam ohne Zweifel von Delsberg, der gewöhnlichen Residenz der Bischöfe, die in jener Schreckensnacht des 18. Oktober ebenfalls war zerstört worden. Die Straße nach Basel führte damals nicht wie heutzutage längs der Thalsohle der Birs über Grellingen, sondern von Laufen her über die Höhe, die sog. Platte, unter dem Schlosse Ams vorbei. Der Anblick dieser letzteren, gleichfalls eingestürzten Burg mochte den Bischof bewogen haben, den Umweg über das nahe Pfeffingen zu nehmen, um nach seinen Freunden zu sehen.

Sein Pauthentind in der Wiege, das hier unter den Trümmern entdeckt wurde, war wohl niemand anders als jene Berena von Tierstein, die Tochter Graf Walrasss, welche sich später zweimal vermählte, und zwar in erster Ehe mit Hans Ulrich von Hasenburg (Auel).<sup>9)</sup> Dieser war Basels Feind in der Fehde, welche zwischen der Stadt und ihrem Bischof, Johann von Vieune, 1374 ausbrach. Deshalb zogen die Basler gegen sein Schloß Auel und verbrannten das Städtchen unterhalb desselben, doch ohne die Burg zu gewinnen.<sup>10)</sup> Auch Pfeffingen litt in diesem Kriege, indem das Dorf ein Raub der Flammen wurde.<sup>11)</sup> Zwölf Jahre später wurde Berena von Tierstein Wittwe;<sup>12)</sup> denn ihr Gemahl fiel 1386 bei Sempach,<sup>13)</sup> und mit ihm ihre zwei Vettern, die Grafen Johann und Walrass von Tierstein. Der eine von diesen Gefallenen, Walrass, hinterließ zwei unerwachsene Söhne, Bernhard und Hans, und diese erbten 1403 gemeinsam das Schloß Pfeffingen, nachdem Berena's Vater und Brüder alle gestorben waren.



Sie selbst war um diese Zeit in zweiter Ehe vermählt mit Peter von Ely, dem Herrn von Roche d'Or oder Goldenfels.<sup>14)</sup>

Raum hatten die jungen Herren, Hans und Bernhard, ihr Erbe angetreten, so geriethen sie in Streit mit dem Hause Oestreich, weil dieses einige Lehen, die Berena's Vater innegehabt hatte, ihnen nicht übertragen wollte. In der Fehde, die sich hieraus entspann, überfielen die Grafen in der Bannmeile Basels zwei östreichische Unterthanen aus dem Suntgan und führten sie gefangen nach Pfeffingen.<sup>15)</sup> Diese Gebietsverletzung zu rächen, zogen die Basler unter dem Bürgermeister Arnold von Bärenfels im November 1406 vor das Schloß. Zum ersten Mal bei diesem Anlasse erschienen auch Zugüge aus dem neu erworbenen Landgebiet, d. h. aus den Neutern Viestal, Homburg und Waldenburg. Zugleich zogen unter dem Stadtpanner nicht weniger als 564 Zussassen, welche das unentgeltliche Bürgerrecht verdienen wollten und auch wirklich erlangten. Der Zug verlief übrigens sehr friedlich. Die Basler lagen keine 3 Tage vor dem Schlosse, so wurde ein Waffenstillstand bis Weihnachten vereinbart, um während dieser Zeit zwischen Tiersstein und Oestreich den Frieden zu vermitteln, und so kehrten die Basler ohne Schwertstreich wieder heim.

Die Fehde hatte nur für kurze Zeit das gute Einvernehmen zwischen Oestreich und den beiden Grafen getrübt. Hans, als der jüngere, scheint die nächsten Jahre hindurch in der Ferne sein Glück versucht zu haben. So finden wir ihn 1408 in den Niederlanden, im Dienste des Herzogs von Burgund, wo er in der Schlacht bei Hasbain gegen die Rütticher den Mitterschlag empfing.<sup>16)</sup> Aber später, seit 1418, erscheint er wieder in unserer Gegend als Landvogt Herzog Friedrichs von Oestreich, wie er denn überhaupt in

der Folgezeit immer als treuer Anhänger des Hauses Oestreich sich erwies.

Sein älterer Bruder Bernhard scheint diese Sympathien weniger getheilt zu haben. Durch seine erste Gemahlin Ita war er der Schwager Friedrichs, des letzten Grafen von Toggenburg, dessen Hinterlassenschaft unter seinen Freunden, den Eidgenossen, so große Zwietracht stiftete und den alten Zürcherkrieg hervorrief. Von den toggenburgischen Besitzungen hatte Graf Bernhard die Herrschaft Wartau im Sargans erhalten. Als nun der Zwist begann, da stellte er sich auf Seite der Eidgenossen; im November 1437 schloß er nicht nur ein 12-jähriges Bündniß mit der Landschaft Sargans, sondern sandte auch Boten nach Pfeffingen, um das Schloß unter den Schirm der Stadt Bern zu stellen, d. h. den Bernern das Besatzungsrecht einzuräumen. Aber sein Bruder Hans, als Anhänger Oestreichs, suchte dies zu hintertreiben; er überfiel die Knechte Bernhards auf dem Schlosse; sie wurden theils gefangen, theils erstochen. Uebrigens vergingen keine 6 Wochen, so war der Streit dadurch erledigt, daß Graf Bernhard kurz vor Weihnachten 1437 zu Zürich starb. So war nun Graf Hans, mit Oestreichs Unterstützung, alleiniger Herr von Pfeffingen.<sup>17)</sup>

In den nächstfolgenden Jahren schärften sich die Gegensätze immer mehr. Basel schloß 1441 das 20-jährige Bündniß mit Bern, also indirekt mit den Eidgenossen, und ein Jahr später verband sich Zürich mit Oestreich. Der Krieg entbrannte: Oestreich sah sich nach weiterer Hilfe um, und so erschienen im August 1444 in unserer Gegend die Armagnaken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Graf Hans von Tierstein, als Anhänger Oestreichs, diese Gäste herbeigewünscht hatte. Das wußte man in Basel und des-

halb wurden später auch über ihn, wie über andere Edelleute, Erkundigungen eingezogen, um zu erfahren, inwiefern er diesen Feinden der Stadt behilflich gewesen sei.

Die Aussagen der damals vernommenen Zeugen sind uns noch erhalten und geben uns ein Bild von dem, was in jenen Tagen in der Nähe von Pfeffingen vorging.<sup>15)</sup>

In jungen Jahren im Dienste des Herzogs von Burgund, hatte Graf Hans die französischen Söldnerheere aus der Nähe kennen gelernt; er mochte daher aus Erfahrung wissen, wie dieses fremde Kriegsvolk dem Freunde so verderblich werden konnte, wie dem Feinde, und daß also hier vor allem Vorsicht geboten sei. Deshalb finden wir den Grafen, wie er zum Voraus die Meier seiner Dörfer auffordert, ihre Vorräthe in Sicherheit zu bringen, und zwar ja nicht nach Basel — denn gerade diese Stadt wollten die Fremden erobern — sondern zu ihm hinauf in's Schloß Pfeffingen.

Nachdem er so für sich und die Seinen gesorgt, schickt er einen Knecht zu den versammelten Bauern des Kaufener Thales, welche an der Platte und Klus, nur eine halbe Stunde von Pfeffingen, zum Schutze ihres Thales sich verschanzen und wachen. Der Knecht des Grafen soll den Leuten begreiflich machen, daß die Armagnaken keine Feinde seien; aber wie er mit ihnen spricht, erscheint bereits eine Anzahl dieser Fremden und straft seine Worte Lügen, indem sie kurz und gut über einige außerhalb des Verhaues stehende Bauern herfallen. Dies geschah Montags am 24. August. Der Feind griff zwar die Verschanzung nicht weiter an, nahm aber Quartier im Dorfe Pfeffingen. Von hier aus entwickelte sich schon folgenden Tags ein nachbarlicher Verkehr mit dem Schlosse. Vor der Fallbrücke erschien bald dieser, bald jener, um Lebensmittel zu kaufen. Meist be-

zahlten sie wirklich, was verlangt wurde, z. B. 2 Berner-  
plapart um eine Maß Wein. Einige hinwiederum ver-  
fielen auf ein neues Zahlungsmittel; sie brachten gefangene  
Bauern, die sie zum Kostanf aanbten. Hans Viktum, ein  
Kaplan am Basler Münster, der sich zufällig auf dem  
Schlosse befand, kaufte 30 Gefangene los, indem der Be-  
trag des Lösegeldes in Wein geliefert wurde; der Gegen-  
werth betrug 2 Saum.

Der ganze Verkehr zwischen dem Schloß und den  
Freunden beschränkte sich übrigens auf die Fallbrücke; denn  
kein Armagnate wurde in's Schloß gelassen, und selbst als  
Hauptleute sich anmeldeten, kam der Graf lieber zu ihnen  
heraus. Er sprach, aß und trank mit ihnen — aber nur  
draußen auf der Brücke. Die Freunde ihrerseits schenkten  
ihm auch kein größeres Zutrauen. Sie genoßen nichts,  
ohne daß der Graf vorher selber, vor ihren Augen, davon  
genouunen hätte. Am Mittwoch (26. August) war es stille  
sowohl um das Schloß herum, als in den Dörfern; schon  
vor Tage war Alles gegen Basel aufgebrochen wegen der  
erwarteten Schlacht. Erst Abends spät kamen einige deutsche  
Reisige wieder zurück vor's Schloß, das Ereigniß des Tages  
zu verkündigen. Auf die Frage aus dem Schlosse, „was sie  
in so später Stunde wollten,“ erscholl die Antwort:

„Wir habent disen ganzen tag gefochten und gestritten.“

„Wer ist nider gelegen?“

„Die Switzer sint da nider gelegen!“

„Wie vil ist ir erstochen?“

„By viertuseut!“

Das war genug für den Grafen und seine Leute, mehr  
begehrten sie vorderhand nicht zu wissen.

Tags darauf war der Platz vor dem Schlosse wieder  
belebter als gewöhnlich. Die Sieger hatten hier einen

Markt aufgeschlagen, um die mitgebrachte Beute zu verkaufen, d. h. namentlich die Harnische ihrer erschlagenen Kameraden. Manches Stück wurde von Leuten im Schlosse gekauft, bis der Graf diesen Handel verbot.

Wie es an diesem Tage in den nächsten Dörfern zu gieng, das mag ein Beispiel zeigen. In Aesch wohnte ein hintender Schneider, und dieser erzählte später, es sei eine Gesellschaft von Knechten in sein Haus gekommen, und habe eine große „Kütte“ (Setzhild) voll Schafe und Schweine von St. Jakob mitgebracht; davon hätten sie bei ihm verzehrt, und habe er müssen „inen da braten und ihr knecht sin.“ — Uebrigens traf das Dorf bald größeres Unglück. Weil der Müller sich geweigert hatte, zu mahlen, wurde die Mühle angezündet, wodurch auch das übrige Dorf ein Raub der Flammen wurde. Wohl dasselbe Schicksal hätte auch das Schloß Pfeffingen betroffen, wenn der Graf die Fremden eingelassen hätte. Denn als diese endlich zu Ostern 1445 das ausgesogene Land verließen, da verkündeten sie vielfach ihren Anbruch durch den Brand der Schlösser, welche ihnen bisher als Winterquartiere gedient hatten.

Raum aber hatten die unliebsamen Gäste den Sontgan völlig geräumt, so rüstete sich Basel zum Kriege gegen Oestreich. Zunächst wurden in der Stadt alle Ritter und Aichtbürger, welche östreichische Lehen trugen, zum Antritt aus dem Rathe bewogen, und sobald dies geschehen war, begann die Stadt mit bewaffneter Macht sich der umliegenden Schlösser zu versichern. Der erste Zug galt dem Schlosse Blotheim, dem Sitz Götz Heinrichs von Eptingen, der sich, obschon Basler Bürger, doch der Stadt feindlich gezeigt hatte. Am 13. April zogen 500 Mann unter dem Zunftmeister Oespernell vor das Schloß, erlangten sofortige

Uebergabe und kehrten, nach Zurücklassung einer kleinen Besatzung, noch denselben Abend wieder heim.<sup>19)</sup>

Schon der nächste Zug, acht Tage später, galt dem Schlosse Pfeffingen.<sup>20)</sup> Am 20. April, vor Tagesanbruch, ritt Bürgermeister Hans Rot mit den Reifigen hinaus gegen die Burg. Ohne Zweifel wußten sie, daß Graf Hans abwesend war zu Ensisheim, und daß nur die Gräfin sich mit den Kindern und einigen Knechten auf dem Schlosse befand. Vor diesem angelangt, verlangte der Bürgermeister Einlaß, um es zu Händen Basels zu besetzen, damit der Stadt aus demselben kein Schaden könne zugefügt werden. Die Gräfin, eine geborne von Wineck, antwortete abschlägig. Diese Antwort war vorausgesehen; denn nun zog Hans Rot einen Fehdebrief hervor und stellte ihn der Gräfin zu. Damit war der Form Genüge geleistet, und die Feindseligkeiten konnten von Rechtswegen beginnen. Vor allem eilte ein Bote nach der Stadt, um die zur Belagerung nöthige Streitmacht, d. h. das Hauptpanzer mit dem Fußvolk der Zünfte, sammt dem Geschütze zum Anbruch zu mahnen. Erst wenn dieses zur Stelle war, konnte mit der Belagerung des Schlosses Ernst gemacht werden. Für die Besatzung war wenig Aussicht vorhanden, daß es dem Grafen von Tierstein gelingen werde, in nächster Zeit genügende Streitkräfte zum Entsatze zusammenzubringen. Wohl aber mußten sie gewärtig sein, daß die Beschießung in wenigen Tagen beginnen werde, und wer konnte wissen, wie lange die Maueru den Geschossen der Basler widerstehen würden? Dennoch hatte die Gräfin, als eine muthige Frau, die Uebergabe verweigert. Aber kaum hatte sie für die Besatzung den Fehdebrief Basels angenommen, so zeigte sich's, daß ihre Knechte anders dachten, als sie; die Männer alle, bis auf zwei, sie weigerten sich, auf dem Schlosse zu bleiben!

Wer sich nun über die Feigheit dieser Leute entrüsten möchte, der vergesse nicht, daß für sie auch die Gefahr eine ganz andere war, als für die Gräfin. Im schlimmsten Falle, wenn das Schloß erobert wurde und die Besatzung den Baslern in die Hände fiel, so konnte die Gräfin mit Sicherheit auf anständige und standesgemäße Behandlung zählen. Die Knechte hingegen mußten gewärtig sein, der Erbitterung der Belagerer geopfert und sammt und sonders hingerichtet zu werden; denn das Beispiel von Greifensee, das sich kaum ein Jahr vorher zugetragen hatte, war für jene Zeit durchaus nichts Unerhörtes. Es kann daher nicht so sehr befremden, wenn die Knechte auf Pföffingen, bei den ungünstigen Ansichten für eine längere Vertheidigung, den Muth ihrer Herrin nicht theilten. Immerhin brachte ihre Weigerung die Gräfin in die mißlichste Lage. Da sie die Aufnahme einer baselischen Besatzung verweigert und den Fehdebrief schon angenommen hatte, so mußte sie gewärtigen, daß jetzt die Basler nur noch bedingungslose Uebergabe annehmen und alsdann je nach Gutfinden das Schloß von Grund aus zerstören würden. So herrschte denn in der Burg die größte Rathlosigkeit, indeß draußen die Basler auf die Ankunft ihrer Hauptmacht warteten.

Doch mitten in dieser Bedrängniß kam der Gräfin eine unerwartete Hilfe. Gegen Mittag kamen der Bischof von Basel, Friedrich ze Rhin, und der Freiherr Rudolf von Ramstein herbeigeritten, zwei Männer, die in jener Zeit oft und viel als Friedensvermittler auftraten. Beide kamen aus der Nähe; denn Rudolf von Ramstein bewohnte sein Schloß Zwingen, und der Bischof die Burg Birseck, seinen Lieblingsaufenthalt. Beide Herren waren in Basel beliebt und wurden gerne als Unterhändler angenommen; doch mit noch größerer Bereitwilligkeit wurde ihnen im Schlosse Ein-

laß gewährt. Die Belagerer wußten offenbar noch nicht, wie schlimm es drinnen mit der Besatzung bestellt war; dem Bischof aber mußte daran liegen, das Schloß, als ein Leben des Bisthums, vor der Zerstörung zu bewahren. So gelang es ihm denn, die Basler, noch bevor ihre Hauptmacht eingetroffen war, zur Annahme derselben Bedingungen zu bewegen, die sie vor der Kriegserklärung gestellt hatten: das Schloß sollte von Basel nur besetzt, aber nicht zerstört werden.

Diese Vereinbarung kam nur mit Mühe zu Stande, nach langem und vielem Hin- und Herreden. Sobald sie aber beiderseits angenommen war, so sandte der Bürgermeister wieder einen Boten gegen Basel hin, um die Hauptmacht mit dem Geschütz nicht unnöthiger Weise herankommen zu lassen. Diese hatte unter dem Rüstmeister Andreas Dspornell erst Nachmittags die Stadt verlassen; der Bote traf sie oberhalb Reinach, und so kehrten sie sofort wieder um.

Als das Schloß übergeben wurde, war auf demselben nur noch die Gräfin mit ihren Kindern und den zwei treu gebliebenen Knechten. Die andern hatten sich schon vorher aus dem Staube gemacht, — vermuthlich auf irgend einem Fußwege auf der weniger zugänglichen Südseite, wo die Basler, die nördlich vor der Burg standen, sie nicht hatten sehen können.

Der Abschied der Gräfin von ihrem Schlosse wird uns von einem Zeitgenossen folgendermaßen erzählt:<sup>21)</sup>

„Item junter Rudolff von Ramstein nam die von Tierstein hinder sich uff das pherd, mit iren cleidren, cleinoet, und die jungen herren, und furt sü mit im gou Zwingen. do sü für das slossz kam, schrey sü mort uff die von Basel. do sprach der von Ramstein: swig! oder dü mud ich tömend umb das leben.“



Die hier erwähnten „jungen herren“ waren ihre beiden Söhne, die späteren Grafen Oswald und Wilhelm, und ihr Neffe Friedrich, der Sohn des verstorbenen Bernhard — alle drei noch im Knabenalter. Der letztere starb wenige Jahre später, ohne das Mannesalter erreicht zu haben; den beiden Söhnen hingegen werden wir später noch begegnen. Das Schloß Zwingen, das hier als eine Zuflucht der Vertriebenen erscheint, war damals für eine ehrbare Frau kein sehr passender Aufenthalt. Denn der Lebenswandel des letzten Freiherrn von Ramstein war nicht besser als derjenige seiner Gemahlin, und die Töchter folgten dem Beispiel der Eltern.<sup>22)</sup>

Kaum hatte übrigens die Gräfin von Tierstein in diesem zweideutigen Asyl sich umgesehen, so kam folgenden Tags die Nachricht, daß auch Tierstein, die kaum zwei Stunden entfernte Stanimburg, von den Solothurnern sei eingenommen worden.

Auf dem Schosse Pfeffingen ließen die Basler eine Besatzung von fünfzehn Söldnern zurück. Zum Schloßvogt wurde Dietrich Sürkin ernannt und Hans Jselin ihm beigegeben.<sup>23)</sup>

Während nun diese Besatzung auf Pfeffingen lag, fuhr Basel fort, gegen seine Feinde auszuziehen und einzelne Schlösser im Surtgau einzunehmen, bis Ende Juli die förmliche Kriegserklärung an Oestreich erfolgte. Die noch übrigen Sommermonate August und September sahen die Verwüstung des Breisganes und Surtganes, die Eroberung des Steins zu Rheinfelden und die erfolglose Belagerung von Seckingen. Auf diese folgten den Winter hindurch zahlreiche kleinere Streifzüge, sowohl von Seite der Basler, als ihrer Feinde. Diese letzteren verfügten übrigens nie über große Streitkräfte und konnten also nicht daran denken, etwa Pef-

singen zu betagern. So blieb dort die baselische Besatzung manchen langen Monat hindurch ohne irgendwelche Beunruhigung. Dietrich Sürliu hatte schon längst seine Frau und Kinder aus der Stadt nachkommen lassen und sich in der gräßlichen Wohnung häuslich eingerichtet. Er und seine Untergebenen wurden durch die lange Ruhe allmählig sicher und sorglos; sie hielten, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „ein vorlich wacht.“<sup>24)</sup> Dies scheint den Feinden nicht entgangen zu sein; es trat aber noch ein anderer Umstand hinzu, der ihre Gedanken nach Pessingen lenken mußte. In Rheinfelden hatten am 8. Februar 1446 die Basler angefangen, das Schloß, das sie vor 5 Monaten erobert und seither besetzt hielten, von Grund aus zu zerstören.<sup>25)</sup> Wer bürgte dafür, daß sie dieses zweckmäßige Verfahren über kurz oder lang nicht auch an Pessingen anwenden könnten? Mochte wohl der Rath von Basel den geschlossenen Vertrag zu halten wünschen; wer konnte wissen, wie bald die Zunftbürger die Schleifung auch dieses Schlosses erzwingen würden? Kein Wunder daher, wenn die österreichischen Edelleute auf Mittel sahen, der Zerstörung zuvorzukommen und die Burg durch einen kühnen Handstreich wieder in ihre Gewalt zu bringen. Graf Hans von Tierstein war damals in der Ferne, am Bodensee, wo er für Oestreich den kleinen Krieg gegen die Eidgenossen organisirte. Die Söldner dieser Vextern nannten sich „Wöcke“; gegen diese sammelte er Leute, wie wir in einer Constanzer Chronik lesen:<sup>26)</sup>

„Und nampt er die sinen die woelff, und maint, er  
„woelt die boeck mit den woelfen vaden; aber es geriet  
„im nit.“

Statt seiner war in unserer Gegend Peter von Mörsperg wohl der thätigste und verwegenste unter den Feinden

Basels, und dieser unternahm es, an Pfessingen sein Glück zu versuchen.<sup>27)</sup> In der Nacht vom 17. auf den 18. Februar 1446 gegen 2 Uhr Morgens, erstieg er mit seinen Leuten unbemerkt die Mauer und gelangte in die Wachtstube, wo er die Besatzung, nur noch aus 8 Söldnern bestehend, in tiefem Schlafe überraschte und gefangen nahm; Allen wurden sofort die Hände gebunden. Der Schloßvogt Sürliu scheint vom Geräusch erwacht zu sein und ein Schwert ergriffen zu haben, denn er allein wurde verwundet. Als Gefangener wurde er, sammt seinem Sohne und Hans Zjelin, gebunden und in die Stube zu den Uebrigen gebracht. Sobald dies geschehen, machten sich die Eroberer an die Plünderung des Schloßes, und diese Gelegenheit benützte Zjelin, um sich hinauszustehlen. Durch die finstere Nacht begünstigt, gelang es ihm, wenn auch mit Mühe und Noth, trotz der gebundenen Hände, über die Mauer hinauf in's Freie zu gelangen. Er eilte nach Basel, das Geschehene zu berichten; die Gefangenen aber wurden nach Pfirt geführt, das Peter von Moersperg damals pfandweise besaß, und dort in einem Thurme des Schloßes verwahrt.

Für Basel war fortan nicht nur die Verbindung mit Delsberg abgebrochen, sondern die Ueberfälle hart vor den Thoren der Stadt nahmen überhand, und wer sich hinaus wagte, seine Feldarbeit zu verrichten, der mußte gewärtig sein, von den Reißigen überrascht und erstochen zu werden. Der Rath von Basel scheint sich der Illusion hingeeben zu haben, das Schloß nun gleichfalls durch List wieder gewinnen zu können. Denn es wird uns berichtet, es sei den feindlichen Reißigen von den Söldnern Basels mancher Hinterhalt gestellt worden, doch ohne Erfolg: „aber ih heutent sich zu wol.“<sup>28)</sup> — Uebrigens wird ein einziger Versuch dieser Art speziell erwähnt. Am 3. März nämlich zogen

die Basler Söldner Nachts in aller Stille vor das Schloß und legten sich in einen Hinterhalt. Als nun Morgens in der Frühe einige Reisige herausritten, fielen die Basler über sie her; ihrer drei wurden erstochen, die andern gefangen in die Stadt geführt. Offenbar hatten die Basler gehofft, durch das geöffnete Thor in's Schloß zu dringen und die Besatzung zu überrumpeln; aber die Gefangenen mußten dafür entgelten, daß dieser Aufschlag mißlungen war. Sie wurden in Basel enthauptet.<sup>29)</sup>

Weitergehende Folgen hatte ein anderer Versuch, der 3 Wochen später unternommen wurde.<sup>30)</sup> Samstag Abends, den 26. März, wurden 300 Mann ausgesandt, welche die Nacht hindurch und den ganzen Sonntag über in der Nähe des Schlosses sich still verhielten, dasselbe auszuspähen. Sie überzeugten sich von der Schwäche der Besatzung; wirklich waren nur 16 Mann auf der Burg. Durch diese Beobachtung ermunthigt, eilte Sonntag Abends eine Botschaft nach Basel, um dem Rathe die rasche Eroberung des Schlosses durch Sturm in Aussicht zu stellen, sofern eine genügende Streitmacht herzugesandt würde. Der Rath zögerte nicht länger, den Zug gegen das Schloß zu unternehmen; ein Zeitgenosse bemerkt hiezu:<sup>31)</sup>

„Solichs geschach zu wolgefallen der gemein, dann sy  
„schrwent täglich wider den radt.“

Montags in der Frühe zog das Hauptpanner mit 1000 Mann zu Pferde und zu Fuß vor das Schloß. Außer dem nöthigen Sturmgeräth führten sie nur 4 kleine Büchsen mit sich. Hans von Munsthal, der die Besatzung befehligte, war einer der Genossen Peters von Mörsperg und gehörte zu jenen Edelteuten, welche durch ihre Haltung zur Zeit der Armagnaken am meisten compromittirt waren. Die

Aufforderung zur Uebergabe des Schlosses erwiderte er abschlägig und gewärtigte den Sturm.

Bevor wir uns nun zu diesem Sturme wenden, suchen wir vor allem uns zu vergegenwärtigen, wie das Schloß in jener Zeit mag ausgesehen haben.<sup>22)</sup> Das älteste Gebäude des Schlosses ist unstreitig jener feste Hauptthurm, dessen Trümmer noch heute das Ganze überragen. Er erhebt sich hart über dem jähen Abhange, den der Berg gegen Süden bildet. Der Grundriß dieses Baues, durchaus unregelmäßig, folgt lediglich der natürlichen Form des Felsens, auf dem er steht, sowie auch seine Mauern, aus roh behauenen Quadern erbaut, auf der zugänglicheren Nordseite geradezu doppelt so dick sind, als auf der steilen Südseite. Diesen Thurm, als den Kern der ganzen Anlage, umgaben auf der Nordseite zwei Schloßhöfe, nämlich ein oberer gegen Westen hin und ein unterer gegen Osten; zwischen beiden, direkt gegen Norden, erhob sich ein stattliches Wohnhaus. Von diesen Höfen hatte nicht nur jeder sein eigenes Thor in's Freie, sondern der untere, gegen Osten, hatte deren sogar zwei, so daß das Schloß in seinem ganzen Umfange nicht weniger als drei Eingänge hatte. Für diese Eigenthümlichkeit läßt sich wohl kaum ein anderer Grund annehmen, als die Rücksicht auf die Lastkarren, welche Vorräthe in's Schloß führten. Wie noch heute die Ruine deutlich zeigt, so war der freie Raum zwischen den Gebäuden überall so eingeengt, daß wir die beiden Höfe ebensovgt zwei Gäßchen nennen könnten, in welchen auch der einfachste zweirädrige Karren schwerlich umzukehren vermochte. Die drei Thore waren also wesentlich zur Erleichterung des Verkehrs angebracht, da ja sonst ein einziges genügt hätte. Ob nun alle drei schon 1446 vorhanden waren oder nicht, das müssen wir dahingestellt sein lassen,

indem die wenigen Berichte, die wir über den Sturm haben, sich hierüber nicht klar aussprechen. Nur so viel ist sicher, daß das Schloß damals nur Eine Fallbrücke hatte; der künstliche Graben, der später die ganze Nordostseite umschloß, war also noch nicht vorhanden, wohl aber die natürliche Felsvertiefung auf der Westseite, und über diese führte von jeher eine Fallbrücke.

Für das Innere des Schlosses ist es kaum möglich, aus dem Grundrisse der Ruine zu bestimmen, durch wie viel Pforten der Weg von den äußeren Thoren bis zum Eingang des alten Hauptthurmes mag geführt haben. Die Basler hingegen, wenigstens die Hauptleute, wußten von früher her genau, wie es im Innern ansah, und konnten sich deshalb die Schwierigkeiten des Sturmes nicht verhehlen. Wir lassen hier dem Hans Brüglinger das Wort, jenem Kunstmeister der Brodbacken, dessen Chronik uns über diesen Sturm den verhältnißmäßig ausführlichsten Bericht gibt, und der ohne Zweifel hier als Augenzeuge spricht:

„Als nun min heren des flosses gestalt wol wußtent,  
„do woltent min heren den solch nüt rotten, das sy es  
„underständent zü stürmen; sy warten es ouch nüt, wer  
„mätwilen wolt, der mocht es tün. und wart das solch zü-  
„samengerneft und wart gefrogt, wer an den sturm wölte,  
„das der uf eine sitten ston solt. als was das solch fast  
„mätig und woltent ie ir heil versüchen, und rusteten sich  
„mit leitren und tertschen (Sturmschilden) und was zem  
„Sturm gehört.“

Die Haltung der Mannschaft, welche den Kampf herbeiwünscht, mag auf den ersten Anblick heldenmüthiger erscheinen, als das Benehmen „miner heren“, d. h. der Hauptleute und Rathsglieder, die sich völlig passiv verhalten und es ihren Untergebenen anheimstellen, ob überhaupt etwas

geschehen solle oder nicht. Jedoch konnten die Hauptleute darauf zählen, daß im Falle eines Mißerfolges die ganze Verantwortung ihnen zugewälzt würde, und bei der Aufregung und dem fortwährenden Mißtrauen, das in jener Zeit unter einem großen Theile der Bürgerschaft herrschte, mußten sie alsdann froh sein, wenn nicht gar noch über Verrath geschrien wurde. Die Hauptleute wußten also sehr wohl, was sie thaten, als sie den Beschluß zum Sturm ganz und gar der Mannschaft überließen.

Auch als diese ihren Willen kundgethan hatte, scheinen sie zur Ausführung nur die allgemeinen Anordnungen getroffen zu haben. Um die Kräfte der ohnehin schwachen Besatzung zu zersplittern, sollte der Sturm an drei verschiedenen Stellen gleichzeitig beginnen, und wurden demgemäß 3 Abtheilungen gebildet; denn Brüglinger fährt fort: „und rusteten sich mit leitren und tertschen, und was zem „sturm gehört, und machten dry hauptman, und fielen „iestlichem so vil zu, als er haben mocht, und solten eins- „mols sin angetreten“.

Demnach war es wiederum die Mannschaft, welche die 3 Hauptleute für den Sturm wählte, und überdies war es jedem Einzelnen überlassen, welchem von diesen dreien er sich anschließen wollte. Das Princip der individuellen Freiheit war mithin so weit getrieben als nur immer möglich.

Bei dieser Organisation des Angriffs kam es kaum noch wundern, wenn es bei der Ausführung des Planes an der nöthigen Pünktlichkeit und am rechten Zusammenwirken fehlte. So lesen wir denn bei Brüglinger:

„Und solten einsmols (gleichzeitig) sin angetreten. das „geschach aber nit, und drat man by der salbrug zem ersten „an, und al die usen slos worent, die koment all uf dis. „also wercht man zümol manlichen, und hüwen zü stunt

„ein tor uf, und wurfent sy so starck mit grosen steinen  
„und schusent mit büchsen und armbresten, das vil uf dem-  
„selben ord verwunestet (verwundet) wart, eb sy anderswo  
„antrottent. also brach man bald zu der andern tür in.“

Unter „der Fallbrücke“ ist ohne Zweifel, wie wir ge-  
sehen haben, das westliche Thor zu verstehen. Hier also  
war es gelungen, trotz heftiger Gegenwehr, die aufgezo-  
gene Brücke herunterzuschlagen, die Thorflügel zu zertrümmern  
und so in den westlichen Schloßhof zu dringen. Dies alles  
war geschehen, „eb sy anderswo antrottent“, also bevor an  
einer andern Stelle der Sturm auch nur begonnen hatte.  
Wenn wir nun fragen, was denn die andern zwei Abthei-  
lungen überhaupt thaten, so müssen wir uns mit den  
Worten begnügen: „also brach man bald zu der andern  
„tür in.“ — Zu dieser „andern Thür“ dürfen wir wohl ein  
Thor des untern oder östlichen Schloßhofs vermuthen, das also  
erst aufgebrochen wurde, nachdem die Fallbrücke des west-  
lichen Hofes schon erobert war. Jedenfalls aber wird  
Brüglinger hier durch zwei andere, ebenso alte Berichte  
ergänzt,<sup>21)</sup> welche beide angeben, daß im Ganzen nicht  
weniger als drei Thore aufgebrochen wurden, und daß an  
einem vierten die Aufstrebungen der Stürmenden scheiterten.  
Von diesem vierten Thor wissen wir, daß es vom Hofe  
aus gestürmt wurde; es lag also im Innern des Schlosses.  
Von den drei aufgebrochenen hingegen wird uns nichts  
Näheres gesagt, und so mag es dahingestellt bleiben, ob  
das Schloß wirklich schon damals — wie in späterer Zeit  
— drei äußere Thore hatte, oder ob vielleicht eines unter  
ihnen im Innern der Burg zwei Höfe trennte. Noch we-  
niger möchten wir entscheiden, ob wirklich alle drei Abthei-  
lungen der Basler etwas Selbständiges gegen das Schloß  
unternahmen; denn bei der Confusion, welche offenbar



herrschte, möchte wohl die eine oder andere Abtheilung sich begnügt haben, durch ein von Andern bereits geöffnetes Thor einzudringen.

Halten wir uns daher nur an das Wesentliche, so bleibt so viel sicher, daß von den drei Abtheilungen der Basler die erste, welche das westliche Thor mit der Fallbrücke angriff, bei dem ganzen Sturme sich am meisten hervorthat, und daß sie geraume Zeit noch im Schloßhofe unter den Steinwürfen der Vertheidiger allein aushielt, bevor die anderen Abtheilungen sich mit ihr vereinigten. Mochten sie nun im Innern noch eine oder gar noch zwei Thüren aufzubrechen haben, bevor sie vor die letzte verschlossene Pforte gelangten, so war jedenfalls die Mühe und Gefahr hier im Innern des Schloßes noch größer, als bei der Erstürmung der Fallbrücke. Nach einer allerdings unverbürgten, doch keineswegs unglaublichen Nachricht, wurde sogar hinter den Eindringenden erst noch ein Fallgatter heruntergelassen, so daß sie sich, wenn auch nur kurze Zeit, in höchst kritischer Lage befanden.<sup>34)</sup>

Die weiteren Episoden, die sich bei diesem Kampfe im Innern des Schloßes mögen zugetragen haben, kennen wir leider nicht. Brüglinger faßt alles nur kurz zusammen mit den Worten:

„Also brach man bald zu der andern tür in und wart-  
tent sich unser syent so fast, das man es nüt under siben  
stunten dreiß mit groser arbeit, und wart by den driffigen  
güter geselen verwuestet, enteil die sturben, wol dry oder fier.“

Ein anderer Bericht ergänzt ihn einigermaßen, indem er von dem ganzen Sturm überhaupt nur sagt:<sup>35)</sup>

„(Th) huwent dry thor uff und komet in zwinzel  
„(Schloßhof) für die vierde porten, arbeiteten und sturmpen  
„dofelbst den ganzen tag, dann sy was inwendig mit holtz,

„mist und steinen fest verbolwerket. wurffen ouch die in „schloß; hefftig mit steinen herab, das sy die porten nit ge- „winnen mochten.“ —

Diese Thür, an welcher sich die Stürmenden vergeblich abmühten, war vermuthlich der Eingang zum alten Hauptthurme, diesem Kern des ganzen Schlosses, der für die Besatzung eine letzte, aber sichere Zuflucht bot.

Ueber das Ende des erfolglosen Sturmes berichtet Brüglinger:

„Als man nu das getreib, unß das es was fast oben „worden, und ouch das solch mued was, do rüft man einen „friden (Waffenstillstand); den sy worent so mued uf dem „flos, das sy nützet wert me worent.“

Diese Pause wurde sofort zu Unterhandlungen benutzt; es waren wieder dieselben Vermittler im Lager, wie ein Jahr vorher, nämlich der Bischof mit dem Freiherrn von Namstein. Sie brachten einen Vertrag zu Stande, laut welchem Hans von Münstrol das Schloß für die weitere Dauer des Krieges dem Bischof von Basel übergeben sollte, und dieser sollte dafür bürgen, daß während dieser Zeit weder die Stadt Basel noch das Haus Oestreich von Pseffingen aus geschädigt würden. Diese Uebergabe der Burg an ihren Lehensherrn, als einen Neutralen, sollte aber erst in drei Tagen, d. h. künftigen Donnerstag, erfolgen, damit Hans von Münstrol Zeit habe, die Einwilligung seiner Obern einzuholen; bis dorthin sollte der Waffenstillstand währen.

Die eigene physische Erschöpfung und der Anblick der zahlreichen Verwundeten mochte bei der Mannschaft der Basler eine solche Niedergeschlagenheit hervorrufen, daß sie sich diesen Vertrag gefallen ließen. Aber noch mehr: dieselben Basler, welche schon lange den Zug gegen Pseffingen

gewünscht und gewissermaßen ertrugt hatten, vermochten es jetzt nicht über sich, noch einige Tage vor dem Schlosse anzuhalten, bis die Uebergabe wirklich erfolgen würde. Noch denselben Abend brachen sie auf und eilten wieder nach Hause zu Weib und Kind. Allerdings gab es unter ihnen auch solche, welche diese überreite Heimkehr mit Unmuth erfüllte, wie dem Brüglinger seinen Bericht mit den Worten schließt:

„Und were man dieselbe nacht do belieben, so was das „flos gewinnen, dane sy mochtent alsamen nüt. so was ir „ouch vil wund, enteil erschofen, das sy nütet wert me „worent. aber es mocht nüt sin: man zoch danen, und was „fil güter arbeit verlorn.“

Es ist wohl kaum nöthig, noch zu erwähnen, daß Hans von Müsthal die drei Tage ruhig verstreichen ließ und mit seinen Reifigen nach wie vor auf dem Schlosse blieb. Allerdings scheint er fortan sich gehütet zu haben, die Basler durch neue Feindseligkeiten zu reizen, wenigstens werden aus den nächstfolgenden Monaten keine Ueberfälle mehr berichtet. Die Basler ihrerseits entschädigten sich für ihren Mißerfolg vor Pfeffingen durch verschiedene Raubzüge gegen den Schwarzwald und in den Surtgau; so verstrichen April und Mai, bis unversehens Anfangs Juni von Constanz her die Nachricht eintraf, daß Oestreich und die Eidgenossen für sich und ihre Zugewandten, also auch für Basel und die Edellente, Frieden geschlossen hätten. So blieb also hinsichtlich Pfeffingen alles beim alten.

Der sogenannte Rheinfelderkrieg, welcher 1448 und 49 die Umgegend Basels auf's Neue verheerte, scheint Pfeffingen nicht berührt zu haben; wir lesen auch nirgends, daß Graf Hans von Tierstein sich an diesem Kriege direkt theiligt hätte. Er starb wenige Jahre später, im Jahre

1455, und es folgten ihm seine Söhne Oswald und Wilhelm. Es waren jene beiden, welche zehn Jahre vorher noch als Knaben mit ihrer Mutter aus dem Schlosse hatten weichen müssen. Jener Tag, wo ihre Mutter über die Basler „Mord geschrien“ hatte, mochte in den Knaben einen tiefen Haß gegen die Stadt gepflanzt haben. Als Herr von Pfeffingen zeigte sich namentlich Oswald, der ältere, gegen Basel viel feindlicher gesinnt, als sein Vater es je gewesen war. Offenbar nur aus Feindschaft gegen Basel schloß er ein Burgrecht mit Solothurn, welche Stadt in jener Zeit, so oft es sich um eine Gebietserwerbung handelte, als Basels Rivalein auftrat. Wir wollen hier nicht die zahlreichen und langwierigen Rechtshändel und Plackereien erörtern, mit welchen der Graf, zum Theil von Solothurn unterstützt, den Baslern das Leben sauer machte. Es mag genügen, an jenen gefährlichen Anschlag zu erinnern, der auf nichts Geringeres abzielte, als die Stadt dem Grafen von Tierstein in die Hände zu spielen.<sup>96)</sup>

Zum Jahre 1465 lebte er in Fehde mit Graf Ulrich von Württemberg, dem die Grafschaft Montbéliard gehörte. Um seinem Feinde zu schaden, hatte er in Basel einen sogenannten „Spetter“ (Kaufhausarbeiter) bestochen. Durch diesen Menschen, einen gebornen Berner, wurden die Leute des Grafen jeweilen benachrichtigt, so oft im Kaufhaus ein Frachtwagen nach Montbéliard geladen wurde, damit sie ihn rechtzeitig überfallen oder — wie der technische Ausdruck lautete — „niederwerfen“ konnten. Gegen Ende des Jahres unternahm der Graf überdies einen Verheerungszug gegen Montbéliard an der Spitze einiger 100 Söldner aus der Eidgenossenschaft. Von diesen kamen auf dem Heimwege Ende Dezember etwa 200 Mann für einige Tage nach Basel, wo sie sich in verschiedene Wirthshäuser ver-

theilten; erst am Neujahrstage wollten sie weiterziehen. In-  
geheim aber war mit ihnen verabredet, daß sie an diesem  
Tage zur bestimmten Stunde durch die Aeschenvorstadt bis  
an's Thor ziehen, hier aber die Wachen niederstechen und  
das Thor besetzen sollten. Zur selben Stunde sollte in der  
innern Stadt im Gasthaus zum Schnabel, gegenüber dem  
Kaufhause, eine Feuersbrunst Verwirrung verbreiten, indeß der  
Graf von Tierstein, von außen kommend, mit seinen Leuten  
durch's offene Aeschenthor einziehen würde. Dies alles sollte  
am Neujahrstage geschehen, weil an diesem Tage die meisten  
Bürger auf den Ränsten beim üblichen Wahl versammelt  
waren, so daß Niemand achtete, was mittlerweile in den  
Vorstädten geschah.

Für die Brandstiftung im Schnabel (jetzt Gasthof zur  
Post) war jener Spetterknecht gewonnen, der schon bisher  
dem Grafen als Spion gedient hatte. Er schritt auch wirk-  
lich zur bestimmten Stunde zur Ausführung, wurde aber  
vom Hausknecht auf frischer That ertappt und zur Haft  
gebracht, wo er auf der Folter alles gestand. Die 200  
Söldner ließ man ungestraft abziehen, den Grund sagt uns  
ein Zeitgenosse:<sup>97)</sup>

„Und thet man solichs den obern stetten (den Eidge-  
„nossen) zu eeren — dann man hatt nit geru mit iuen  
„zu schaffen.“

Wegen des unglücklichen Spetters hingegen war kein  
Krieg zu besorgen; gegen ihn ließ man der Gerechtigkeit  
ihren vollen Lauf: er wurde geviertheilt.

Dieser mißglückte Anschlag war die letzte wirkliche Ge-  
fahr, welche der Stadt von Pfeffingen her gedroht hatte.  
Derfelbe Graf Oswald, der diesen Plan geschmiedet, kämpfte  
später im Dienste Herzog Sigmunds von Oestreich an der  
Seite der Basler in den Burgunderkriegen. Er starb 1487

und dreißig Jahre später, 1519, erlosch mit seinem Sohne Heinrich das Geschlecht der Tiersteiner überhaupt.

Dieser Fall war seit Jahren vorausgesehen und Basel hatte deshalb vom Bischof die Zusicherung erwirkt, daß Pfeedingen, als ein heimgefallenes Lehen, nicht auf's Neue einem edeln Geschlechte oder gar an Oestreich solle übertragen werden. Als nun verschiedene Anzeichen besorgen ließen, daß der Coadjutor, der seit 1519 für den alternden Bischof Christoph von Utenheim regierte, sich an diese Zusage nicht halten werde, und daß Oestreich sich um diese Erwerbung bemühe, da suchte Basel durch rasches Handeln zuvorkommen.<sup>38)</sup> Am 15 September 1520 in der Nacht zogen 200 Mann unter Bürgermeister Jakob Meyer nach Pfeedingen und nahmen das Schloß in Besitz „durch ein besonder Stratagem“, wie Wurstisen bemerkt. Nach langem Rechtsstreite kam erst im folgenden Jahr ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die Stadt dem Bischof das Schloß wieder abtrat, unter Vorbehalt des Besatzungsrechtes in Kriegszeiten. Von da an blieb die Burg nur noch Wohnsitz eines bischöflichen Landvogtes, der die vier nächstliegenden Dörfer verwaltete. Ihre kriegerische Bedeutung verlor sie mehr und mehr durch die fortschreitende Veränderung des Kriegswesens, obchon sie noch 1583 theilweise war umgebaut worden.<sup>39)</sup> Schon im dreißigjährigen Kriege, als 1637 die Schweden vom Snutgan her das Birsthal durchstreiften, besuchten sie Pfeedingen nur wie jedes andere wehrlose Haus.<sup>40)</sup> Ueberhaupt nagte der Zahn der Zeit an den Gebäulichkeiten so sehr, daß das Schloß schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts vom bischöflichen Landvogte verlassen wurde und fortan unbewohnt blieb.<sup>41)</sup> So fand hier die französische Revolution nichts mehr zu zerstören, sondern nur noch Ländereien zu verkaufen. Das einst so stattliche Schloß war schon damals, was es noch jetzt ist — eine Ruine.

## Anmerkungen.

1) Wurtisen, Basterchronik, p. 22 u. 97, und Stumpf, Schweizerchronik II, p. 386.

2) z. B. die Schenkung des Eisganes durch Heinrich III., i. J. 1041; s. Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, Bd. I, p. 174, und Heuster, Verfassungsgeschichte der Stadt Basel, p. 23.

3) S. Trouillat, Bd. II, p. 735 und Virmann, im Pasler Jahrbuch, Bd. I, p. 130.

4) Er kommt 1146 und 1152 noch vor; s. Trouillat I, p. 294 und 556.

5) S. Trouillat II, p. 50 und Virmann a. a. O. p. 131.

6) Chronik des Matthias von Neuenburg, Ausg. v. Studer, p. 99.

7) Ueber Rudolf v. T. s. Trouillat III, p. 301 und V, p. 155.

8) Cod. E. VI 26 der Tessentl. Bibliothek. — Die Stelle ist abgedruckt unter den Erdbebenberichten in „Basel im 14. Jahrhundert, p. 233. Die ganze Chronik, soweit sie Basel betrifft, soll im Bd. IV der „Pasler Chroniken“ neu erscheinen.

9) S. die Stammtafel der Hasenburger bei Trouillat IV.

10) S. im Staatsarchiv das Leistungsbuch I, Bl. 70 und 129. — Es ist derselbe Hasenburg, welcher zwei Jahre später bei der „bösen Hasnacht“ zu Basel (1376) nur mit genauer Noth dem Tode entran; s. Näheres bei Wurtisen, p. 189.

11) Stumpf II, p. 386, aus welchem Wurtisen diese Nachricht schöpfte, läßt ausdrücklich das Schloß verbrennen; jedoch sind seine Angaben über Pfeffingen ungenau.

12) Die Urkunde bei Trouillat IV, p. 455, laut welcher sie schon 1385 als Witwe erscheint, ist nur in einer späten Abschrift erhalten, so daß bei dieser Jahrzahl wohl ein Schreibfehler darf angenommen werden.

13) Auf ihn bezieht sich jene Strophe des Sempacherliedes: „Hasenburg, Hasenherz“ zc.

14) S. die Stammtafel der Hasenburger bei Trouillat IV. — Ihr Todesjahr ist nicht bekannt.

<sup>15)</sup> Ueber diese Fehde s. das Rothe Buch im Staatsarchiv p. 289 und Wurtisen p. 210.

<sup>16)</sup> Laut einer anonymen Basler Chronik, welche ebenfalls in Bd. IV der „Basler Chroniken“ erscheinen soll.

<sup>17)</sup> S. die sog. Klingenbergerchronik, Ausg. von Henne, p. 253.

<sup>18)</sup> S. die Säcularschrift der Basler Histor. Gesellschaft zur Schlachtfest von St. Jakob, 1844, p. 30 ff., Johann Fexter im Basler Taschenbuch für 1862, p. 31 ff.

<sup>19)</sup> Ueber den Zug nach Plozheim s. Heinrich von Weinheim's Chronik, Hs. der Dessentl. Bibliothek, Bl. 5.

<sup>20)</sup> Ueber diesen ersten Zug vor Pfeffingen s. Weinheim Bl. 5 und 39, die Chronik Henmann's von Offenburg, abgedr. im „Geschichtsforscher“, Bd. XII, p. 71, und Erhard von Appenwiler, dessen Chronik ebenfalls in Bd. IV der „Basler Chroniken“ erscheinen soll.

<sup>21)</sup> Erhard von Appenwiler.

<sup>22)</sup> Rudolf, der letzte vom freiherrlichen Zweige des Hauses Ramstein, starb 1459 und liegt im Münster begraben. Ueber sein zerrüttetes Familienleben s. Weinheim Bl. 16.

<sup>23)</sup> Dieser Hans Zselin gehörte nicht dem jetzt noch blühenden Geschlechte d. N. an — welches allerdings schon damals in Basel eingebürgert war — sondern einem ältern, im 16. Jahrhundert ausgestorbenen, welches zu den sog. „Achtbürgern“ zählte.

<sup>24)</sup> S. die Chronik des Zunfmeister Hans Brüglinger, im Zunfbuch der Brotbeden, abgedruckt im „Geschichtsforscher“, Bd. XII. Eine neue Ausgabe soll im Bd. IV der „Basler Chroniken“ erscheinen.

<sup>25)</sup> S. Weinheim, Bl. 13.

<sup>26)</sup> Abgedr. in Henne's Klingenberger Chronik, p. 347, i. d. Anm.

<sup>27)</sup> Ueber diesen Ueberfall des Schlosses s. Weinheim Bl. 13, auch Appenwiler Bl. 231 und Brüglinger a. a. O.

<sup>28)</sup> Brüglinger.

<sup>29)</sup> S. Appenwiler Bl. 229 und Wurtisen, p. 401.

<sup>30)</sup> Ueber diesen neuen Zug vor Pfeffingen s. Brüglinger, Weinheim Bl. 14 und Appenwiler Bl. 229.

<sup>31)</sup> Weinheim a. a. O.

<sup>32)</sup> Das Titelbild, nach einer Zeichnung Emanuel Büchels in Herrlibergers Topographie der Schweiz, gibt eine Ansicht der Burg von Norden, wie sie um 1750 aussah. — Eine ebenso alte Ansicht von Süden, sowie ein Grundriß der jetzigen Ruine findet sich in der handschrift-



lichen Beschreibung aller Schlösser des Bisthums durch Dr. A. Quiquere; (jetzt in der Dessentl. Bibliothek zu Basel). — Noch ältere Ansichten des Schlosses gibt es keine; in Merians Topographie ist es leider nicht abgebildet.

<sup>33)</sup> S. Weinheim und Appenwiler.

<sup>34)</sup> S. den allerdings sehr confusen und ungenauen Bericht der Gouftanzerchronik, abgedr. bei Henne, Klüngenbergerchronik p. 344 i. d. Anm.

<sup>35)</sup> Weinheim, Bl. 14.

<sup>36)</sup> Ueber den Ausschlag auf Basel s. Weinheim, Bl. 29 und Appenwiler, Bl. 214.

<sup>37)</sup> Weinheim a. a. O.

<sup>38)</sup> S. die Rysische Chronik, in den „Basler Chroniken“ Bd. I, p. 24, auch Wurstliu p. 529.

<sup>39)</sup> S. Luz, Neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, Bd. III, p. 312.

<sup>40)</sup> S. Luz, p. 100.

<sup>41)</sup> S. Luz, p. 313.

## Drei Blätter

aus der

# Geschichte des St. Jakobkrieges.

von

M. Firmann.

### 1. Farnsburg.

Unter den 25 historischen Burgen, welche von den Höhen des alten Sissgau niederschauten, zeichnete sich die Farnsburg aus durch hohe Lage, bedeutenden Umfang und malerische Architektur. Vier hohe runde Thürme und drei spitze Giebelthürmchen gaben dem Bau das Gepräge eines festen Abchlusses und doch leichter Gliederung.

Der Grat des Farnsberges steigt von Gelterkinden aus erst rasch, dann langsam aufwärts bis zur Höhe von 758 Meter und fällt dann auf einmal steil, fast senkrecht ab bis hinunter nach Buns, zur Tiefe von 450 Meter. Schon aus weiter Ferne ist es erkennbar, wie einst der Platz für das Schloß geschaffen worden ist. Der felsige Grat erscheint fast auf dem höchsten Punkte gerade durchgehauen und die Bergspitze weggeschafft bis auf eine Tiefe von 20 Meter. Wohl war durch eine natürlich schon gegebene Senkung und Abwitterung der Spitze diese Arbeit angezeigt

und erleichtert. Es wurde dadurch ein Platz gewonnen, der von der künstlich geschaffenen Felswand bis hinaus zum Steilhang eine Länge von 95 Meter hat, mit einer Breite, die erst 45 Meter zählt und bis auf 25 abnimmt. Auf diesem Raume vom Umfang einer alten Zucharte wurde das Schloß angelegt.

Der Bauplatz wurde nicht verebnet. Nachdem der Grat in einer Breite von 12 Meter durchgehauen war, blieb auf der Baustelle noch ein Felskloß von 10 Meter Höhe, 40 Meter Länge und 22 Meter Breite stehen, er wurde auf den Seiten abgeschrotet und mit Mauerwerk verkleidet. Auf dieser kleineren Baustelle wurde das obere Schloß erbaut. Gegenüber der geschaffenen Felswand gegen Süden wurde eine Mauer von 3 Meter Dicke und in gleicher Höhe und Breite mit ihr errichtet, damit nicht von dieser höchsten Stelle des Berges aus die Burg beschädigt werden konnte. Von dieser gewaltigen Mauer dachte sich gegen Norden das Hauptgebäude ab, dessen 16 bis 18 Stuben und Kammern ihr Licht zum Theil bloß aus dem engen Hofe erhielten, der gebildet wurde durch ein Flügelgebäude mit großer Schloßstube und der Capelle hoch über dem Abgrunde nach Westen, gegen Norden und Osten durch zwei Mauern mit Yeken und Finnen über dem untern Hofe. Diese beiden Mauern stießen rechtwinklig zusammen am gewaltigen blauen Thurme, der vom untern Hofe aus hoch über den obern sich erhob, so für diesen eine bewehrte Ecke bildete und zugleich unten den einzigen Eingang zum obern Schlosse eröffnete. Die große Schutzmauer des Hauptgebäudes nach Süden, welche heute noch steht, war gekrönt mit zwei hohen Eckthürmchen, die wieder in der Höhe durch einen in der Mauer selbst verborgenen Gang verbunden waren.

Dieses obere Schloß war die eigentliche Wohnung der Grafen von Thierstein; an seinem Fuße dehnte sich nach Norden und Osten der untere Hof aus. Die Anlage dieses war bedingt durch den Bestand eines Hauses, welches die gräflichen Erbauer bereits hieroben vorfanden. Die Zilempen von Buns, thiersteiniische Dienstmannen, hatten bereits auf dem äußersten Rande des Steilabhanges, hoch über ihrem Dorfe, ein Seßhaus erbaut und dieses Haus wurde nicht entfernt, sondern mit dem Ganzen verbunden. Der Zilempen, wie das Haus noch Jahrhunderte lang, bis 1798 zur Zerstörung der Farnsburg hieß, bildete den nördlichen Abschluß; die Zufahrt zu demselben, welche am Fuße des obern Schlosses hinführte, wurde durch Erstellung einer thurmbewehrten Mauer am östlichen Bergabhange terrassirt und zum untern Hofe erweitert; nach Süden wurde dieser Platz in Fortsetzung der großen Mauer durch Mauern und Thürme abgeschlossen, welche den einzigen offenen Zugang zur Farnsburg sicherten. Durch einen Thorbogen trat man hinaus auf einer Fallbrücke über tiefem Graben auf einen kleinen, geschlossenen, mit dickem Thurm bewehrten Platz und über eine zweite Fallbrücke auf den weiter führenden Schloßweg.

Der untere Hof enthielt hinten, angebaut an den Zilempen und angelehnt an die Ringmauer, einige Oeconomiegebäude und in der Ecke, mit einem Eingang durch den blauen Thurm, den Brunnen. Sechzig Meter tief war solcher hinabgetrieben durch den harten Felsen, an eiserner Kette wurde das Wasser heraufgezogen. Sonst war der Platz frei, nur ein Wachthaus sicherte noch von innen den Eingang des Thorbogens.

Mit dieser Festigkeit verband die Farnsburg eine herrliche Aussicht. Gleichsam unter den Schloßfenstern liegt der gewölbte Hügel der grünen Hasenmatte, die alte Ding-

stätte des Sisgau, links davon in der Tiefe das Dorf Buus. Der Blick reicht über das hügelige Land hinunter auf die Häuser und Thürme und Brücken der Stadt Basel, auf die blaue Linie der Vogesen, hinüber zu den Kuppen und den Thälern und Höhen des Schwarzwaldes, hinauf bis zu den weißen Spitzen der Alpen. Und solch schöner Sitz war dem Angriffe des Feindes unerreikbaar. Auf starren Fels war die Hauptmauer gebaut und konnte nicht untergraben werden. Die einzige Zufahrt zum Schlosse war unbezwinglich, auf drei Seiten schützten die Burg der Abgrund und die festen Mauern darüber. Diese Mauern waren auf der Westseite sogar aus dem Felsen gehauen und erst in einiger Höhe mit Bruchsteinen und Mörtel ausgebaut worden. Selbst das geheime Pfortchen, das vom Kuhstall aus durch die Felsenmauer eröffnet war und nach Buus führte, zeigte von außen festen Verchluss durch Mauern und ein Vorhöfchen mit engem Ausgang. Aus dem so gefestigten Unterhose führte nur Ein Zugang zum obern Schlosse, und zwar durch den blauen Thurm, eine Treppe hinauf von 92 Stufen und mit starker Mauer nach außen gedeckt und gesichert.

Wann ist wohl diese Bergfeste erbaut worden und durch wen? Der Name Barrensperch, Barrensberg erscheint urkundlich erst mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts und bedeutet nichts anderes als den mit Farren (filices) bewachsenen Berg, wie das Faruthal neben der alten Honberg bei Witnan seinen Namen erhalten hat. Die Burg trug erst den Namen des Berges Farnsberg, wie einst die Honberg bei Frick, später wurde sie Farnsburg geheissen. Das erste Erscheinen des Namens trifft nun zusammen mit der Zeit der Zilempen von Buus und besonders mit derjenigen der Theilung des Thiersteinischen Geschlechts. Zwei Jahrhunderte waren schon vergangen seit

der ersten Theilung des alten Thiersteiniſchen Hauſes, deſſen Wiege ob Fricke ſteht. Der nach der Honberg genannte Zweig des Graſenhanſes war vor etwa 70 Jahren ausgeſtorben (c. 1225), die Nachkommen des Gründers der neuen Thierſtein im Viſſelthale hatten ſich oben erhalten, hatten ſtatt der angeſtammten Schirmvogtei die Pfalzgraſſchaft des Biſthums und zu den ererbten Stammgütern neuen Beſitz und beſonders auch Pſeffingen erworben und waren nun zur Theilung der weitvertheilten Güter und Rechte gelangt. Rudolf IX. († 1318) blieb auf ſeinen Burgen Thierſtein und Pſeffingen, ſein Bruder Simon oder Sigmund († 1326) wird mehr in den Urkunden des Siſgau angetroffen. Ihm wird ſchon von jeher die Erbauung der Farnsburg zuſchrieben. Andere nennen zwar erſt ſeinen gleichnamigen Enkel, den Erben der Häuſer Froburg und Aidau, der ſeit etwa 1350 als mit Berena, der Schweſter des letzten Graſen von Neuenburg-Aidau, verheirathet erſcheint. Von dieſem wird erzählt, daß er von ſeinem Oheim, dem Domherrn zu Baſel und Straßburg, dem Kirchherrn zu Maiſprach, Graſen Ludwig von Thierſtein, erzogen und nach dem Erdbeben beim Wiederaufbau der Farnsburg mit reichen Mitteln unterſtützt worden iſt. Alle an Ort und Stelle ſich ergebenden Momente zuſammenhaltend, kommen wir zu der Muthmaßung, daß erſt die obere Burg für ſich, dann in ſpäterer Zeit, vielleicht ſchon vor, vielleicht erſt nach dem Erdbeben der untere Hof mit dem feſten Eingang erbaut worden und jedenfalls die gewaltige Hauptmauer nach 1356 wieder hergeſtellt worden iſt. Beweis für das letztere iſt ein Anbau an derſelben mit Verwendung von alten Backſteinen und Ziegeln.

Die ſchönſten Tage ſah die Farnsburg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, zur Zeit Simon II., Land-

grafen im Sisgau und Buchsgau, Herrn zu Farnsburg, Pfandherrs zu Otten, Herrn zu Harburg, Bipp, Wietlisbach und Erlisburg, Herrn zu Dornegg und Alt-Honberg, des Herrn der Güter auf beiden Ufern der Saane bei Freiburg. Wie einst die Habsburg durch den Reichthum des geistlichen Rheims zur wohlbewehrten Waffenburg erhoben worden war, so nun die Farnsburg. Von jener Habsburg war einst der glänzende Gang der Eroberungen und Erwerbungen durch Glück und kluge Berechnung hindurch, wie auch auf Wegen der List und Gewalt, ausgegangen und hatte das höchste Ziel der Königskrone erreicht. Aber den blutsverwandten Thiersteinern war eine solche Laufbahn nicht vergönnt; denn in dem Drittel Jahrtausend, das zwischen der Erbauung der Habsburg und derjenigen der Farnsburg liegt, war die Welt eine ganz andere geworden. Statt des Wachsthum's sehen wir hier ein beständiges Abnehmen: die Städte, die künftigen Erben des Adels, überwachten sorgfältig alle Regungen auf den herrschaftlichen Schlössern und hatten in Fülle, was hier fehlte, das Geld. Die Dienstmannen des Adels und Bischofs traten in das Bürgerrecht dieser Städte, um ihren Besitz sicher zu stellen; der Bischof mit seinen reichen weltlichen Besitzungen theilte nur die Noth und das Schicksal des Adels; und Habsburg-Österreich, der Hort und Schild der alten Herrengeschlechter, nahm immer gerne deren Dienste an, bot aber die helfende Hand nur dann, wenn der Gewinn ihm sicher war. Die großen Erbschaften, welche dem Grafen Simon von den ausgestorbenen Häusern von Froburg und Aidau zugefallen waren, hatten mehr hohen Klang als innern Werth; sie waren durchzogen und geschwächt durch die vielen Veräußerungen und Verpfändungen.

So sehen wir den Grafen Simon bald als Lehensherrn Schlösser und Burgen, Zölle und Gerichte, Güter und Gerechtigkeiten verleihen, verpfänden oder verkaufen, bald als Lehensmann Oestreichs oder des Bischofs oder des Reichs größere Güter und Ehren empfangen. Wir finden ihn auf seinen verschiedenen Schlössern und auf Fahrten im fernem Lande, selbst am kaiserlichen Hofe zu Frankfurt. Bald ist er Schiedsrichter und Vertrauensmann des Bischofs, bald dessen Bürge, bald dessen Feind; seinen verschwägerten Rixburgern sucht er bei eigener Geldnoth in deren noch größerer noch Hilfe zu bringen, aber er kann sie von dem unabwendbaren Untergang nicht retten. Seinen einzigen bekanten Krieg führte er mit dem leidenschaftlichen Bischof Johannes wegen des Nidauischen Erbes, dabei ging es ihm in der Hauptsache gut, persönlich aber herzlich schlecht; denn er wurde vom rücksichtslosen Hanemann von Wechburg nebst einigen östreichischen Ministerialen gefangen und in ein Schloß eingesperrt. Doch legten sich da der Herzog von Oestreich und die Stadt Basel ins Mittel, und Graf Simon wurde wieder frei. Gerührt spricht er 1376 es aus, wie er wider Gott und Recht gefangen und dem Bischof verkauft und ausgeliefert, aber von Gott und dem hl. Fridolin wieder gerettet worden sei; dafür vergab er dem Stifte von Seckingen den Zoll zu Frick.

Als Graf Simon in der ersten Hälfte Octobers 1383 gestorben war, stand noch fast 20 Jahre lang an der Spitze des Hauses Verena, geborne Gräfin von Nidau. Sie, die einst in ihrer Jugend während ihres Aufenthaltes bei dem Oheim Johann von Froburg auf Schloß Waldenburg mit einer Art den Block aufgehauen, weil sie mit dem „süferen Knecht“, der „neiswas verstolen“ gefangen saß, Mitleid hatte, sie waltete nun mit kräftiger Hand über ihr Haus



und weithin in's Land. Das Nidauische Erbe, das ihr nach dem Tode ihres von den Unglern erschossenen Bruders zugefallen war, die Landgrafschaft Buchsgau, wie viele Sisgauische Güter zu Krisdorf und in andern Dörfern, wurde von ihr selber verwaltet. Sie stellte eine Menge von Urkunden aus über Großes und Kleines; auch ihre Dienstmagd, Agnes Fricker, vergaß sie nicht, sondern gab ihr für trene Dienste, „die sie uns und unserer swieger seligen viel zutgeton hat“, bei der Hochzeit mit Hans Hiltner von Böcken eine schöne Matte zu Gelterkinden als Erblichen. Neun Kinder hat sie geboren und alle zum Theil glänzend versorgt gesehen. Ludwig, der älteste, zu Ehren des hochangesehenen Oheims so geheissen, war dem geistlichen Stande gewidmet worden und stand nun als prachtliebender Abt an der Spitze des Klosters Einsiedeln. Simon, Otto und Hermann gingen die Wege des hohen Adels, widmeten sich den weiten Geschäften des Hauses und dem Dienste Oesterreichs im Rath und im Felde. Vier Töchter waren verhehlicht in die Häuser Brandis, Altenklingen, Ochsenstein und der Hofmeister zu Kaltach an der Etzsch; die jüngste war Klosterfrau im Klingenthal.

So war die neue große Farnsburg wohl vierzig Jahre lang mit reichem Leben erfüllt. Es zogen durch die festen Thorbogen, es stiegen die hohe Treppe hinan Grafen und Herren, Ritter und Knechte, weltliche und geistliche Frauen und Mönche. Der Unterhof war Zeuge mancher Kurzweil und der Ausübung fröhlicher und ernster Bülge. Wenn die Söhne mit ihren Mannen anszogen in die Kriege des österreichischen Fürstenhanjes, oder wenn sie von dort wiederkehrten, waren Lebensfragen des Reiches oder des Bisthumes oder des eigenen Hanjes zu behandeln; dann sammelte sich hieroben eine so glänzende Versammlung, wie an

keinem andern Orte des alten Sisgau. Ganze Züge von Reitern stiegen vom Fricthal über Hemmiken, kamen heran über Gelterkinden, Ormalingen oder Buns. Wie am Abend die Sonne noch einmal ihren Glanz von den hohen Schloßfenstern über die Berge spiegelte, so leuchtete zu dieser Zeit, nur kurz vor dem Untergange, schöner als je, die alte Herrlichkeit des Grafenhauses über das Land.

Mit dem Tode der Gräfin Verena (1402) verstummten die frohen Stimmen der Farnsburg. Sie hatte noch den Tod ihres Sohnes Simon erlebt, die Töchter waren in der Ferne, nun schied auch Ludwig. Von den Domherren zu Straßburg zum Bischof dieser uralten Stift erwählt, machte er sich auf den Weg, glänzend und geräuschvoll wie immer, aber schon in seinem Schlosse Pfäffikon am Zürchersee verschied er unversehens. Bald darauf kam die Kunde, daß Hermann im Gefolge des Herzogs am Hauptlisberg bei St. Gallen gegen die Appenzeller gefallen war. Otto blieb von dem reichen Kinderkreise allein noch zurück, und er hatte selber keinen Sohn, keinen Stammhalter. Wie ein Schwimmer gegen die Wogen kämpft, so kämpfte Graf Otto gegen die Ungunst der Verhältnisse. Er verpfändete, er verkaufte selbst den angestammten Hof zu Gelterkinden, mit dem Kirchenjatz und dem neu erbauten Kirchturm; vor dem Gerichte zu Rheinfelden verkaufte er, die drei Töchterlein an der Hand, der Stadt Solothurn die Herrschaften Bipp, Wietlisbach und Erlisburg, denen die Landgrafschaft im Buchsgau nothwendig folgen mußte; er verpfändete der Stadt Basel die Landgrafschaft im Sisgau. Er, der österreichische Landrichter im Aargau und Thurgau, mußte es noch erleben, daß Oestreich, die Stütze des Adels, aus der eigenen angestammten Besitzung im Aargau vertrieben wurde. Er suchte noch für seine an den Freiherrn Hans Friedrich

von Falkenstein verheirathete Tochter die Belehnung zu ordnen und starb 1418. Sein Todestag findet sich nicht verzeichnet.

So bedurfte es blos der Spanne eines Menschenlebens, um die mit reichem Leben erfüllte Farnsburg zum fast ausgestorbenen Hause zu machen. Noch immer hüteten die Wachen die Thore, aber im Unterhose wie im obern Schlosse war es stille geworden.

## 2. Thomas von Falkenstein.

Das schwere Geschick, das die letzten Grafen von Thierstein, Farnsbürger Linie, verfolgt hatte, lastete auch auf dem Erben, dem Freiherrn Hans Friedrich von Falkenstein, ob schon dieser ganz andere Wege zur Rettung des Hauses verfolgte. Als einziger Sohn seines rüstigen Vaters Hans suchte er mit diesem nicht im Anschluß an den Adel und Oestreich, sondern an die Städte zu einem besseren Ziele zu kommen. Aber auch dieses Streben konnte keinen Erfolg haben; denn das Kraftgefühl der Städte und ihr Trieb nach Erwerbung von Landschaften mußte für den befreundeten Adel gleich gefährlich sein wie für den feindlichen. So hatte ja Bern einen Herrn nach dem andern, mit Güte oder mit Gewalt, in sein Bürgerrecht aufgenommen, um damit für sich die festen Sitze der Umgegend zu offenen Häusern zu machen, und dadurch waren schon viele Burgen Burgunds an der Aare der Stadt halb überliefert. Freiherr Hans war schon seit 1403 Bürger der Städte Solothurn und Bern, und damit seine väterliche und seine mütterliche Stammburg, Falkenstein an der Elus und Gösigen an der Aare, offene Häuser dieser Städte. Und als die Noth die

Falkensteiner zwang, im Jahre 1420 ihren alten Falkenstein an Solothurn zu verkaufen, verlangten und erhielten die beiden Städte für ihr Bürgerrecht als zweites offenes Haus die vom Sohn ererbte ferne Farnsburg. Die bedrängten Herren mochten glauben, daß die weit entlegenen Städte ihrer schönen Herrschaft minder gefährlich sein würden, als die nahe Stadt Basel; und doch hatte diese nach Sicherung ihrer Handelsinteressen über den Jura durch den Kauf der Herrschaften Homburg und Waldenburg auf jeden weiteren Landerwerb gleichsam verzichtet, während die Fahnen des fernen kriegerischen Bern schon auf den nahen Thürmen von Narau und Brugg flatterten.

Die beiden Herren von Falkenstein blieben ihren eingegangenen Verpflichtungen treu und lebten dadurch im Frieden. Aber nur kurz war dieses Glück; denn schon im Anfang des Jahres 1428 starb der Sohn mit Hinterlassung einer jungen Witwe, zweier unmündiger Knaben und eines Töchterleins. Der alte Vater, der einst in der Folge der Mißheirath seines Großvaters die Jugend eines Unfreien verlobt, aber als gereifter Mann durch Kaisers Hand den uralten Adel seines Hauses für sich und seine Nachkommen wieder erhalten hatte; der durch die Verbindung seines einzigen Sohnes mit der Erbtöchter des gräflichen Hauses eine neue Hebung seines Geschlechtes erwarten durfte: er stand nun am Grabe seiner Hoffnungen. Noch verknüpfte er das Geschick seiner beiden Enkel mit den beiden Städten, indem er diese auf seinen Todesfall hin zu Vormündern bestellte; dann starb er am 27. October des folgenden Jahres 1429 und ward zu Schönenwert begraben. Seine Stiftung *pro salute anime Susanne conthoralis, domini Johannis Friderici militis filii, nec non Amalie de Gös-*

kon matris wurde sorgsam von den Eborherren in ihr liber vitae eingetragen.

So sehen wir nun die Schultheissen von Bern und Solothurn „im Namen der edlen Kinder, Junker Thomas und Hans von Falkenstein“, von nun an die Lehen ertheilen. Wo die jungen Freiherrn ihre Jugend verlebt haben, finden wir nicht in den Urkunden; die Chroniken nennen eben die Stadt Bern und loben die sorgsame Aufsicht der Vormünder. Diese sind es auch, welche noch für den unmündigen Junker Hans den Heirathscontract feststellten mit Ursula, der Tochter des lockern, des letzten Freiherrn von Ramstein, Herrn zu Gilgenberg, zu Zwingen und Malberg. Sechszehnhundert Gulden Capital oder 80 Pfund jährlicher Zinse in Geld oder Korn, wobei das Viertel zu 1 Pfund gerechnet werden soll, wurden für die Braut, die Hälfte der Falkensteinischen Hinterlassenschaft für den Bräutigam eingesetzt, mit einer Morgengabe von hundert Mark Silbers. Aber diese Nachenschaft war nicht von Bestand; wir finden später nicht den jüngern Hans, sondern den ältern Thomas mit Ursula von Ramstein verbunden.

Im Jahre 1439 wurde Thomas mündig erklärt, und er empfing für sich und seinen Bruder vom Bischof Friedrich ze Rhin die Belehnung mit der Landgrafschaft Sisgau; als Landgraf wohnte er im folgenden Jahre dem Landgerichte zu Sissach bei. Sonst vernehmen wir nicht viel vom Treiben der Freiherrn; nur zeigen vorhandene pergamentene Schuldbriefe, daß sie Geld brauchten und solches überall aufnahmen. Bern streckte vor, und die Sattlerin von Brugg hatte ein Guthaben von vollen 160 fl. Im Jahre 1443 theilten sie ihr Erbe, und Thomas übernahm die Herrschaft Gösgen, die er seiner Gemahlin Ursula von Ramstein verschrieb, während Hans auf der weiten

Farnsburg zu walten begann und die Schwester in die Familie derer von Hus verheirathet ward.

Jeder für sich oder auch die beiden zusammen ritten nun oft und gerne froher Gesellschaft zu; sie kamen oft nach Brugg, dessen freie Stube lange Zeit Zeuge gewesen war der frohen und ernstern Vereinigungen des Adels, wo nun die jungen Herren als die Mitbürger der gnädigen Herren von Bern Jedermann bekannt und gerne gesehen waren. Sie ritten hinunter nach Rheinfelden und hinüber nach Waldshut, wo unter dem Zeichen Oestreichs noch unverkümmert die adelige Jugend ab den Schläffern sich übte und rüstete zu frohem und ernstem Waffenspiel. Und saßen sie zusammen auf ihrer Farnsburg, so konnten sie nach Osten, Süden und Westen, fast rings um ihre Herrschaft, das Gebiet ihrer Verbündeten erkennen, die in bürgerlicher Nüchternheit jedem Thatendrang den Jügel anlegten und die Waffen, wenn nicht in ihrem eigenen Dienste gebraucht, an die Wände und in die Schränke verwiesen. Nach Norden hin aber dehnte sich, weithin über die Höhen des Schwarzwaldes, hinaus ins Reich, das Land der alten und großen Geschichte, wo Stamm und Namen der Geschlechter in Ehren gehalten und der Thatenlust ein weites Feld und großer Lohn geboten wurde.

Das erste Mannesalter der beiden Freiherren fiel in eine äußerst bewegte Zeit. Dort drunten in Basel, dessen Thürme und Brücke so klar kenntlich sind, tagten seit 12 Jahren die Väter der Christenheit zur Lösung der höchsten Fragen der Kirche. Der in Pfluggen wohnende Verwandte, der lange Graf Hans von Thierstein, war bestellter Schirmherr der glänzenden Versammlung. Unzüge und Festlichkeiten, geistliche und ritterliche Spiele ergöhten die zahllose Menge. Seit fünf Jahren war an die Stelle des frühern

jahrelangen Prozesses zwischen Zürich und Schwyz um das Toggenburgische Erbe der Bruderkrieg getreten, ein ländersüchtiges Land und eine ländersüchtige Stadt der Eidgenossen zerfleischten sich, und durch die Verbindung Zürichs mit den alten Feinden der Eidgenossen war der uralte Kampf zwischen dem Adel und den Männern des Gebirgs aufs neue entflammt, stärker und grimmiger denn je. Die einstigen Sieger von Morgarten, Sempach, Speicher waren nun mächtig gestützt durch die Sieger von Laupen, die Ueberwinder und Erben des Hauses Riburg, die unermehrigen Besitzer der österreichischen Stammlande. Von der Farnsburg aus konnte man die Reitergeschwader unter ihren Fähnlein hinaufziehen sehen zum Schutze des bedrängten und vom Adel vertheidigten Zürich, von Gösgen aus den Durchzug trotziger Berner, thatenlustiger Solothurner beobachten. Die Stellung und die Stimmung ihrer adeligen Mitbürger auf Farnsburg mußte von den beiden Städten überwacht sein; denn auf einmal kam eine zwar nur kleine solothurnische Truppe in den Unterhof, um nach Vertrag das offene Haus zu besetzen. Vierundachtzig Tage lang blieben die bürgerlichen Gäste mit dem Anspruch auf bundesgenössische Freundschaft; zweimal ritt Thomas hinüber nach Solothurn, einmal mit dem Bruder Hans, einmal mit dem Oheim Thüring von Harburg und dem von Rosenegg auf Wartenfels bei Kostorf, und beidemal bot die Stadt dem Mitbürger den Ehrenwein in zwei Kannen. Sie zog dann auch die Besatzung wieder zurück, sicher in der neu bezeugten Freundschaft der Falkensteiner.

Diese hatten aber mit dem ererbten Zwangsbund wohl innerlich schon gebrochen und sich dem natürlichen Bunde der Stammesgenossen zugewandt; es auch äußerlich zu thun, davon schreckte die Gefahr eines fast sichern Unterganges

zurück. Da kam am 29. Mai die Kunde von der Schreckens-  
that zu Greifensee; die oberrheinischen Herren und Ritter,  
bei ihren Besuchen in Rheinfelden und bei anderem Be-  
geggen, setzten den beiden Freiherrn immer mehr zu, ver-  
lachten ihre spießbürgerliche Verbundenheit zur Haltung  
unnatürlicher Verträge, wiesen für den Fall des Verlustes  
hiesiger Herrschaften hin auf reichen Ersatz in Gütern an  
der Etich, wo einst auch ihrem Großoheim, Grafen Her-  
mann, von der Huld des Herzogs Burgun und Herren-  
rechte verliehen waren. Mehr und immer mehr nahmen  
auch die Gerüchte von einem zwischen dem Kaiser und dem  
König von Frankreich geschlossenen Uebereinkommen feste  
Gestalt an, wonach dem in Zürich sich abmühenden Adel  
nun Hülfe zuziehen sollte. Und als es sicher war, es ziehe  
nun der Dauphin selber an der Spitze eines nie gesehenen  
Heeres heran, er habe schon die Pforte Frankreichs, Belfort,  
passirt, er dehne sich aus im Sundgau: da gaben die von  
Falkenstein auf Farnsburg auf einmal den Ueberredungen  
des glänzenden Reiterführers Hans von Rechberg sich hin  
und erfassten die Sache des Adels.

Alle Fesseln bisherigen Zwanges, alle Rücksichten weg-  
geworfen, wollten die Freiherrn gleich durch eine glänzende  
Waffenthat bei den neuen Bundesgenossen sich einführen.

Rechberg wollte durch die Festnahme der bernischen  
Stadt Brugg dem bedrängten Zürich Luft und den kom-  
menden Armagnaken den Aarübergang verschaffen.

Am 29. Juli ritt Junker Thomas hinüber nach Brugg,  
um alle Vertlichkeiten noch klar in's Auge zu fassen; er  
grüßte und wurde wieder begrüßt und ritt wieder zurück.  
Sofort ward ein Bote gesandt an Schultheiß und Rath  
der Stadt Bern, um die Fehde anzusagen.



Am folgenden Morgen vor Tag erschien Thomas von Falkenstein wieder am untern Thor und begehrte Einlaß. Arglos öffnete der Wächter; Hans von Rechberg und einige Reiter traten mit dem Führer ein; kaum machte der Wächter eine Bemerkung über die Zahl, als sein Haupt fiel, und nachdrängten Haufen von Reitern und Fußvolk. Gleich wurden die Ausgänge der Stadt und die Gassen besetzt; unter Anleitung des von Brugg verbannten Schuiderhaus ließ Rechberg die Werthschriften und das reiche Silbergeschirr der Stadt herbeibringen, die reichen Bürger herführen und in den festen Eßfinger sperren. Nun begann die regelrechte Plünderung der Stadt und das Verladen der Beute auf Schiffe und Wagen. Die Bürger wurden als Gefangene durch's untere Thor hinausgeführt, die Frauen und Kinder zum obern Thore hinausgetrieben und Feuer eingelegt. Aber schon war die ganze Umgebung in Bewegung. Boten eilten hinüber nach Baden zum luzernischen Vogte Hans Iberg, hinauf das Aarethal gen Bern. Die Bewaffneten eilten von allen Seiten herbei, löschten das Feuer, sammelten die verschreckten Frauen und Kinder und jagten dem Feinde nach. Einige Beute ward ihnen abgenommen und kaum entwischte er mit dem werthvolleren Raube, und mit dem Trupp vornehmerer Gefangener hinüber nach Laufenburg.

Schlag auf Schlag kamen die unerwarteten Berichte nach Bern, die Absage, die Hilboten von Brugg und Luzern. Eilig ward Solothurn aufgeboten, um den neuen Feind, der gestern noch ihr Freund und Mitbürger war, mit dem ganzen Gewichte des empörten Gefühls zu treffen. Schon am folgenden Tage, am 31. Juli, zogen die Colonnen der Städte das Land ab vor Gösgen, das bald genommen und verbrannt, und wo die Freifrau Ursula mit ihrem Töchterchen auf der Flucht nach der Schafmatt ein-

geholt und als Gefangene nach Bern gebracht wurde. Man vernahm, daß die Frevler von Laufenburg weg nach Farnsburg gezogen wären, und sofort eilten die Städter dorthin, um die Feste zu nehmen. Es gieng aber nicht so leicht, Mauern, Graben und Thore waren uneinnehmbar, und so mußte eine regelrechte Belagerung angehoben werden. Erst nach 14 Tagen kamen Büchsen und Pulver; die Stadt Basel schickte auf gestelltes Ansuchen ihr schweres Geschütz und den besten Schützenmeister, aber Alles prallte ab an der Farnsburg. Dem Junker Hans, der mit Rechberg und Balthasar von Blumenberg eingeschlossen war, war aber bei der Sache doch nicht wohl; denn es fehlte der Burg an jeder Ausrüstung, besonders an Mannschaft und Lebensmitteln. Wiederholt bekehrten die Belagerten auf Gnade zu unterhandeln, aber Gnade wollte nicht gewährt werden. Sehnsüchtig mochten sie nach Basel hinunterschauen, von wo die Hilfe durch die Armagnaken kommen sollte, da erbot sich Rechberg, heimlich durch die Belagerer zu brechen und den Anzug der Hilfe zu beschleunigen. In der Nacht wagte er den Ritt, neun Wunden wurden ihm und dem Pferde geschlagen, aber im fernem Feuerzeichen gab er den Freunden seine Rettung kund.

Junker Thomas war nicht auf der Farnsburg; denn am Sonntag vor der Schlacht bei St. Jakob wurde er mit Rechberg und andern Adeligen in der Vorburg zu Mönchenstein gesehen und erkannt vom Vogt Scherli und von Lienhard Heber von Mönchenstein. Die beiden adeligen Führer waren wohl auch beisammen, als im raschen Ritt von St. Jakob nach Rheinfelden über die Brücke der flinke Reitertrupp von Grenzach her unter Rechbergs rother Fahne gegen die Stadt ausritt und den Anzug der Basler zur Hilfe der Eidgenossen zurückhielt.

Der Ausgang der Schlacht von St. Jakob verschaffte den Eingeschlossenen von Farnsburg die Freiheit. Mit Spott und Hohn begleiteten sie den eifertigen Abzug der Belagerer, und fröhlich zogen sie die hinterlassenen Geschütze in die Burg hinauf.

Die Würfel waren gefallen, die Freiherren von Falkenstein standen nun mit Leib und Seele in den Reihen des Adels und theilten, wie ihr Treiben, so schließlich ihr Geschick. In den folgenden Kriegsjahren, die durch rohe und erbarmungslose Kriegführung bekannt sind, wird bei den Handstreichern oft auch ihr Name genannt. Das nahe Rheinfelden ward zunächst der Mittelpunkt der Kämpfe. Ritter Wilhelm von Grüneberg besaß den festen Stein als Pfand der österreichischen Herrschaft; die Stadt selber war in Bund mit Basel getreten. Darüber war ein bitterer Streit zwischen den Parteien entstanden; auch Hans von Falkenstein, der von seiner sichern Farnsburg aus der „Burjani“ von Rheinfelden wegen ihres Bundes mit denen von Basel gegen die gnädige Herrschaft von Oestreich den Fehdebrief mit den Unterschriften seiner zehn Gefellen zugesandt hatte, verkaufte dem von Grüneberg die gewonnene große Büchse von Basel um 500 fl. Es erfolgte die berühmte Beschießung des Steins durch die Basler unter Mithilfe der Eidgenossen, und selbst der Herzog, der zum Entsatz herbeigeeilt war, konnte die Eroberung nicht hindern. Unter den listig und listig Entrommenen befanden sich Hans von Falkenstein und Balthasar von Blumeneck, und unter dem Schutte des Steins die große Kanone Basels. Bei der kühnen und blutigen Ueberrumpelung Rheinfeldens nach drei Jahren sehen wir wieder den Rechberg und Thomas von Falkenstein als Führer. In den gegenseitigen Raubzügen, wobei die Basler mehr dem Sundgau und Breisgau sich zuwandten,

wurden ihnen in ihren Herrschaften von Homburg und Waldenburg Dörfer verbrannt, Heerden weggetrieben, Ernten verwüstet und manch friedlicher Mann ob der Feldarbeit erstochen. Die letzten Hünen von Munzach wurden niedergebrennt und nicht wieder aufgebaut, die Einwohner suchten mit ihrem Vieh eine gesicherte Wohnung im festen Piestal. Von der Farnsburg aus wurde auch gegen Unschuldige in mörderischem Muthwillen gehandelt. Einen armen Bauersmann fiengen und schätzten sie, und als die Frau bloß die Hälfte des Lösegeldes darbrachte, schlugen sie ihm den Kopf ab und rissen sie der Frau, welche ihr Gesicht bedeckte, die Hände weg, so daß sie den Mord anschauen mußte. Dem armen Klaus Strasser hieben sie beide Hände ab und gaben solche seiner Frau in ein Körblein, um solche den Herren von Piestal zu bringen. Unsonst hatte sie ihnen 10 fl. dargeboten, um dem Mann doch die eine Hand zu retten. Nach Jahren noch schuldete Werner Truchseß, dem Bökten zugehörte, dem Stifte zu St. Peter die 100 fl., welche er zur Löjung seiner armen Leute der Besatzung von Farnsburg hatte zahlen müssen.

So war die schöne Thiersteinische Burg auf einmal zur Räuberhöhle geworden. Die Leute der Herrschaft Farnsburg hatten zwar darunter nichts zu leiden, aber sie mußten den jahrelangen Mord- und Brandzügen ihrer Herren gegen Unschuldige zusehen und in beständiger Furcht stehen, von den Städten Vergeltung zu empfangen; die Städte aber thaten den Herrschaftsknechten kein Leid.

Endlich kam der Friede, Handel und Wandel kamen wieder in Gang, aber in den Gemüthern dauerte die feindselige Bewegung fort, und in Schimpfworten mit allerlei Variationen über Kuh und Pfan, die Stichworte der Parteien, ergoß sich der Groll durch das ganze Land. Die

beiden Herren von Falkenstein fanden nun Zeit und hinreichenden Anlaß, wieder ihre häuslichen Angelegenheiten in's Auge zu fassen. Jede Hanshäßlichkeit in Basel war ihnen verboten und Gößgen war verbraunt und an Frau Ursula nur unter der Bedingung zurückgegeben worden, daß sie das Schloß nicht wieder aufbauen und daß Thomas daselbst nicht mehr wohnen dürfe; so zog dieser zu seinem Bruder auf die Farnsburg. Hier hatte Hans so lieberlich gewirthschastet, daß die Brüder durch Vertrag sich dahin verständigten, er dürfe auf die Farnsburg keine neuen Schulden häufen, Thomas soll die bisherigen zu seinen eigenen Gunsten einlösen und über die Landgrafschaft allein verfügen dürfen.

Thomas und Hans verkauften nun, was irgend einen Käufer fand, so ihre armen Leute zu Rotenslue, 4 Familien um 47 fl. an Jhr. Conrad Münch zu Müncheustein und Löwenberg; lange noch lebte im Dorfe die Erinnerung daran, wie der leibeigene Heini Erni eine Freie geheirathet und wie der Herr von Falkenstein ihm dafür wollte die Augen ausstechen lassen, so daß Frau Berena nur dadurch ihren Mann retten konnte, daß sie sich selber und ihre drei Kinder als Leibeigene an's Schloß Farnsburg gab. Sie verkauften ihre Leibeigenen zu Sissach an Werner Truchseß, Zoll und Geleite zu Diepflingen an Basel, verpfändeten Maißprach um 300 fl. an Michel Sibold, den Sonnenvirth in Rheinfelden, ans neue die Landgrafschaft an Basel und stellten Schuldburkunden für geliehenes Geld ans mit Aufstellung von Dorfleuten ans Geltertinden und Ormlingen als Bürgen und mit dem Versprechen ehrlicher Gijelschaft.

Während des Krieges, am 1. Juni 1447, hatten die beiden Schwägerinnen des Thomas, die Freifräulein Anna und Margaretha, sich von zwei Unterthanen aus dem Schlosse

Zwingen entführen lassen und waren wieder eingebracht worden. Anna sollte alle ihre Geschwister überleben als Klosterfrau an der Steinen. Margaretha ward unter die Obhut ihres Schwagers auf Farnsburg gestellt. Wände hatten Ohren, seitdem die Städte jede Regung auf den Schlössern argwöhnisch überwachten. „Liebe Margret, bist du den Schwiegern auch hold?“ fragte eines Tages Herr Thomas seine Schwägerin. „Ja ich, wand sie hent mir früntlich und gütlich gethon und will mein Leben bei inen schließen. Man gicht, daß ein Pfau ist ein hübscher Vogel; er git aber nit gut Milch; ein Ku git gute Milch,“ antwortete sie neckisch.

Ein ruhiges, stilles Leben zu führen, war den Herrn von Falkenstein nicht möglich. Die schweren öconomischen Sorgen, die in unverföhliche Feindschaft ungewandelte einstige Freundschaft der Städte Solothurn und Bern, der allgemeine Haß der Eidgenossen und selbst der östreichischen Nachbarstadt Rheinfelden und mehr noch als alles dieses, die in wilдем Kriege eingefogene Leidenschaftlichkeit und Friedlosigkeit, trieben die beiden Brüder in die Ferne. Hans ging ins Land des Markgrafen und Thomas wandte sich weiter hinaus ins Reich, nach Schwaben, wo er bei Rotweil für sich und seinen Bruder Herrschaft und Schloß Heidburg erwarb. Das Geld hiefür erhielt er von Oestreich, dem er die Feste Farnsburg verpfändete und übergab.

So waltete nun im schönen Schlosse im Namen des durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Albrecht von Oestreich Wilhelm von Runs, Vogt zu Farnsburg. Auch er war erfüllt vom Haße gegen die Eidgenossen und besonders gegen die Stadt Basel, welche Jahre lang die ritterlichen Freibenter bis weit ins Elsaß und in den Breisgau hinein mit strafender Hand erreicht und bei der Eroberung von Rhein-

felden eine Bern und Solothurn ebenbürtige Macht entwickelt hatte. Mit Basel hatte er am Anfang seiner Verwaltung eine unliebsame Begegnung. Dem Bestreben der Stadt, in den erworbenen Herrschaften die Oberherrlichkeit auszuüben, trat er entgegen mit Niederhauen des in Rünningen errichteten Galgens und mit Wegnahme der Jagdgeräthe. Nur einmal erschien Herr Thomas wieder und zwar vor dem Rath zu Rheinfelden, um gegenüber dem Bruder Hans nochmals urkundlich sich sicher zu stellen. Ihn konnte in diesen Landen nicht mehr wohl sein. An seinen Namen knüpfte sich immer und immer wieder die Erinnerung an seine erste Heldenthat, und die Bezeichnung des Mordbrenners von Brugg blieb auf seinem Gedächtniß wie ein Brandmal. Der Krieg wäre ihn nichts angegangen, Bern hätte ihn einst väterlich gehalten in seiner Jugend, unabgesagt hätte er Mord und Brand in die friedliche Stadt gebracht, ward ihm in Wort und Schrift entgegengehalten; er hatte nur die Widerrede, daß er seinen Käufer mit dem Absagebrief nach Bern gesandt, daß ihm aber die Solothurner ohne Absage ihrerseits und von ihm unbeleidigt Göszen verbrannt hätten. Der Ueberfall von Brugg, eine strategische Operation Rechbergs, wäre im Falle des Gelingens und des Vordringens der Armagnaken nach Zürich wohl als ein Meisterstück erschienen, so aber ward er als eine Frevelthat besonders dem Falkensteiner, der die Freundschaft der Bürger so schmäählich mißbrauchte, zur Last gelegt und als ein Bubenstück verurtheilt.

Um diese Zeit starb ihm auch seine Gemahlin, und er gründete in der Ferne durch Heirath mit Amalia von Weinsberg ein neues Hauswesen in einer neuen Heimat. Das einzige Kind erster Ehe ward in das adelige Frauenstift nach Seckingen verbracht.

Nachdem er mit seinem Bruder auf's Neue sich vertraglich aneinandergefest, demselben Heidsburg überlassen und für sich die Sissgaisischen Güter gesichert hatte, kam er wieder und verkaufte Göszen an Solothurn; mit dem erhaltenen Gelde löste er von Oestreich die Farnsburg wieder, und nun bot er diese Herrschaft feil. Schon unterhandelte er darüber mit Solothurn, als Basel dazwischen trat und am 15. August 1461 um 10000 fl. Schloß und Herrschaft erwarb. Amalia von Weinsberg gab ihre Zustimmung. Es wird erzählt, wie er bei der Uebergabe der Titel den Baselschen Abgeordneten gesagt hätte: „Liebe Herren von Basel! auf diesem Wege übergebe ich Eurer Gewalt und Macht fromme und willige Unterthanen und bitte, Ihr wollest Euch dieselben allezeit in Gnaden lassen befohlen sein.“ Darauf hätte er sich zur Seite gewandt, um zu weinen.

Es erfolgte darauf eine lange Abrechnung, viele Theile und Rechte der Herrschaft waren verpfändet oder gar verkauft; die Gläubiger zeigten sich in großer Zahl und wiesen ihre Titel, Andere besritten die zwischen Verkäufer und Käufer verstandenen Rechte, die Grafen von Thierstein in Pfeffingen wollten die Landgrafschaft erben und Ludwig Behuder in Naran als Gatte der Agnes Hilemp das alte Recht der Einfahrt in Farnsburg geltend machen. Basel behandelte alle diese Fragen geschäftlich sorgfältig, zahlte ab, löste ein, erkaufte das Entfremdete, bestritt übertriebene Ansprüche und that um des Friedens willen wohl auch ein Mehreres. Erst 1467 konnte mit Thomas von Falkenstein endgültig abgerechnet werden.

Dieser hatte in der alten Heimat noch Eine Herrschaft, welche er zu Geld machen wollte. Nach dem Tode seiner ersten Gemalin war deren von ihrem Vater ererbte Herrschaft Sewen mit Schloß Steineck an sein Töchterlein Eliza-



beth gefallen. Ein ärgerliches Schanspiel erhob sich nun über dieser Herrschaft. Ursula von Ramstein, geborne von Geroldseck, die Tochter Heinrichs, des letzten Herrn von Lahr, wollte dieses Erbe ihrer Enkelin in eigenem Vortheile verkaufen. Sie hatte schon zu Lebzeiten ihres lieberlichen Gemahls, Rudolfs, des letzten Freiherrn von Ramstein, durch ihr Verhältniß zu ihrem Schwager, dem Grafen Johann von Sarwerden, Anlaß zu Aergerniß gegeben; nun war sie eine recht verlassene Frau. Hinter ihrem Rücken verabredete ihr Schwiegerjohn Thomas in einer Zusammenkunft im Kloster St. Urban mit Solothurnischen Boten den Verkauf im Namen seiner Tochter; aber Frau Ursula wußte es so zu wenden, daß sie als Verkäuferin erschien. Umsonst ließ Thomas die Parteien vor das kaiserliche Hofgericht zu Rotweil laden. Solothuru behielt Seven und kaufte es lieber später noch einmahl von der eigentlichen Erbin, Elisabeth von Falkenstein, Fürstäbtissin von Seckingen. Während Frau Ursula noch weitere Machenschaften versuchte und ohne einen Pfennig Geldes nach Solothuru kam, um die ihr nicht gehörende Herrschaft Ramstein um ein Spottgeld anzubieten, von Schultheiß und Rath auf einige Tage frei gehalten und dann mit 5 fl. in Begleitung eines Stadtknechtes nach Luzern gebracht wurde, schied Freiherr Thomas von Falkenstein für immer aus dem Lande seiner Väter, der letzte des Geschlechts, das nun fast vierhundert Jahre lang in den Urkunden des Sisgau und Buchsgau aufgetreten war.

Wir folgen ihm mit unsern Blicken noch in die Ferne nach; um so lieber, da die alten Historiker Gerbert und Schöpfliu, unbekannt mit seinem Vorkommen, ihn in die dortigen gleichnamigen Geschlechter des Schwarzwaldes und Schwabens nur auf künstliche Weise einzureiben wissen.

Thomas von Falkenstein lebte fortan auf seiner eigenthümlichen Heiðburg; von seinem Bruder Hans finden wir keine Spur mehr. Seine ältere Tochter zweiter Ehe, Anna, brachte er zu ihrer Schwester nach Seckingen. Thomas, sein Sohn, ward dem geistlichen Leben gewidmet und in der Folge Domherr zu Basel und zu Seckingen. Amalia ward verheirathet in das verwandte Haus derer von Baldeg, der bewährten Feinde der Eidgenossen, und verbunden mit Johann, dem letzten seines Geschlechts, der endgültig Schenkenberg den Bernern abtreten mußte.

Sigmund allein sollte das Haus Falkenstein in seinem Sohne noch fortführen.

Vater Thomas, wenn auch hinsichtlich des Alters noch in der Mitte der vierziger Jahre, konnte auch im neuen Lande nicht einer friedlichen Pflege häuslichen Glückes sich hingeben. Schon 1466 machte der kaiserliche Hofrichter im Rundsreiben an die Fürsten des Reiches kund, daß Jedermann aufgefordert sei, den Grafen Ulrich zu schützen im Besiß des geächteten Freiherrn Thomas von Falkenstein. Und zehn Jahre vergingen, bis wir vernehmen, wie Thomas von Falkenstein gegen Oestreich sich anlehnte, dann von Oswald von Thierstein in seinem Schlosse überrascht und vom Herzoge Sigmund wieder aus dem Gefängnisse entlassen wurde, nachdem er mit seiner Gemahlin Amalia gelobt, die Burg Heiðburg dem Herzoge stets offen zu lassen. Da er nun einmal die Ruhe nicht vertrug, überwarf er sich sofort von Neuem mit dem Herzoge; dieser nahm die Burg weg und strafte den Störenfried um eine Summe Geldes. Nochmals stellen die beiden Gatten eine Urkunde aus mit dem Versprechen, die Heiðburg dem Herzoge auf zehn Jahre offen zu halten. Es war im Jahre 1478; doch kaum ein Jahr später finden wir Thomas von Falkenstein als todt verzeichnet.

Seinem Sohne Sigmund gelang es, durch Heirath mit Veronica von Ems, Wittve Georgs von Eberstein, die Herrschaft Ebringen und Schloß Schneeberg zu erwerben. Er fand vortheilhafte Käufer für die ererbte Heiburg in den Herren von Fürstenberg und blieb mit seinem Sohne Christoph und dem Freifräulein Anna auf der Schneeberg, bis im Banernkrieg auch diese niedergebrannt wurde. Sigmund baute sich dann im Dorfe ein Haus und blieb und starb daselbst. Die ganze trotzigte Kraft lebte noch einmal auf im Letzten des Geschlechts, in Freiherr Christoph von Falkenstein, Ritter, Präsident der östreichischen Regierung zu Eufisheim und oberstem Landvogt im Breisgau, Elsaß und Sundgau. Es wird erzählt, daß er seinen Leuten zu Ebringen, als sie zum lutherischen Gottesdienste zogen, hoch zu Roß mit entblößtem Schwerte den Kirchgang gewehrt hätte. Er liegt zu Ebringen begraben, wo sein Bildniß in Stein noch steht. Im Münster zu Freiburg nennt eine gemalte Scheibe seinen und seines Vaters und seiner Gemahlin Namen, Ursula von Ems. Ihn beerbte seiner Schwester Sohn, Junker Wolf zu Bodmann.

Während so im geschäftigen Treiben die Söhne des Geschlechtes derer von Falkenstein ihre Kraft bethätigten und aufrieben, pflegten in heiligen Räumen zu Seckingen die Töchter segnend die Erinnerungen des Hauses. Vorerst das Andenken der Großmutter, Gräfin Claranna von Thierstein, der schwer geprüften Wittve und Mutter, die erst dann sterben konnte, nachdem sie Zeuge gewesen war der Noth und des Untergangs ihres Hauses, nachdem der letzte Stein, die letzte Scholle des Erbes der Grafen von Froburg, von Nidan und von Thierstein veräußert und gar alle Herrlichkeit verschwunden war. Sterbend hatte sie noch gestiftet für sich und ihre drei Kinder Thomas, Johannes und die Frau

vom Hus, am 11. October 1465. Es wurde mit Stiftungen wiederholt geehrt das Andenken Thomas, des Freiherrn und seiner Gemahlinnen Ursula und Amalia, wie dasjenige Hansens, seines Bruders.

Und wer war es, der dieses heilige Feuer kindlicher Pietät in diesen stillen Räumen unterhielt? Es waren die beiden Töchter unseres Thomas. Elisabeth, die als junge Waise hiehergekommen war, stand nun als Fürst-äbtissin an der Spitze des Stiftes über dem Grabe Fridolins; sie sah sich als Nachfolgerin einer Bertha, Tochter Kaiser Ludwigs des Deutschen, einer Richardis, Gemahlin Kaiser Karl III., als directe Nachfolgerin der blutsverwandten Claranna und Johanna von Klingon. Mit kräftiger Hand führte sie das Geschick des Hauses, als sie beim Austritt ihres Autes bloß noch sieben Domfrauen, darunter vier Gräfinnen, vorfand. Als ihr im Streite mit dem Bischofe von Constanz nicht Recht ward, appellirte sie nach Rom und sandte 1488 ihre Denkschrift gedruckt an die Stände. Kaiser Max schlichtete zwischen der streitbaren Frau und dem beharrlichen Bischof.

Im Februar 1508 resignirte sie mit dem Vorbehalt eines Leibgedings von 100 fl. zu Gunsten ihrer noch kräftigeren Schwester Anna, der Tochter des Thomas von Falkenstein aus zweiter Ehe. Aebtissin Anna führte das Regiment nicht minder fest und sicher. Auf den von Kaiser Karl V. ausgeschriebenen Reichstag in Worms, 1521, wollte sie nicht selber gehen; sie bevollmächtigte für sich den Bischof von Basel. Im Bauernkriege, als der Schwarzwald in furchtbarer Erregung sich gegen die Burgen und Klöster wandte, da schickte sie die Klosterfrauen mit den Urkunden und Schätzen hinüber in die Schweiz, sie aber blieb allein

und hütete das Haus. Am 23 Februar 1534 schied auch sie aus dem Leben.

So sehen wir, daß diesem Geschlechte, auch in den letzten Sprossen, noch eine Fülle von Kraft gegeben war. Aber ihre Zeit war vorüber, die Zeit unbeschränkter Geltendmachung persönlicher Kraft und Gewalt.

### B. Ein Prozeß.

Im Archive liegen vier Urkunden, welche einst auf Anordnung von Bürgermeister und Rath mit ungewöhnlicher Sorgfalt aufgestellt worden sind unter Aufsicht von Joh. Friedrich von Münsterstat, kaiserlichem Notar und bischöflichem Offizial zu Basel. Wir geben hier einfach ihren Inhalt ohne Hinzufügung und nur mit einigen Abtürzungen.

Mittwochs den 12 September 1453 sitzt an offener StraÙe zu Rheinfelden vor dem Rathhause zu Gericht der Schultheiß Hans Triganer, genant Beringer; das Gericht ist besetzt, und viele Zuhörer sind darum versammelt. Als Beklagter wird vorgeführt Heinrich von Schelllingen, gewesener Söldner auf Schloß Farnsburg; die Klage erhebt im Namen seines hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Albrechts, Erzherzogs von Oestreich, der Junker Wilhelm von Runs, Edelknecht, Vogt zu Farnsburg. Er erhebt die schwere Anklage, daß Heinrich, gewesener Knecht und Wächter zu Farnsburg, der gnädigen Herrschaft Nutzen geschworen, dann ihr Mus und Brot gegessen und dennoch sich unterstanden habe, das Schloß Farnsburg zu verrathen. Er nennt den Angeklagten einen Verräther und Bösewicht und ruft das Gericht an, denselben die Missethat büßen zu

lassen mit Leib und Leben. Sollte der Angeklagte die Missethat in Abrede stellen, so verlangt der Kläger die Verlesung des Geständnisses und die Verhörung von Zeugen.

Der Angeklagte erwidert durch seinen ihm gestatteten Fürsprecher, daß er dieser schlechten und angeklagten That völlig unschuldig, daß solche von Niemandem gesehen worden und ihm selber nie nur in Sinn gekommen sei. Er erbiete sich, das heiße glühende Eisen zu tragen zum Erweise seiner Unschuld, wie er solches im Gefängniß immer anerbotten habe. Und was das Geständniß betreffe, so seien ihm im Gefängniß in der großen, grimmen Marter, als man ihn anzog und folterte, an einem Tage bis zum zehnten male, allerdings Schriften und Sachen vorgehalten und Fragen über den Verrath gestellt worden, und als er nichts zu gestehen gewußt, hätte man ihn sofort wieder aufgezoogen und gemartert. „Also wurde er mit solcher grimmer marter darzu bracht, daß er alles das verjache, so im da fürgehebt ward, und hett man in noch umb größer sachen in solcher mas gefragt, er hett es alles verjehen, umb daß er sölicher großer marter möcht entronnen sin. Er wölt och noch hütt-bitag lieber sterben und verjehen, was man in fragte, dem solich grimme we für me liden.“ Allerdings sei wahr, daß er darauf das Geständniß vor Zeugen und ohne Folter wiederholt und auf Rätthe und Stadt Basel gelogen habe; aber er habe gewußt, daß er ohne solches wieder auf die Folter geschlagen worden wäre, wie es vorher ihm auch widerfahren sei. Darum vertraue er Gott und seinem Recht, als unschuldig erkannt zu werden.

Darauf verliest Junter von Runs das freiwillige Geständniß, welches sagt:

„Vierzehn Tage vor seinem Eintritt in den Dienst auf Farnsburg diente Heinrich von Schelklingen bei Hans

Hügli in Angst; während er im Holze war, kamen zwei von Basel zum Meister ins Haus und fragten nach Heinrich. Sie schickten Hüglins Knecht ins Holz, um ihn heim zu holen, und da erklärten sie ihm, wenn er ein guter Geselle sein wollte, so würden sie ihm helfen, daß er solch' schwere Arbeit nicht mehr zu thun nöthig hätte, er sollte sein Lebtag genug haben und es genießen. Er möchte nach Basel ins Rithhaus kommen, und so wollten sie ihm genauere Auskunft geben. Nach einigen Tagen gieng Heinrich nach Basel ins Rithhaus und traf da die beiden Bekannten, die ihn eine steinerne Treppe hinauf, durch ein Höflein in ein kleines Stüblein beim Brunnen führten. Hier saßen sieben stattliche Männer in Mänteln beisammen, die ihm eröffneten, sie wollten dafür sorgen, daß er sein Lebtag genug hätte, wenn er ein guter Geselle sein möchte; ob er einen Dienst habe? Und als er antwortete, nein, er arbeite im Taglohn, erklärten die Sieben, sie wüßten ihm einen Dienst; er sollte Wächter werden auf Farnsburg und ihnen helfen in das Schloß zu kommen, dann wollten sie ihn zu einem Herrn machen. Es sei ihnen von Farnsburg aus allzuviel Verdruß bereitet worden wegen des umgehauenen Galgens zu Nunningen, wegen der weggenommenen Wildgarne, wegen des Klosters Disberg. So machten sie mit ihm einen Anschlag und gaben ihm fünfhalb Pfund Geld auf die Hand. Sie sandten ihn auch nach Riestal, um noch Näheres zu verabreden, und gaben ihm ein Wahrzeichen mit: es würden die von Basel und Riestal, wenn sie vor dem Schlosse ankommen, hüsteln, und er soll ebenso erwidern und ihnen dann helfen ins Schloß zu kommen. Das geschah drei Wochen vor Weihnachten. Als Heinrich eingetreten war, theilte er die Sache dem Heinrich Günther von Isbruck mit und gab ihm 15 Schillinge. Einige Nächte vor Licht-

meß kamen dann wirklich einige Leute vors Schloß und hüstelten, und die beiden Verschworenen unterstanden sich, sie durch das Thörlein einzulassen, aber sie wurden durch die andern Wächter verstört.“

Sorgfältig suchte der rechtskundige Offizial von Basel, der hiezu von den Rathsboten nach Rheinfelden mitgenommen worden war, die Anklage wörtlich sich einzuprägen, umsonst suchte er eine Abschrift derselben zu erhalten. Da erhoben sich Henman von Offenbürg, Ritter, Wernlin Creman, alt oberster Zunftmeister und Glans Meder, des Raths zu Basel, welche von ihrer Obrigkeit zu dieser Verhandlung abgejandt worden waren, und der Erstere sprach:

„In diesem Geständnisse wird der Herren von Basel gedacht in einer Weise, daß dadurch ihrer Ehre zu nahe getreten ist. Sie wissen sich alles dessen völlig unschuldig und müssen darum darauf halten, ebenfalls gehört zu werden. Ich bitte also den Herrn Schultheißen und rufe ihn an, daß er um Gottes und des Rechtes willen auch uns das Wort vergönnen und gestatten möge; wir hoffen um so mehr, daß solches uns nicht verweigert werde, da päpstliches und kaiserliches Landrecht, wie das Städterecht und schon die menschliche Vernunft einem jeden rechten „Christenmenschen das Recht sichern, einzustehen für seine angegriffene Ehre.“

Der Vogt zu Farnsburg erklärt, daß er mit Heinrich von Schellkingen im Prozesse stünde und solcher noch nicht erledigt sei; wenn die Kundschaften verlesen, wenn die Zeugen verhört, wenn das im Namen der gnädigen Herren von Oestreich angerufene Recht ausgesprochen und der Prozeß beendet sei, dann möge die Botschaft derer von Basel, wenn sie etwas anzubringen habe, es füglich thun.



Ritter Henman von Offenburg sprach: „Wir hoffen, daß überhaupt in der Sache nicht weiter verhandelt wird, bevor auch wir angehört worden sind.“ Ferner erklärt Heinrich von Schellkingen, daß er seinem Geständnisse noch etwas beizufügen hätte; er hoffe zu Gott und seinem Recht, solches werde ihm nicht abgeschlagen werden, da er auf Leib und Leben angeklagt sei.

Darauf setzte der Schultheiß die Frage ins Mehr, und es wurde erkannt, daß Heinrich von Schellkingen gestattet sei, das Nothwendigste noch anzubringen, daß aber dann die weiteren Beweismittel der Anklage vorgetragen werden sollen. Darauf soll die Botschaft auch derer von Basel angehört und das Urtheil gesprochen werden.

Heinrich von Schellkingen sagte nun: „Bei meinem Sterben und dem Gott, vor dem wir Alle erscheinen sollen, ich bin unschuldig alles dessen ich angeklagt bin. Nächsten Martini werden es zwei Jahre sein, seitdem ich in Basel war. Damals war ich im Wirthshaus zu der weißen Taube, ein Mitgast war Henmann Reiniger von Ober-Olsberg; der fragte mich nach meiner Begangenschaft. Ich erwiderte, daß ich allerlei zu werken verstünde und dormalen im Tagelohn arbeite. So fragte er mich: Kannst du auch dreschen? und auf meine Bejahung versprach er mir ständige Arbeit. Da ich wenig Zehrpfennig mehr hatte, gieng ich am folgenden Morgen mit ihm nach Ober-Olsberg und arbeitete bei ihm und andern. Seitdem bin ich nicht mehr in Basel gewesen. Wo das Nidthaus steht, ob drin eine hölzerne oder steinerne Treppe, ob ein Brunnen oder anderes dort ist, das weiß ich nicht. Ich sage es bei meiner Todesstunde, beim wahren Gott, daß mir von Niemandem zugemuthet worden ist, was ich in der Folterqual und aus Furcht vor solcher bekant habe. Was ich da in der Qual gegen die

von Basel ausgesagt habe, ist unwahr; ich wünsche, daß auch Reiniger verhört werde.“

Zunfer von Nuns erklärte kurz, er sei bereit, die Zeugen zu stellen dafür, daß der Angeklagte sein Geständniß frei von aller Folter, bloß auf die Aufforderung des Schultheißen hin, die Wahrheit zu sagen, abgelegt habe, worauf der Richter den Angeklagten fragt, ob er auf der Verleumdung dieser Zeugenschaft bestehe.

Dieser erwidert: „Es bedarf ja der Zeugen nicht, da ich selber gestehe, das Geständniß ohne Folter abgelegt zu haben; aber eben dasselbe Geständniß wurde mir schon vorher auf der Folter abgepreßt, und ich war, wenn ich es nicht wiederholte, meiner Qualen sicher und gewiß. Für die mir beigelegte Mißthat selber aber wird sich kein Zeuge finden; es ist alles mir zur Last gelegte nicht wahr, wie es auch nicht wahr ist, daß Hüglins Knecht mich einmal aus dem Holze geholt hat, um mit Jemanden von Basel zu reden.“ Er stellte an das Gericht den Wunsch, daß auch jener Knecht verhört werde.

„Ich hoffe zu Gott und meinem Recht,“ spricht der Vogt von Farnsburg, „daß meine Beweise als ausreichend erkannt werden; neue Entlastungszeugen anzubieten, dazu ist es jetzt zu spät.“

Der Angeklagte meint nun, wenn durch Schuld oder Versehen seines Fürsprechers ein Versäumniß in der Anrufung von Zeugen stattgefunden habe, so werden die Folgen doch nicht ihn treffen, da derselbe ja bei Uebernahme der Fürsprache den Vorbehalt gemacht habe, sein eigenes Versehen und Mißgriffe möchten nicht dem Angeklagten zur Last fallen; er verlange hierüber den Entscheid des Gerichtes.

Auch Ritter Henman erhebt sich und erinnert das Gericht an seinen vorigen Spruch, wonach beide Parteien

und die Boten von Basel anzuhören seien, bevor ein Urtheil gesprochen werde. Aber Vogt von Runs bethenert nochmals, daß seine Beweise zu einem Urtheile hinreichend seien, und stellt den Gegenantrag, es soll der Spruch jetzt gefällt und darauf den Basler Boten vergönnt sein, sich zu verantworten.

Mit Mehrheit ward erkannt: Klage und Vertheidigung sind erschöpft, da die Letztere mit ihren neuen Beweisen zu spät kommt; es mögen noch die Boten von Basel sprechen, und dann soll das Urtheil erfolgen.

Henmann von Offenburg hat somit das Wort, und er redet mit weitreichender Stimme also:

„Schon seit längerer Zeit ist uns das Gerücht zugebracht worden, daß hier zu Rheinfelden und zu Farnsburg einige Knechte ins Gefängniß gelegt worden sind unter der Anklage, sie hätten, im Einverständnisse mit Bürgermeister und Rath zu Basel, der gnädigen Herrschaft von Oestreich das Schloß Farnsburg heimlich zu entwenden gesucht. Das ist uns schwer aufgefallen, und wir schickten sofort den Ritter Hans von Flachsland, Wernlin Greman und Claus Meder nach Rheinfelden an den würdigen Herrn, Meister Kotterer, Probst zu Rheinfelden, an dasigen Schultheißen und Rath, als an die Amtsleute der gnädigen Herrschaft von Oestreich, mit der Bitte, doch freundlich mitzutheilen, wessen wir eigentlich angeschuldigt werden. Sie erhielten aber keine Auskunft. Darauf schickten wir Schreiben und Boten an den gnädigen Herrn von Oestreich selber und an seine Rätthe mit der gleichen Bitte und ebenfalls ohne Erfolg. So vernehmen wir nun heute zum ersten male die Anklage und die gegen Bürgermeister und Rath erhobenen Beschuldigungen. Das trifft unsere Ehre, unseren Leib und unser Gut. Basel und sein Rath weiß sich unschuldig und wird

durch Gottes Gnade auch in Zukunft davor behütet werden, daß mit irgend welchem Recht ihm solche Zulage gemacht werde, da es sein nun geschaffenes gutes Einverständniß mit der Herrschaft in Ehren halten und keine Untreue üben wird. Ich bitte also und ermahne den Richter und das Gericht um Gottes und des Rechtes und alles Heiligen willen, den angeklagten Heinrich von Schelllingen jetzt nicht aus dem Leben zu thun, sondern das Urtheil zu vertagen und meinen Herren Tag und Stunde anzusetzen, um sich zu verantworten, worauf dann Euer Urtheil folgen mag. Ich frage alle die Anwesenden, ob ich damit etwas Unbilliges verlange, ob ein solches Begehren einem Juden oder Heiden abgeschlagen werden kann?"

Kläger, Richter und Gericht aber wollten keine Vertagung und erkannten: Es soll Heinrich von Schelllingen als ein Verräther und Bösewicht in vier Stücke gehauen, und es sollen die vier Stücke an der Kreuzstraße in die Luft gehängt werden. Wer das Urtheil äfret, soll in des Gerichteten Fußstapfen treten.

Nach Verlesung dieses Urtheils ward Heinrich von Schelllingen gebunden dem Nachrichter übergeben; daehrte sich Henman von Effenburg noch zu ihm mit den Worten: „Nun wohlau, Heinrich, du siehest, wie es mit dir steht; sage mir noch die Wahrheit, hat dir Jemand von Basel oder Kiestal je einen Antrag dessen gemacht, das du angeschuldigt bist, oder dir etwas zu dem Zwecke gegeben? Sag es jetzt ohne Scheu!“ Da unterbrach ihn der Schultheiß: „Du hast nichts zu reden, Heinrich, bis man dich heißt, und Ihr,“ zu Herru Henman gewendet, „Ihr seid nicht sein Beichtvater.“ Aber der Verurtheilte rief noch zurück: „Bei dem Tode, den ich nun leiden soll und muß, ich weiß nichts von alledem und bin ganz unschuldig.“ Die Basler Boten

riefen noch ihren mitgebrachten Rechtskundigen und die Umstehenden an, solchen Jammer sich zu merken, und gingen von dannen.

In dem von dem kaiserlichen Notarius darauf abgefaßten offenen Briefe erklären mit ihm als Augenzengen Ulrich Gurlin, des Capitels zu St. Leonhard in Basel, Andreas Freitag von Mülhausen, Sigmund Hersberger, Conrad von Sterzingen, Conrad Komminbasfeld, Michel Frank, Peter Ruch die Wahrheit obiger Darstellung.

Auch über die allerletzten Lebensmomente des Unglücklichen wußte Basel sich eine Rundschaft zu verschaffen, die den geschehenen Greuel in ihrem ganzen furchtbaren Lichte zeigt.

Heinrich Gysi von Rheinfelden, der Capitelherr zu St. Leonhard, Ulrich Drever, genannt Gurlin, Andreas Freitag von Mülhausen legten vor dem bischöflichen Offizial einen Eid ab, die Wahrheit zu sagen und erklärten: als Heinrich von Schelllingen auf die Richtstatt geführt und schon auf das Brett gebunden war, sagte ihm noch der Richter: „Nieber Heinrich, du siehest, daß du mußt sterben; da darfst du keine Unwahrheit auf deiner Seele lassen; sage mir noch, bist du dessen schuldig, was dir zur Last gelegt ist?“ Da hob der Verurtheilte den Kopf vom Brette auf und sagte: „Bei meinem Tode, beim jüngsten Gericht schwöre ich, ich bin unschuldig. Ich habe nichts zu sagen, als ich bin unschuldig.“ Da legte ihm der Richter den Strick in den Mund und viertheilte ihn.

Was hier dem gewaltthätigen Schultheißen von Rheinfelden mit dem einen der Gefangenen nicht gelungen war, einen Makel an Basels Ehre zu werfen, das gelang dem Landvogte auf Farnsburg besser mit dem andern.

Schon am folgenden Tage, Donnerstags den 13 September, finden wir die drei Boten von Basel wieder als Gesandte von Bürgermeister und Rath auf dem Landgerichte des Sisgau zu Augst, und wartend dessen, was kommen sollte. Eine Menge Volks war versammelt, der Ring war gebildet, die Urtheilfinder setzten sich, als ein Zug von Farnsburg herabkam und einen von Knechten geführten, gebundenen jungen Gefangenen brachte. Junfer Wilhelm von Rums, Vogt auf Farnsburg, eröffnete als Richter und Vorsitzender im Namen seiner gnädigen Herrschaft von Oestreich, als Pfandinhaberin der Landgraffschaft, mit den üblichen Formalitäten die Verhandlungen. Als Ankläger trat hervor der Schultheiß von Rheinfelden, Hans Trigenauer, genannt Beringer.

Dieser klagte den gegenwärtigen Heinrich von Isbruck an, er hätte als Wächter zu Farnsburg der gnädigen Herrschaft Treue geschworen, darauf ihr Mns und Brot gegessen und dennoch von andern Leuten Geld genommen, das Schloß zu verrathen. Er verlangte, daß solcher als ein meineidiger Verräther mit Leib und Leben büße. Sollte er leugnen, so ständen die Beweise seines eigenen Geständnisses zur Verfügung.

Der Angeklagte bekannte, daß er sich gegen die gnädige Herrschaft versehen und sich unterstanden habe, das Schloß zu verrathen; aber die von Basel hätten ihn mit ihrem Gelde dazu gebracht. Besonders Hans Marstaller, Oswald Hutmacher und ein Messerschmied von Basel, den er nicht nennen könne, hätten ihm in der Herberge zur Sonne in Rheinfelden etwas Geld gegeben und ihm gesagt, daß er den Streich mit Ehren thun könne. Er hätte darauf mit Heinrich von Schelkingen gerade vor Lichtmeß es unternommen, ihnen das Bilempen Thürlein zu öffnen; sie

seien aber von den andern Wächtern verschont worden und hätten sich, der eine in den Kuhstall, der andere in des Pfaffen Haus geslüchtet und versteckt.

In glänzender Rede zeigte Herr Henman von Offenburg, wie Basel im Allgemeinen und bei jedem Anlaß mit der Herrschaft von Oestreich in bestem Einvernehmen stehe; wie die zum Erzherzog Albrecht geschickte Botschaft von diesem freundlich empfangen worden sei und vom Fürsten die allgemeine Versicherung empfangen habe, er selber glaube nimmer an ein verrätherisches Vorgehen Basels und er werde nach Rheinfelden berichten. Erfolg sei freilich nicht erkennbar geworden. Wenn nun auf die Aussage jedes gedungenen Knechtes hin der Ruf der Stadt bloßgestellt werden soll, so sei es schwer, und man müsse glauben, daß es immer Leute gebe, denen Unfrieden lieber wäre, denn Frieden. In diesem Falle verlange er Vertagung der Verhandlungen, damit es seinen Herren möglich sei, sich gehörig zu rechtfertigen.

Der Ankläger sprach sein Befremden aus, daß, da er im Begriffe stehe, für seine gnädige Herrschaft Recht zu suchen, solches ihm von Außen her geirret werden wolle, indem man sich Heinrich Gmüthers so annehme; er verlangte den Spruch des Gerichtes über die Frage der Vertagung. Das Gericht vertagte die Verhandlung um sechs Wochen und drei Tage.

Wieder versammelte sich am 29. Oktober das Landgericht am gewohnten Orte, und wir sehen die Fortsetzung des Dramas.

Nachdem der Ankläger geendet, brachte der Bote einen an das Gericht adressirten geschlossenen Brief, der sofort vom Richter, Vogt von Runs, geöffnet und verlesen wurde. Hans Marstaller, der Söldner von Basel, erklärte darin

dem Richter und den Urtheilsprechern, daß er von Anschuldigung Kenntniß erhalten, aber nicht nur den Heinrich Günther nicht kenne, nie gesehen und nie gesprochen habe, sondern auch nur der Gedanke an solche That sei ihm nie in den Sinn gekommen. Er hätte darum selber bei der Herrschaft von Oestreich seine Ehre verwahrt und sei erbötig, seine Unschuld zu beweisen vor Fürsten, Herren, Mittern, Knechten und Städten, mit Verzicht auf Trostung oder sicheres Geleit.

Schultheiß Trigenaner erklärte hierauf, daß ihn Hans Marstaller und seine Briefe nichts angehen; könne er sich verantworten, so sei ihm das zu gönnen; er aber verlange um sein Recht und daß Heinrich Günther seine eingestandene Mißthat mit Leib und Leben büße.

Hierauf nahm Heinrich Günther das Wort und legte dar, wie Hans Marstaller schreiben könne, was er möge; er und die beiden Genannten hätten ihn überredet und die Basler mit ihrem Gelde ihn zum Bösewicht gemacht. Er verlange, daß dieselben in seine Fußstapfen treten müssen. Hätte doch erstlich der Vogt zu Waldenburg, Caspar von Regisheim, den Anschlag ausführen sollen, sich aber dessen geweigert; dann seien der Vogt zu Homburg, Burkart Grensfels, und einer Namens Müller von Liestal in einer Nacht ins Feld vor Farnsburg gekommen, um das Schloß einzunehmen. Er verlange noch einmal einen Aufschub, um die Beweise für das Alles herbeizubringen.

Da traten die Boten von Basel in den Ring und Mitter Henman sprach zu Heinrich Günther: „Du schuldigest fort und fort die Basler; sieh, wir sind auch von Basel, sprich, haben wir einmal mit dir geredet und dir Geld geboten?“ Da schlug er die Augen nieder und schwieg. Darauf verlangten die von Basel, daß Angesichts solcher schweren Au-



schuldigung ihnen vergönnt sein möchte, jetzt ebenfalls zur Sache zu reden; denn nach dem Vollzuge des Urtheils hätte solches keinen Sinn. Die Anklage sei doch gar schwach; Marstallers Antwort liege hier, einen Oswald Gutmacher keine Niemand in Basel, und den dritten kenne Heinrich von Isbruck ja selber nicht. Der Richter aber schnitt alles Weitere ab und fragte die Urtheilssprecher, was hierin Recht sein sollte, und diese erkannten: Heinrich Günther ist seiner Missethat launtlich und hat solche mit Leib und Leben zu büßen.

Hierauf nahm Ritter Henman wieder das Wort: „Nachdem das Urtheil gesprochen ist, wird es uns denn vergönnt sein, zur Sache selber zu reden;“ aber Schultheiß Trigenauer fiel ihm ins Wort, und es entspann sich ein Streit darüber, ob Basels Boten nach diesem Urtheil oder nach Festsetzung der Strafe zum Vortrage kommen sollten. Da verlangte Heinrich Günther, daß er selber sich noch einmal aussprechen dürfe, nachdem er mit seinem Fürsprecher Rücksprache genommen hätte. Das ward ihm gewährt, und die Beiden gingen auf eine Zeit außer den Ring. Als sie wiederkamen, sprach der Angeklagte mit dem Richter Wilhelm von Runs und erinnerte ihn daran, wie er ihm immer Gnade versprochen hätte; er fiel auf die Kniee und bat Richter und Urtheilssprecher, daß sie, wenn sie ihn nun doch zum Tode verurtheilen wollten, ihm doch eher das Haupt möchten abschlagen lassen; er sei noch so jung in diese Sache gekommen. „Lieber Heinrich,“ sagte der Richter, „hab’ nur guten Muth; wenn das Urtheil gesprochen ist und du gebeichtet hast, dann kann dir immer noch Gnade erwiesen werden.“ Darauf erhob sich ein neuer Wortwechsel zwischen dem Schultheißen und den Boten von Basel, und das Gericht erkannte: Heinrich Günther soll geviertheilt, und die

vier Stücke sollen an den Straßen an die Luft gehängt werden.

Während der Verurtheilte gebunden ward, steigerte sich der frühere Wortwechsel zum Streit; die Basler Boten wiesen auf alle die geschehenen Unzugehörigkeiten hin und klagten den bösen Willen und das an ihnen begangene Unrecht an. Aber der arme Trops ward weggeführt zur Todesstätte.

Peter Hächler bezeugt eidlich vor dem Offizial, daß er am Landgerichte zu Augst gesehen hätte, wie der gebundene junge Knecht ab Farnsburg vor Beginn der Verhandlungen beiseits von Knechten an Stricken gehalten worden sei. Da hätte jener auf eine Gruppe von Söldnern und Reisigen aus Basel hingewiesen mit den Worten: „Dort steht ja der Marstaller.“ Alle hätten ihm aber erwidert: „Das ist ja nicht der Marstaller, sondern der Heinrich Gruber.“ Er kannte also auch den Marstaller nicht einmal. Als dann am Ende der Verurtheilte hinab über die Ergenz auf die Richtstätte geführt wurde, wäre der Vogt von Muns dem Nachrichten nachgegangen und hätte ihm aufgetragen: „Lug Jakob, wenn du anfängst zu richten, so stich ihm gleich das Herz ab, damit er nicht weiter redet.“

Der Wirth zu Pratteln, Stephan Jöcher, deponirte unter Ablegung des Eides, daß er gesehen und gehört habe, wie Hans Schmid, der Vogt von Gelterkinden, aus dem Ring getreten und mit dem Nachrichten gesprochen hätte. Da habe Heinrich Günther gesagt: „Vieher Herr Vogt, Ihr wiisset ja, wie die Sache steht; da seid doch so gut und machet, daß mir Gnade widerfahre.“ Der habe geantwortet: „Vieher Heinrich, habe nicht Sorge, dir wird Gnade widerfahren.“ Und als Günther innerhalb der Richtstätte beichtete und das etwas lange sich verzog, kam wieder der Vogt von Farnsburg und befahl dem Nachrichten: „Jakob,

geh und nimm ihn weg, er hat nun lange genug gebeicht.“ Der Nachrichten zögerte und richtete sein Geräthe zu. „Jetzt geh und nimm den Knecht und fange an zu richten,“ befahl wieder der Vogt, „ich muß noch heim und es ist spät, und Sorge dafür, daß du ihm gleich das Herz abstichst.“

Nicht mit schwirrendem Pfeil, noch mit den schweren Geschossen der gefürchteten Feuerschlünde; nicht mit hellem Schwertklang und schwerem Schlag der Hellebarde; nicht in offenem Grimme der Feldschlacht ward dem Haffe Luft gemacht, der die Herzen der unterlegenen Trabanten Oestreichs erfüllte. Es war ja seit drei Jahren der Friede geschlossen zwischen dem Erzhaufe und den Eidgenossen. Aber es wurde weiter gefochten mit den unparirbaren Stacheln der Verleumdung und Ehrenkränkung, wenn auch nebenbei mit Verhöhnung alles Rechtes und mit feigem Abjachten wehrloser Diener.

Es ist die Todesgeschichte dieser armen Knechte kein weltgeschichtliches Blatt, aber auch im Tropfen spiegeln sich die Gesetze großer Wasserfluthen, und aus dem Verlaufe weniger Stunden erkennen wir oft die Stimmungen einer ganzen Zeit.

Fünf Jahre nach diesen beiden, im Namen des hochgeborenen Herzogs Albrecht von Oestreich abgehaltenen Gerichtstagen kam der angestaunte Herr des Landes, kam Freiherr Thomas von Falkenstein wieder auf die Farnsburg, aber nur, um Land und Lente, und die Rechtspflege dazu, zu verkaufen. Kurz darauf saß dem Landgerichte des Sisgau zu Auggt im Namen von Bürgermeister und Rath zu Basel vor Herr Peter von Offenbourg, der Vogt auf Farnsburg, Ritter Henmans Sohn.

---

## Sebastian Münsters Cosmographey.

Sebastian Münsters Cosmographey nimmt unter den Büchern, welche auf die allgemeine Bildung des deutschen Volkes eingewirkt, eine so bedeutende Stellung ein, sie zeichnet den kulturgeschichtlichen Gesichtskreis des beginnenden nachreformatorischen oder späteren humanistischen Zeitalters so anschaulich, sie enthält endlich auch für uns noch so mannigfache unmittelbare Belehrung, daß wir mit Vergnügen dem freundlichen Wunsche der Redaction des Basler Jahrbuches nachkommen, diesem Werke eine kurze Besprechung zu widmen, welches, eine hervorragende Leistung der Basler Buchdruckerei, einst in den Häusern der gebildeten Bürger vielverbreitet, sich gegenwärtig fast ganz in die öffentlichen Bibliotheken zurückgezogen hat, und auch von den Bücherfreunden jetzt mehr seiner Illustrationen als seines Textes wegen geschätzt und zu Rathe gezogen wird.

### I.

Wir beginnen mit dem Nachweis der Entstehung und fortschreitenden Ausgestaltung des Buches. Schon Professor R. Wolf hat in seiner hübschen Arbeit über Sebastian Münster im zweiten Bande der „Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz“ (1859), S. 1—20, auf den Zusammenhang der Cosmographey mit früheren Schriften Münsters aufmerksam gemacht. Wir haben sodann

im „Anzeiger für schweizerische Geschichte,“ 1877 (VIII), S. 208 ff. die Vorgeschichte des Buches weiter verfolgt. Endlich hat Professor Wolf in seiner „Geschichte der Vermessungen in der Schweiz als historische Einleitung zu den Arbeiten der schweizerischen geodätischen Commission.“ Zürich. 1879. S. Höhr, S. 4—13, seine frühere Arbeit in Manchem berichtigt und ergänzt. Das Ergebniß dieser Nachforschungen, bei denen wir auch von Herrn Universitätsbibliothekar Dr. L. Sieber mit gewohnter Freundlichkeit unterstützt wurden, ist folgendes:

Als erste Ausgabe der Cosmographen gilt mit Recht die von 1544, Basel, bei Henric Petri (denn die von Brünnet erwähnte première édition, Bale H. Petri, 1541 ist ein einfacher Schreib- oder Druckfehler). Nun sagt Münster selbst in der Dedication dieser Ausgabe an König Gustav von Schweden, datirt 17. August 1544, von der Cosmographie, die man neben der Chronographie pflegen sollte: „wie ich dann solches vor achtzehen jaren hab understanden und angefangen mit diesem Werk, nachgefolgt dem Hochgelehrten Mann Straboui. Alß ich aber vor sechs jaren noch mit dieser Arbeit umgieng, ist zu mir kommen E. K. May. Diener, der Hochgelehrt Herr, Herr Gregorius Normannus — und alß er besichtigt diese fürgenommene Arbeit, schecket er sie wohl würdig, dz sie under dem Königlichen Schirm E. K. May. an tag käme, suust were ich nicht so vermessen gewesen, diesem Buch ein solchen Patron fürzustellen.“

Hieraus ergibt sich also, daß Münster die Ausgabe seiner Cosmographen von 1544 als die Vollendung seiner im Jahre 1526 begonnenen cosmographischen Arbeiten bezeichnet. In der That waren seit diesem Anfangsdatum verschiedene Publicationen Münster's erfolgt, die als Vor-

arbeiten oder frühere Versuche des großen Werkes von 1544 zu betrachten sind.

a) Als erster Anfang ist aufzufassen das Schriftchen: „Erklärung des neuen Instruments der Sonnen (gemacht durch Sebastianum Münster), nach allen Scheiben und Circeln. Item ein vermanung Sebastiani Münster an alle liebhaber der künsten, in hilff zu thun zu warer und rechter beschreibung Teutscher Nation. Oppenheim 1528.“ in 4° (30 Seiten. — Zweite Auflage Worms 1529 in 4° — 44 Seiten.). Wolf, dem ich diese Nachweisung verdanke, gibt einen Auszug aus diesem Aufruf in den Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, II. Band S. 17. Diesem Aufruf ist ein von Münster selbst entworfenes geographisches Kärtchen der Umgegend von Heidelberg (wo M. damals wohnte) beigegeben: „Heydelberger becirck auff sechs meilen beschriben.“

b) Eine Frucht dieses Aufrufes oder wenigstens der unausgesetzten Beschäftigung Münsters mit der Materie ist sodann die Schrift (auf der Kantonsbibliothek in Zürich):

»Germaniæ | atque aliarum regionum, quæ | ad imperium usque Constantinopolitanum proten | duntur, descriptio, per Sebastianum Mun | sterum ex Historicis atque Cosmogra | phis, pro Tabula Nicolai Cusæ intelligenda excerpta. | — Item ejusdem tabulæ Canon.« Mit Cratanders Signet, der Göttin der Gelegenheit. Die Schrift ist dedicirt Chonrado Peutingero Jureconsulto Augustano, Historico atque Cosmographo doctissimo. Basileæ mense Augusto anno M. D. XXX. — und enthält einen geographisch-historischen Ueberblick über Deutschland und die östlich gelegenen Länder bis zum schwarzen Meer (62 Seiten in Quart). Dann kommt der Canon tabulæ, quomodo scale tabulam includentes expri-

mant regionum longitudinem et latitudinem (Seite 62—73) sammt Index. Schon hier redet Münster von dem »nobilissimum Cosmographiae studium, quo ego in mundo desiderabilius non scio, quod scilicet lectoris animum plus capiat et quod non mediocrem afferat fructum rerumque peritiam et imprimis Historicorum lectoribus sit necessarium.« So tief war er schon in der Sache.

c) Und nun folgt eine höchst seltene und den Bibliothographen bisher unbekannt gebliebene Schrift, <sup>1)</sup> die die Zürcher Kantonal- (ehemalige Stifts-) Bibliothek aufbewahrt, und die wir daher eingehender beschreiben wollen.

### Cosmographie.

MAPPA EUROPÆ, Eigentlich fürgebildet, aufgelegt vund beschribenn. Vonn aller land vud Stett ankufft, Gelegenheyt, sitten, jetziger Handtierung vud Wesen.

Wie weit Stett vund Länder inn Europa von einander gelegen, leichtlich zfinden.

Des Polus in ieglicher statt erhebung, Daher vil nutzbarkeit, als die Sonuhr, Compast, Cylinder zc. zumachen.

Wie einer fürgenommene reyse zu wasser vud land, durch einen Compast, richten, vud vungeirret zu einer Statt zutreffen soll.

Künstlich vund gewisse anlehtung, einen nimmkreiß einer Statt oder Landschaft zunerzeichnen, Mappen und Landtaffeln zu machen, durch Sebastiauum Münsterum an tag geben.

(Mit Abbildung eines Doppel-Compasses.)

Den Anfang macht — auf drei unnumerirten Seiten — die „Anleitung, wie man geschichtlich einen umbtreiß beschreiben sol. Sebastiauns Münster.“ — Dann kommt die schon 1528 publicirte Karte von Heidelberg und Umgebung mit „Erklärung der Tafel, Inhaltend den becirck umb Heydelberg.“ — Weiter: „Die Mappa odder Tafel Europe zuuerstehen und brauchen“ zusammen auf 6 Seiten.

Der Haupttheil der Schrift aber ist: „Gemeine beschreibung unnd begriff Europe.“

Demselben gehen voran zwei Städtebilder: Mainz und Venedig. Folgen einige Notizen über die Grenzen und die Ausdehnung von Europa, sodann die „Kurze außörterung Germanie auß Bilibaldo Birckeymero“ nämlich: Aethia, Bndetia, Noricum und sein begriff, Ober-Panonia, das ist Osterreich, und sein begriff, Nider-Panonia, ietz Hungaria genaunt. „Under dem namen Helvetij werden begriffen alle Schweizer und Eydgnoßen biß ghen Basel. Weitere gelegenheit und anzeigungen aller Stett, Land, Berge und wasser, ist bei den Cosmographis und Weltbeschreibern überflüssig zu finden, hie ou uot zu widerholen,“ wie denn auch diese ganze „Kurze außörterung Germanie“ in der That auf anderthalb Seiten zusammengeht. Es folgt: „Von Germania, irer bildnuß, gelegenheit, vöcker, Pollicey, begriff, und gwonheiten. S. Franck.“ Au der Spitze zwei unbekante Städtebilder. — „Von Germania unnd der Teutschen leben unnd sitten, etwas in gemein, auß Cornelio Tacito und andern“ mit der Ansicht einer Stadt sammt Bergfeste und einer Belagerung. „Von sonderen einzeligen ländern Germanie, und erstlich von Behemerland“ mit der Abbildung einer Belagerung. „Der Behem reichs aufang. — Von Osterreich, — Merhenlandt, — Schlesierland, — Franckenland, Schwabenland (mit einer Feldschlacht), —



Beyerland, — Lithaw oder Lithuania, — Eißland, sunst  
 Vinonia Kiefland genannt, — Preußenland, sunst Prusia ge-  
 heißen — Samogithia, — Mosconia, Moscouiter, — Neußen,  
 Rufia oder Ruthenia genannt, — Meiffen, — Thuringia,  
 Thüringen, — Von Saxonia, Sachsen, — Von der Statt  
 Meincz (mit Abbildung), — Franckfurt (mit einem Städte-  
 bild), — Frießland, — Holland, — Westfalen und der  
 Westfalen gericht, — Seeland, — Brabantia, Brabant, sunst  
 Rhetia genant, — Flandria, Flandern, — Francia oder  
 Gallia, das ist Frankreich, — Paris die Statt, oder Si-  
 cambria genant (mit Städtebild), — Neapolis, Naploß (mit  
 der Aufsicht von Venedig), — Engelland, Hibernia, Scotia ic.,  
 — Hispania (mit Abbildung einer Belagerung und einer  
 Feldschlacht), — Von der Stadt Tryper (mit Aufsicht des  
 Kölner Domes), — Rom ein hauptstatt Italie (mit Aufsicht  
 von Rom), — Usitania oder Portugalia genant, — Italia  
 das ist Welschland, — Venedig, sunst Venecia genant (mit  
 Aufsicht eines Bergschlosses), — Polonia, das ist Poln, —  
 Hungaria, das ist Ungerland (mit Aufsicht der Omar-Mo-  
 schee in Jerusalem und einer Stadt mit gothischer Kathe-  
 drale), — Grecia, Hellis oder Attica, Kriechenland, — Von  
 Laconia oder Lacedemonia (mit Aufsicht einer besetzten  
 Stadt), — Tartaria, Tartarei oder Tattern (mit Aufsicht  
 einer im Erdbeben zusammenstürzenden Stadt und einer  
 Türken Schlacht), — Von der Türkei und der Türken gesaz,  
 pollicei, glaub, weiß und sitten, — Von des Türcken hoff  
 und Gwardy.

Am Schluß dieser 36½ Quartseiten haltenden Cos-  
 mographie von Europa findet man die Angabe:

Getruckt zu Franckfurt am Meyn,  
 per Christian Egenolff.

1537.

sammt zwei Kärtchen: das eine von Europa (der Süden oben, der Westen rechts am Blatt), das andere: „Beschreibung des Rynstraiß von Basel bis ghan Meug.“

Man sieht, diese „Cosmographie“ ist eine der Descriptio Germaniae von 1530 verwandte populäre Arbeit, in der aber auch das Schema der spätern, großen „Cosmographen“ bereits deutlich enthalten ist. Doch sind hier die meisten Partien bloß inderartig, einzig die Tartarei und Türkei mit einiger Ausführlichkeit behandelt. Die Illustrationen erscheinen noch als reine Ornamente ohne weitere Bedeutung.

d) Diesem populären Büchlein folgte:

Geographia universalis, vetus et nova, complectens Claudii Ptolemæi Alexandrini enarrationis libros VIII. Basileæ apud Henricum Petrum. Mense Martio Anno M. D. XL. fol. (Stadtbibliothek Zürich).

Das Werk, das dem Bischof von Basel, Philipp von Gundelsheim, gewidmet ist, gibt die Virtheimer'sche Rezension des lateinischen Textes mit Michael Servets Verbesserungen. Was die Tafeln betrifft, die uns hier interessieren, so sind es deren 48 (50), nämlich die alten 28 Ptolemäischen und dazu 20 neue; für letztere gibt Münster im Einzelnen seine Gewährsmänner an; für einzelne Theile Deutschlands beruft er sich auf seine eigenen Reisen. Daher urtheilt Wolf (Biogr. II, S. 19): „Das größte Verdienst, das sich Münster bei dieser Ausgabe erwarb, war, daß er sich nicht begnügte, die 28 Ptolemäischen Tafeln zu revidiren, sondern 20 neue Tafeln mit einem erklärenden Texte beifügte.“ Diese Bemerkung erleidet aber die Einschränkung, daß Münsters neu hinzugekommene Tafeln zur Hälfte nur eine Reproduktion oder Variation der neuen Tafeln sind, welche schon die früheren Herausgeber der Geographie des Ptolemäus beigefügt hatten, nämlich in der Straßburger

von 1513,<sup>2)</sup> von 1525<sup>3)</sup> und der Lyoner Ausgabe von 1535.<sup>4)</sup> Die nächste Vorlage war die Lyoner; die Uebereinstimmung geht hier so weit, daß Henric Petri selbst die Einrahmung des auf der Rückseite der Tafeln befindlichen Textes mit allerlei Bordüren nachahmte (welches Verfahren denn auch in der Cosmographie wiederholt wurde, wo die Titel der einzelnen Tafeln auf der Rückseite in — meist Holbeinische Titelbordüren — eingedruckt sind). Die Karte von Helvetien (Nr. 5) ist, wie Münster selbst in der Vorrede angibt, eine Kopie der Tschudischen Schweizerkarte,<sup>5)</sup> und es gehen ihr im Weiteren noch voraus die Karten der Schottischen,<sup>6)</sup> der Pirkheimerischen und der Servetischen<sup>7)</sup> Ptolemäus-Ausgaben.

Münsters Ausgabe enthält noch einen geographischen Anhang (S. 157—195), in welchem uns die Erörterung über den Begriff der Cosmographie interessiert. Dieselbe wird der einfachen Geographie gegenüber definiert einerseits als die die verschiedenen Kulturbeziehungen umfassende Weltbeschreibung, andererseits als mathematische Geographie. Sodann folgen kurze geographische Ausführungen über die verschiedenen Länder, doch ist das nur ein sehr dürftiger Abriss, der sich im Wesentlichen auf eine Zusammenstellung einer Anzahl antiker und der entsprechenden modernen Namen beschränkt.

Die Auflagen von Münsters Ptolemäus von 1542 und 1552 (Stadtbibl. Zürich) sind unveränderte Wiederabdrücke. Diejenigen von 1541 und 1545, deren Wolf (Biogr. II, S. 18, Num. 30) erwähnt, haben wir nicht gesehen.

e) So bereitete sich langsam das große Werk der Cosmographie vor, das endlich 1544 erschien und das allerdings allen Vorarbeiten gegenüber als ein durchaus neues sich präsentierte:

COSMOGRAPHIA.

Beschreibung aller Länder durch  
Sebastianum Munsterum  
in welcher begriffen  
Alle, vöcker Herrschafften  
Stetten, und namhafter Flecken herkommen  
Sitten, gebrauch, ordnung, glauben, secten, und hantie-  
rung durch die ganze welt und fürnem-  
lich Teutscher nation.  
Was auch besonders in jedem landt gefunden  
und darin beschehen sey.  
Alles mit figuren und schönen landt taflen erklet  
und für augen gestellt  
Getruckt zu Basjel durch Heinrichum  
Petri. Anno M. D. XLIII.

(Universitätsbibl. Basjel.)

Die Dedication an König Gustav (Wasa) von Schweden ist datirt: Basjel am XVII Tag Augusti, anno M D. XLIII.

Die „Vorred Sebastiani Munsteri in das Buch der weltbeschreibung“ ist die auch den spätern Ausgaben vorangestellte, unsere jetzigen „Einleitungen“ vertretende Vorrede.

Das Buch hat in dieser ersten Auflage DCLIX Seiten.

Schon im folgenden Jahre ward eine neue Auflage nöthig. Dieselbe trägt den gleichen Titel COSMOGRAPHIA ꝛ., nur mit dem Zusatz:

„Weiter ist diese Cosmographi durch den gemelten Sebast. Munst. allenthalben fast seer gemeret und gebesseret auch mit ein zugelegten Register vil breuchlicher gemacht.

Getruckt zu Basjel durch Heinrichum Petri.“

Und am Schluß: Getruckt zu Basjel durch Heinrichum Petri. Anno 1545.

Dedication und Vorrede sind dieselben, wie in der ersten Auflage, der Text dagegen ist durchweg etwas erweitert, auch die Zahl der Bilder etwas vermehrt. (Universitätsbibl. Basel.)

Eine dritte Auflage erfolgte im dritten Jahre, 1546. Diese ist aber ein wörtlich gleicher Abdruck der Ausgabe von 1545, im Text, den Bildern und der Seitenzahl (DCCCXVIII) mit jener identisch (Universitätsbibliothek Basel. Herr Dr. Staub in Zürich).

Nach Joh. Vogt, *Catalogus historico-criticus librorum variorum*, Hamburg 1732 n. 1753, S. 479, soll es auch eine Ausgabe von 1548 geben. „M. Seb. Cosmographia, Beschreibung aller Länder mit Figuren, Basel 1548“, welche Angabe auch Fentlein, *Suppellex librorum* 1768, I, S. 34 wiederholt. Sie ist uns nicht zu Gesicht gekommen. Wenn sie aber existirt, so kann sie nur ein Wiederabdruck der Ausgabe von 1546 sein. Denn Münster selbst bezeichnet die Ausgabe von 1550 als die dritte Edition.

Diese deutsche Ausgabe von 1550 ist so selten geworden, daß wir sie nicht nur selbst nicht gesehen, sondern uns auch nicht erinnern, sie bei einem Bibliographen erwähnt gefunden zu haben. Und doch kann über die Existenz derselben kein Zweifel sein, da die deutschen Ausgaben von 1567 an bis 1628 sämmtlich eine Dedication der Cosmographen an König Gustav von Schweden haben: „Datum zu Basel am 17. tag Merzen im jar nach Christi geburt tausent fünffhundert vnd fünffzig.“ Münster nimmt am Schlusse Gelegenheit zu sagen: „Ich hett E. K. May. Hauptstatt Stockholm sampt andern fürnemmen Stetten des Reichs Schwedien gern verfaßt gehabt in diese dritte Edition wie soust andere Stett, damit ich ein dankbar Gemüth hett erzeigt gegen E. K. May. — aber nachdem E.

Kö. May. mir von dem Königlischen Schloß Calmar Anno Christi tausent fünffhundert sechs vnd vierzig, ganz gnediglich zugeschrieben, ist mir jeidher biß auff den heutigen tag nie kein gewisse Bottschaft zugestanden. — Und damit, fügt Münster sichtlich geärgert bei, will ich mich entschuldiget haben. Will auch mich hiesür E. Kö. May. auff das aller vnderthenigst vnd mit höchstem fleiß befohlen haben.“

f) Gleichzeitig mit dieser deutschen Ausgabe von 1550 und ohne Zweifel ihr entsprechend erschien nun aber auch eine lateinische Bearbeitung, welche man als die zweite Redaction des Werkes bezeichnen kann (Universitätsbibliothek Basel, Stadtbibliothek Zürich).

COSMO  
GRAPHIAE

uniuersalis Lib. VI. in

quibus, iuxta certioris fidei scriptorum  
traditionem describuntur,

Omnium habitabilis orbis partium situs, propriae quaedotes.

Regionum Topographicae effigies.

Terrae ingenia, quibus fit ut tam differentes et varias  
specie res, et animatas et inanimatas, ferat.

Animalium peregrinorum naturae et picturae.

Nobiliorum ciuitatum icones et descriptiones.

Regnorum iuitia, incrementa et translationes

Omnium gentium mores, leges, religio, res gestae mu-  
tationes: Item regum et principum genealogiae.

Autore Sebast. Munstero.

Dieser Titel, welcher also den damals noch neuen Begriff der Cosmographie erläutert, ist eingedruckt in einen das ganze Folioblatt füllenden, über die Maassen geringen Holz-

schmitt. Der obere Theil zeigt in zwei Reihen aufgestellt die puppenhaften Brustbilder der um den Kaiser versammelten Würdenträger, nämlich oben die Könige der Christenheit, unten sieben weltliche und sieben geistliche Reichsfürsten. Münster hat die Höflichkeit, unter die letzteren auch die Bischöfe von Basel und von Sitten zu stellen. In den Seitenleisten sieht man vier Herrscher, die sich dem Reiche des römischen Kaisers entziehen: Turca, Tartarus (Mongolen-Chan), Sophi (Schach von Persien), Sultanus (von Egypten), jeder mit seinem Wappenschild. Den untern Theil füllt eine Vorstellung von West-Indien, wo GARIOFIL, MVSATA und PIPEK wachsen, Elefanten spazieren und die kleinen Kinder in der Wiege an Baumäste aufgehängt werden.

Die Rückseite zeigt einen ebenso schlechten Holzschnitt mit Münsters Bildniß: »S. M. Anno ætatis suæ 60«, darunter lateinische Distichen zu Ehren Münsters, das eine dieser Carmina von Glarean.

Die Vorrede ist gewidmet »Invictissimo Imperatori, Caesari Carolo, huius nominis V. Pio, Felici, Augusto, ac rerum gestarum magnitudine incomparabili« und datirt: Basileæ ab incarnato filio dei M. D. L. mense Martio.

Am Schluß des Buches: Basileæ apud Henrichum Petri, mense Martio anno salutis M. D. L.

Diese lateinische Ausgabe ist nicht nur eine starke Erweiterung (1162 mehr Text fassende Seiten), sondern eine völlige Neubearbeitung des Werkes. Daß die veränderte Widmung demselben einen veränderten Ton gegeben hätte, kann man durchaus nicht sagen. Schon in den dem reformirten Könige von Schweden dedizirten Auflagen beileißigt sich Münster einer durchaus unparteiischen Haltung und

spendet den geistlichen Herren, die ihn unterstützt, dankbares Lob; und umgekehrt fanden die Katholiken in der lateinischen Ausgabe noch mancherlei Bedenken, was dann zu einer Korrektur durch die Inquisition führte.

G. E. v. Haller, dieser sonst so genaue und verlässliche Bibliographe, gibt in seiner Bibliothek der Schweizer Geschichte I, Nr. 675 den Sachverhalt ganz unrichtig an. Er sagt nämlich: „Hugo von Amerongen hat das Werk ins Lateinische übersezt, 1550 und 1553, aber sehr verstümmelt.“ Die Uebersetzung ist vielmehr von Münster selbst; Hugo von Amerongen aber hat im Auftrage der Inquisition das Buch revidirt, und nach diesem purifizirten Text wurden dann alle Exemplare, deren man habhaft werden konnte, corrigirt, d. h. es wurden die anstößig befundenen Stellen theils mit Tinte gestrichen, theils mit weißem Papier überklebt. Ein solches corrigirtes Exemplar ist dasjenige der Stadtbibliothek Zürich, welches auf dem Titelblatt folgende handschriftliche Bemerkung hat: »Quæ in hoc libro desiderantur, iussu Inquisitoris Librorum Pastore Ettano sunt deleta. v. sub calcem libri.« Und am Schluß: »Deleta sunt hoc in libro ea quæ poterant offendere. Ita est. Hugo ab Amerongen pastor Ettanus designatus librorum visitator« (Eigenhändig). Diesen Sachverhalt hat schon Thomas Crenius in seinen »Animadversiones philologicæ et historicæ pars VIII, p. 94 bis 128 (1701) vollkommen richtig angegeben, wo er sich auch die Mühe genommen, sämtliche gelöschte Stellen abzudrucken. Die Vergleichung seines Verzeichnisses mit den ausgemerzten Stellen im Zürcher Exemplar ergibt die vollständigste Uebereinstimmung.

Münster starb den 23. Mai 1552. Es ist also die Ausgabe von 1550 die letzte von ihm selbst besorgte; die



spättern sind einfache von der Verlagshandlung erstellte Neudrucke.

Zunächst erwähnen Vogt und Mylius (*Memorabilia bibliothecæ academicæ Jenensis*, 1746, S. 99) eine weitere lateinische Ausgabe von 1552. Zu Gesichte gekommen ist sie in neuerer Zeit wohl Niemandem; wahrscheinlich ist es eine Verwechslung mit der Französischen Ausgabe von 1552 oder mit der lateinischen von 1554, welche die genannten Bibliographen nicht kennen.

Ebenso wird die von Haller auf Hörensagen zitierte „beste und seltenste“ Ausgabe von 1553, wenn überhaupt eine lateinische gemeint ist, ein Irrthum sein. Dagegen wurden veröffentlicht:

1554. Lateinische Ausgabe, Basel, Henric Petri. (Universitätsbibl. Basel.)

1559. Lateinische Ausgabe, Basel, Henric Petri. (Universitätsbibl. Basel.)

Der Widerspruch, daß diese Ausgaben von den Bibliographen bald als verstümmelte, bald als ächte Texte bezeichnet werden, rührt eben von den corrigirten oder nicht corrigirten Exemplaren her, die ihnen vorlagen. Uns erscheinen freilich die unterdrückten Stellen ziemlich harmlos, wie z. B. wenn »Dominus Calvinus« ersetzt wird durch »Studiosus quidam«, oder aber zwecklos, wie wenn das ganze Kapitel über Kaiser Ludwig den Bayer überklebt wurde. Wir begreifen nicht, wie man, wenn man nun doch einmal das Buch dem Publikum nicht vorenthalten wollte oder konnte, sich katholischerseits die Mühe (und die Blöße) geben mochte, die Leser auf die nicht genehmen Stellen noch extra aufmerksam zu machen.

Eine wirklich veränderte lateinische Ausgabe mit dem von Hugo von Amerongen revidirten Text kam nach Cre-

nus, Vogt und Mylius dagegen 1572 heraus. Wir haben sie nicht gesehen und wissen nicht, ob und in welchem Verlage sie erschien.

g) Die Basler gaben seit 1559 keine lateinischen Auflagen mehr, sondern verlegten das Buch wieder in seiner deutschen Gestalt; und zwar sind diese spätern deutschen Auflagen ohne wesentliche Benützung des verbesserten und bereicherten lateinischen Textes der frühern deutschen angegeschlossen. Münster war eben nicht mehr am Leben.

Die Basler Universitäts-Bibliothek besitzt folgende Drucke solcher Art:

1567 ohne Angabe des Druckers, aber wohl gleichfalls von Henric Petri.

1578 do. do.

1592 von Sebastian Henric Petri gedruckt.

1598 " " " " "

1614 " " " " "

Wir können dieses Verzeichniß noch um eine weitere Ausgabe vermehren, welche ins Jahr 1577 fallen muß,<sup>8)</sup> und sich von derjenigen von 1578 durch mehrere und bessere Bilder unterscheidet und bis zur Beschreibung von Konstantinopel 1246 Seiten hält. Leider fehlt dem Exemplar (in unserem Besitz) das Titelblatt und der Schluß.

h) Die letzte deutsche Ausgabe von 1628 endlich ist wieder eine wesentliche Erweiterung des Textes, der von Wolfgang Meyer von Basel mit großem Fleiße bis auf seine Zeit heruntergeführt wurde. Diese Ausgabe ist sehr verbreitet und findet sich z. B. in den Bibliotheken von Basel und Zürich. Auf einem großen allegorischen Kupferblatt von W. Merian liest man folgenden Titel:

Cosmographia.

Oder

Beschreibung der ganzen Weltt.

Durch

Sebastianum Munsterum.

Jetzt widerumb auffß neuwe übersehen

zc. zc.

Mit Röm. Kayß. Mayßt. Sonderbaren Freyheiten.

Basell

Bey den Henricpetrinischen.

Am Fuß sieht man das Bildniß des SEBASTIANVS  
MVNSTERVS.

Ein zweites, gedrucktes Titelblatt ist noch rebseliger als das erste und hat die Jahrzahl MDCXXIIX, auf der Rückseite wieder einen Holzschnitt mit Münsters Portrait, von Genien bekränzt, darunter sein Epitaphium.

Der Band in größtem Folio hat 1752 Seiten.

---

Von Uebersetzungen in fremde lebende Sprachen werden erwähnt:

Eine Französische, 1552. Basel, ohne Angabe des Uebersetzers (Bibliotheca Duboisiana, I, 3248).

Eine Französische, 1575, von Fr. de Belle-forest (Bibl. Dub. I, 3249), welche sehr vermehrt sei.

Eine Englische von Richard Eden (Haller, nach Tanner, Bibl. Britannica 250).

Eine Italienische. Basel, 1558 (Haller).

Eine Italienische. Eöln, 1575 (Haller).

Eine Böhmishe. Prag, 1554, durch Johann de Buchow (Haller, nach Balbini Bohemia docta III, 187, 194).

Diese Angaben zeugen von der Beliebtheit, der sich das Werk trotz seiner in der Hauptsache auf Deutschland berechneten Haltung auch auswärts erfreute. Es war eben der erste Versuch einer „Weltbeschreibung.“

## II.

Betrachten wir nun in Kürze den Inhalt dieser Weltbeschreibung:

Die Vorrede gibt eine Definition der Kosmographie oder Geographie und eine Hinweisung auf ihren praktischen Nutzen. Sie soll uns als Kulturgeschichte ein Gegenbild unserer jetzigen Zeiten zeigen. Und hier nimmt nun Münster Veranlassung zu einer wunderlichen Schilderung des Zustandes der Menschen und des allmäligen Ueberganges aus demselben in die Civilisation. „Im Anfang,“ sagt er, „waren die Zeiten, da die Menschen auf der Erden schlecht, einfältig, ja frech und roh lebten. Sie hettten kein verzeichnete Münz im Brauch, da war kein Gewerb, noch Kaufhandel, sonder sie gaben Waar um Waar und vergolten ein Gutthat mit der andern. Es hett keiner etwas besonders, oder Eigenthumb, sonder wie der Luft und Himmel gemein waren also war auch das Erdtrich und Wasser frey bey Jedermann. Sie strebten nicht nach den zeitlichen Ehren und Reichthümern, dann es war ein jettlicher mit Wenigen begnügig. Auf dem Feld under dem Himmel oder under einem schattigen Baum oder under einer nideren Hütten saß und wohnet der Mann mit seinem Gemahel und lieben Kinderu sicher und gar nahe müßig. Sie lebten von den zusammengetragenen Ackerfrüchten und von Milch des Viehs. Das Wasser war ihr Trauk, mit den breiten Blättern machten sie ihneu zum ersten Kleider, darnach heffteten sie zusammen Thierhäut, oder Fell und schlugen dieselbigen

umb sich an der Kleider statt. Sie hetten dazumal kein Ringmauren umb sich ghan oder auch Gräben, sonder sie schweiften daraffter (ohne solche) frey under den freyen Thieren, und wo sie die Nacht begriff, da legten sie sich nider zu der ruw sie besorgten sich keiner Mörder oder Dieben, ja sie wußten nichts von solchen Dingen die hernach (als die Welt aufgieng und zunahm) entstunden auß den mancherlei zwoyträchtigen Fürtremmen der Menschen. Dann da das Erdtrich ohne Bauw und Arbeit nicht mehr Nahrung brachte, darzu Mangel under den Menschen entstund und die wilden Thier und außlendigen Menschen begunden auf den Raub zu lausen, da haben sich die Menschen zusammen gethan und gemeine Hilf zusammengetragen auf daß sie gleich wie mit Einer Hand Widerstand theten dem freffentlichen und muthwilligen Einlausen und haben angefangen ihnen zuzueignen bestimmte Örter und Gemärkt des Erdtrichs, haben bey einander ihre Hütten aufgericht und völklich oder bürgerlich mit einander angefangen zu leben und menschlich under einander zu wandelu. Darnach da weiter Noth ihnen zugestanden ist, haben sie sich mit Mauren und Graben bewehrt, Säkungen gemacht, und Oberkeiten erwählet, damit sie friedsamlicher bei einander leben möchten. Und zulezt haben sie sich nicht allein mit dem Feld und Viech, sondern auch mit mancherlei erfundnen Handwerken und andrer Arbeit ernehret. Sie haben mit zusammengebundnen Bäumen über Meere geschiffet und angefangen Kaufmannschaz zu treiben, Wägen mit eingespannten Pferden zu brauchen, das Erz zu der Münz ziehen, zierlicher und seuffter sich zu bekleiden, freundlicher reden, scheinbarlich essen, herrlicher bauen, von Todtschlag und Speiß menschliches Fleisches abstehen, Räuberei und öffentliche Unkeuschheit und besonderlich mit den Müttern und Töchtern

zu vermeiden. Sie haben sich fürthiu gebraucht der Vernunft von Leibkräften und haben das Erdtrich; so mit dicken Wäldern überzogen, mit schädlichen Thieren erfüllt und mit großen Lachen oder Pfützen ungebauten und wüßt lag, mit Klugheit und Arbeit gesäubert von den Steinen, von den hölzernen Blöchern, von überflüssigen Wässern, haben es eben fruchtbar und hübsch zugerichtet. Die ebenen Felder haben sie zu Aecker, und die Bühel zu den Weingärten verordnet und angefangen mit dem Karst Korn und Wein aus dem Erdtrich zu ziehen, das vorhin kaum Eichel und Holzäpfel zu der Nahrung bringen mochte. Die Thäler haben sie gezieret mit feuchten Wiesen oder Matten und lustigen Gärten und die Gipfel der Berge den Wäldern gelassen. Und ist also bald darnach das ganze Erdtrich der Fruchttragung dermassen zugeeignet worden, daß kaum so viel überblieben ist, das zu der Waide und dem Holzwachs genug gewesen. In diesem allem haben die Menschen angefangen hin und her an bequemen Orten Flecken zu bauen, aus den kleinen Dörfern große Stett zu machen, auf die hohen Berg Schlösser zu setzen, in den Thälern heilsame und lustige Brunnen in steinerne Särchen zu fassen, hübsche Bäume, die ein Schatten machen, darumb zu pflanzen und darvon durch Känel und Teuchel weit in die Stett hinein springende Brunnen gelegt. Die Bäch und ungestüme Wässer, die vorhin etwann weit ausgelaufen zu merklichem Schaden des Felds und der Frucht, haben sie mit Dämmen und geschlagenem Erdtrich bezwungen und in einen stäten Gang gefaßet, und daß man gering (so man wölt) darüber kommen möcht, starke Brucken gemacht. Also ist das Erdtrich nach und nach so gar durchbauen worden mit Stetten, Schlössern, Dörfern, Aekern, Matten, Weingärten, Obstgärten und dergleichen Diugen, daß es

jetzund zu der Zeit ein ander Erdtrich möcht geneunt werden, wann man es rechnen wollt gegen der wilden Form und gestalt so es zu den ersten Zeiten hat gehabt. Es sind auch durch die Menschen mit der Zeit erfunden viel sinreicher Künsten, die sie in Geschriften ihren Nachkommen haben verlassien, etliche aber sind zu Grund gegangen. Und also siehst du, daß die Welt in ein gar hübschere Ordnung gebracht ist, weder sie vorhin hat gehabt. Aber der Feind menschliches Geschlechtes hat gar bald seinen Samen darein geähet. Dann erstlich hat er die Menschen ihm nderthenig gemacht mit allen Lastern, darnach ein Begierd in ihnen erweckt zu wissen zukünftige und himmelische Dinge, auch durch dunkle Weissung in sie trieben ein Forcht und fürgehalten ein verworfenen Dienst der Götter und Göttinnen, damit er abtilget des wahren allmächtigen Gottes Erlauntnuß. Da kam es her, daß er Antwort gab durch die spöttlichen Bilder zu Delphi, item in Beotia, in Cuboea und bei dem Hammon in Egypten und brachte es auch dahin, daß die Menschen göttliche Ehr entboten dem Saturno zu Rom, dem Juppiter in der Insel Creta, Junoni zu Samos, Bacho zu Thebas, Osyri in Egypten, Appollini zu Delphi und Veneri in Cypern, deren Namen hoch bekannt waren bei ihren Völkern, der gutthat halb so sie ihnen bewiesen oder etlicher nützlicher neuer Ding halb die sie erfunden hatten. Ja so hart hat er die blinden Leut verführt und an sich gezogen, daß man den tefelischen Dienst aus ihren Herzen nicht bringen mocht, ohn viel heiliger Menschen überflüssiges Blutvergießen. Und da das auch geschehen, hat der listig Satan etwas anders erdacht und die Menschen weiters in einer andern Gestalt angegriffen, verführt und betrogen, auch seinen listigen Anschlag dahin bracht, daß die Völker in der kleinen Asia und in Armenia, Arabia, Persia, Syria,

Affyria, Media, Egypten, Numidia, Libya, Mauritania, Thracia, Griechenlandt, sammt andern mehr Länder Christum den wahren Heiland der Welt haben übergeben, und Mahometho dem falschen Propheten und fallend siechtägigen (d. h. epileptischen) Menschen geschworen, göttliche Ehr bewiesen und seine verführische Lehr angenommen. Ich geschweige hie der Scythen und Tartaren, deren auch viel ein andern glauben haben, weder die Türken und Soltanischen. Aus diesem magst du merken, daß gegen den jetz gemelten Völkern ein kleiner Hauf ist auf Erden, der Christum den Herrn bekennt und an ihn glaubt. Ja ihre Zahl täglich sich mindert, besunder gegen Orient, da der Türk immer ein Land nach dem andern einnimmt.“ zc.

Das kulturhistorisch Bedeutsame an diesen Ausführungen springt in die Augen. Beeinträchtigt wird es nur dadurch, daß das Bild zwischen einem Herabstinken aus dem goldenen Zeitalter in das eiserne und zwischen der Erhebung aus der Rohheit zur Civilisation unklar hin und her schwankt. Drollig sodann ist für unseren heutigen Geschmack wie in die an Lucrez, Ovid, Vitruv und andere Klassiker angelehnte Schilderung auf einmal der christliche Teufel hereinspringt.

Als diejenigen Gelehrten, deren Arbeiten er benutzt habe, nennt Münster: „Ptolemens, Strabo, Tacitus, Diodorus Siculus, Plinius, Quintus Curtius, und unter den Neuen: Mathias Michaw, Sabellicus, Johannes Voemus, Bartogenfis, Paulus Venetus, Vesputius, Albertus Krautz, Frisingensis, Urspergensis, Rauclerus, Cuspinianus, Bonifacius, Beatus Rhenanus, Egidius Schudus, Zrenicus und sonst andere Historien- und Chronikenbeschreiber ohne Zahl, die ich auf dieß Werk hab durchsehen und daraus genommen, was meinen fürnehmen dienstlich gewesen. Ich hab mich auch weiter beworben bei Fürsten und Herren, großen und



kleinen Stetten item bei viel herrlichen und gelehrten Männern, die mir allenthalben große Hilf und Stener haben gethan zu diesem Werk.“ Besonders bekennt er sich für Dienstleistungen und literarische Mittheilungen verpflichtet folgenden Herrschaften und Gelehrten, deren Zusammenstellung ein schönes Bild gibt, wie um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Katholische und Reformirte, Fürsten und Private zu einem humanistischen Zwecke zusammen arbeiteten. Es sind „erstlich der Durchlächtig und Hochgeboren Fürst, Herzog Johann, Pfalzgrafe bei Rhein, Grafe zu Eijenburg, Erzbischoff zu Trier und des heiligen Reichs Churfürst. Herr Melchior Zobel, Bischof zu Würzburg und Herzog in Francken. Herr Johann Magnus, Erzbischoff zu Bpjal in Schwedien mit seinem Bruder Olao Magno. Herr Adrian von Rietmatt, Bischoff zu Sitten in Wallis. Der Wohlgeboren Herr Wilhelm Wernher, etwann ein Freiherr, jetzt aber Grafe zu Zimbern. Item die Hoch- und Wohlgelehrten Herren, Herr Bonifacius Amerbachius Doctor im Rechten. Herr Simeon Reichenwein Doktor in der Arznei. Herr Wolfgang Lazius und Herr Achilles Gassarus, Doctores in der Arznei. Herr Nicolaus Brieser Licentiat in Rechten. Herr Johannes Oriander Doctor der Arznei zu Marburg in Hessen. Herr Jörg Victorius Doctor in der Arznei zu Einßheim im Obern Elsaß. Herr Joh. Kalbermatter Landtvogt in Wallis. Juncker Andres des alten Cantplers zu Heidelberg, nemlich Alexanders Sohn. Herr Johann Hubinsack Landrichter im Leberthal. Jakob Köbel Stattschreiber zu Oppenheim. Andreas Heulin Burger zu Nürnberg. Herr Wolffgang Vogelmann, Stattschreiber zu Nördlingen und andere mehr, etliche aus Dennemark, etliche auß Siebenbürgen, etliche auß der Insel Majorica, etliche auß Schottland, etliche auß Finnlandt“ &c.

Auf die Vorrede folgen 24 zum Theil mit Breitegraden versehene Karten, für unsern heutigen Standpunkt natürlich ohne allen Werth und, soweit sie Kopien älterer sind, nur theilweise von historischer Bedeutung.

Das erste Buch des Textes gibt einige Grundbegriffe aus der sog. mathematischen Geographie und namentlich eine, wenn auch rohe, doch faßliche Anleitung zu einer Triangulation. Auf die Bestimmung der geographischen Breite tritt Münster hier nicht ein, dagegen zeigt er die Vermessung der Mondsfinsternisse für die Ausmittlung der Längendifferenz. Hierauf folgt eine Art historische Einleitung in die Weltgeschichte in den Kapiteln „Von des Meeres Schifffung,“ „von der ersten Einwohnung des Erdtrichs,“ „von dem Irdischen Paradies,“ „von der Verenderung der Setten und Länder“ und „wie die grossen Reijfertummen in der Welt erstanden und wider zergangen.“

Das zweite Buch, welches England und Schottland (ohne Irland), Hispania, Portugal, Gallien mit Savoyen (wozu auch Genff gerechnet wird), Burgund, Lothringen, Brabant, Flandern, Italien mit den Inseln Sardinien, Sizilien &c. abhandelt, hat keinerlei historischen, ja nicht einmal kulturhistorischen Werth, denn die Sittenschilderungen sind bald aus den Schriftstellern des Alterthums (und zwar unvollständig und willkürlich), bald aus neuern Berichten gezogen. Da lesen wir z. B.: „Es waren auch die Franjosen vorzeiten aus stäter Arbeit und andern Geschefften alle mager und dürr an dem Leib und zogen keine großen Beuch, sondern sie waren den Schmalzbeuchen feind und strafften öffentlichen die Jüngling, die größere Beuch hatten dann der Gürtel begriffen mocht, aber nachdem sie Gemeinschaft mit den Römern überkamen, haben sie viel dieser Sitte geendert und sunderlich wird

ihnen zugemessen der Fraß.“ Jetzt dagegen habe sich der Franzosen Gefräßigkeit verändert in „Schlechterhaftigkeit.“ — Auch was aus der Geschichte der einzelnen Städte und Länder erzählt wird, ist durchaus unzulänglich und überdies oft kritiklos. So hat Münster über Florenz nicht mehr als zwei und erst noch ziemlich nichtsagende Seiten. Bei Trier werden uns die alten Fabeln aufgetischt, die Stadt sei zu Abrahams Zeiten, dreizehnhundert Jahre vor Rom erbaut worden und dgl. Kurz, dieses zweite Buch ist eine werth- und reizlose Compilation. In spätern Ausgaben suchte ihm der Verleger eine Art größern Reiz zu geben durch Abbildungen aus der Geschichte des Krieges der Niederlande gegen Spanien, durch die volle sechs Seiten haltende Beschreibung der Belagerung von Malta anno 1565 u. a. m. — In der Ausgabe von 1628 haben Gallien und Italien je ein eigenes Buch (III und IV) erhalten.

Von ganz anderer Bedeutung dagegen ist das dritte (1628 fünfte) Buch: Beschreibung teutscher Nation, welches auch mehr als die Hälfte des ganzen Mannes in Anspruch nimmt und das man daher gelegentlich auch als eigenen Band abgetrennt und geheftet findet. Münster ist sich auch bewußt, der erste zu sein, der eine annähernd vollständige Topographie Deutschlands liefere.

Zwar der Eingang, welcher von den Gothen, Vandalen, Hunnen und Zigeunern handelt, ist etwas seltsam und auch die Vergleichung der lateinischen und der deutschen Völker- und Gaunamen nicht besser, als bei den übrigen gelehrten Zeitgenossen. Aber die nun folgende Geschichte der deutschen Stämme seit ihrer Verührung mit den Römern durch die Zeiten des fränkischen Reiches hindurch bis auf die Gegenwart hinunter ist eine gute und sorgfältige Compilation. Dann folgt ein rechtsgeschichtlicher Versuch über

das Wesen des Fürstenthums bei den alten Deutschen, die Entstehung des Adels, der Reichsstädte und freien Länder. Bei der Erzählung, wie Deutschland zum Christenglauben gekommen, erhalten wir eine merkwürdige Probe der deutschen Sprache zur fränkischen Zeit. In dem Abschnitt: „Von den Landtrechten so im Kaiserthumb nach und nach sind gemacht worden,“ gibt Münster eine Zusammenstellung von alten Rechtsurkunden meist aus dem Schwabenpiegel; wogegen das Capitel: „Von den gemeinen Breuchen und Sitten jetziger teutscher Völker“ äußerst unbedeutend ausgefallen ist. Der Werth des ganzen Abschnittes liegt eben in den nun folgenden Spezialbeschreibungen der einzelnen Gaue.

Münster beginnt mit „*Helvetia*, das ist Schweizerlandt oder Eidtgnoschafft, die erste Provinz teutscher Nation, so an beiden welschen Ländern, *Italiam* und *Galliam* stoßt.“ Und zwar macht er den Anfang mit Wallis. Dieser Abschnitt ist vielleicht der abgerundetste und gelungenste in dem ganzen großen Werk. Er ruht wie kein anderer auf sorgfältigen Studien und Anschauungen. Der Verfasser selbst erzählt uns: „Ich *Sebastiannus Munsterus* hab mich aus dem vielfaltigen Zuschreiben, so mir aus Wallis gethan von den wunderbarlichen Dingen, die darin gefunden werden, nicht lassen begnügen, sondern da ich mir fürgenommen hab den dritten Truck dieses Buchs zuzurichten, bin ich zu Rath worden diß Landt selbs heimzuzuchen und vom Anfang bis zum Ende zu besichtigen, hab deshalb im Lande gnädig und günstig lieb Herren allenthalben gefunden, die mich ehrlich gehalten und ganz freundlich tractiert, ein Freud gehabt, meine Person bei ihnen in ihrem Landt zu sehen, sonderlich der Hochwürdig Herr, mein guediger Herr *Adrian* von *Niedmat*, *Bijhoff* zu *Sitten* und

Fürst dieser Länder.“ Aus der lateinischen Ausgabe 1550 erfahren wir, daß Münster diese Tour 1546 machte und das Wallis von St. Moriz aufwärts bis auf die Furka durchwanderte. Recht anschaulich ist seine Beschreibung der Gemmi: „Gegen Mitnacht kehren sich die Felsen herum, haben viel Schründen und enge Klüften und heißt der Fels am selbigen Ort der Gemmi. Dieser Weg geht nicht stracks hinauff; dann er were unmöglich solcher weiß zu ersteigen, sondern krümpt sich hin und wieder zur Linken und zur Rechten mit kleinen und ganz schmalen Geugen: so einer neben dem Weg hinabsieheth, kompt ihm ein grausame Tiefe entgegen, die kaum ohn Schwindel des Hauptß mag angeblickt werden. Ich weiß wohl da ich auß dem Bad auf den Berg stieg, den zu besichtigen, zitterten mir mein Hertß und Bain.“

Natürlich ist Münster besonders ausführlich über seine Adoptiv-Vaterstadt Basel und über seine eigentliche Heimath, den Oberrhein. Von Basel nämlich geht er auf das Sundgau und Elßß über, wo namentlich der neueröffneten Bergwerke ausführliche Meldung geschieht. Es folgt die Pfalz und das linke Rheinufer bis hinunter nach Brabant und Holland. Dann kehrt sich Münster wieder rückwärts zu den Quellen des Rheines, den er durch Rhätien, den Bodensee, das Heegau und Klettgau, durch die vorderösterreichischen Waldstätte bis ins Breisgau und die Markgraffschaft Baden verfolgt. Hier kehrt er plötzlich wieder um, nimmt das Allgäu, Biesstgau, Imnthal und Etßland nach, um wieder ins Schwabenland zu kommen. Von da an hört eine durchgeführte geographische Ordnung nahezu auf, und die folgenden Abschnitte über Deutschland werden in einem seltsamen Hin- und Herpringen absolvirt. Da folgt auf das Schwabenland der Schwarzwald, dann das Würtenberger-

land, dann die Reichsstadt Augsburg, dann die rechtsrheinische Pfalz, dann wieder das Bayerland, dann Franken, dann Frankfurt a. M.; dann springt der Verfasser wieder ab nach Oestreich, Steiermark, Kärnten, Tirol, Krain und Fytrien, von hier wieder nach Thüringen, dann nach Braunschweig, Lüneburg, Lübeck und über Magdeburg nach Oldenburg, Hamburg, Halberstadt und zurück nach Sachsen. Die hier gehaltenen Turniere gaben dem Verleger in den nach Münsters Tode gefertigten Auflagen Veranlassung zu einer nicht weniger als 52 (1577) respective 63 (1578) enggedruckten Folioseiten füllenden Aufzählung von 36 Turnieren, welche angeblich seit dem Jahre 938 (Magdeburg) bis 1487 (Worms) gehalten worden sein sollen. Aus Müzners Turnierbuch hat hier der gelehrte Unverstand die erfonnenen Listen sämtlicher Turniertheilnehmer abgedruckt und damit das Münster'sche Werk nach Seite der proportionalen Anlage ebenso sehr wie nach Seite seines ernsthaften geschichtlichen Gehaltes vernunftstet. Münster selbst wendet sich von Sachsen, seinen seltsamen Bickzack fortsetzend, nach Westphalen, Bremen und Friesland, dann wieder zurück nach Frankfurt an der Oder, Brandenburg, Mecklenburg und Pommern, wo der Kreuzzug nach Esthland, Livland und Preußen unter Kaiser Friedrich II., sowie der Deutsche Orden mit seinen Hochmeistern ausführlich beschrieben wird. Von Preußen und Livland springt der Verfasser wieder südwärts, um mit der Beschreibung von Böhmen, Mähren und Schlesien das dritte Buch der Kosmographie abzuschließen.

Dieses dritte Buch ist, wie schon diese Inhaltsübersicht erkennen läßt, ungemein ausführlich gehalten, und der Verfasser gab sich Mühe, jeweilen historisch gesicherte Berichte und anschauliche kulturhistorische Schilderungen zu liefern.

Freilich ist trotz oder vielmehr gerade wegen der Ausdehnung des Stoffes eine empfindliche Ungleichheit in der Behandlung nicht vermieden worden. Namentlich sind die kulturhistorischen Abschnitte ungemein ungleich ausgefallen. Man sieht ganz deutlich, wie Münster hier noch tastet, vielfach das Bedeutungsvolle im Seltsamen sucht.

Mit ähnlicher Ausführlichkeit beschreibt das vierte Buch die Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen, woran sich kürzer Island und Grönland reihen. Die Nachrichten aus diesen Ländern sind Münster von dortigen Gelehrten vermittelt worden, und es hat auch dieser Abschnitt seinen historischen Werth. Dann springt die Beschreibung nach Ungarland und Poland, Littauen und zu den Moskowiten, nach Slavonien, der Bulgarei und Walachei, und wieder nach Siebenbürgen über. Endlich fährt Münster vom Peloponnes durch Griechenland, Theffalien, Thrakien, Macedonien nach Konstantinopel und schließt mit einer Sittenschilderung der Türken. Das Schlußkapitel, „wie der Türk mit den gefallenen Christen umgeht,“ ist ein rechttes Effektstück. Die Bedeutung dieses vierten Buches ist eine fortschreitend abnehmende.

Das fünfte Buch behandelt Kleinasien mit seinen Inseln, Armenien, Syrien, Palästina (sehr ausführlich), Phönizien, Mesopotamien, Arabien, Persien, Medien, Parthien, Skythien, die Tartarei u. sodann Indien diesseits des Ganges nach den Schilderungen und mit allen läppischen Fabeln der alten Schriftsteller, neben welchen sich der Bericht über Alexanders des Großen Zug seltsam genug ausnimmt. Da erfahren wir die bekannten Geschichten über die Jüdischen und Aethiopischen Drachen, über die Greiffen, über den sogenannten Odonta (ein Pferd mit schwarzem Haupt und drei Hörnern drauf); wir erhalten ein Porträt

vom Gotte Bacchus und viel anderes Kurzweiliges. Recht interessant wird es aber erst in Judien jenseits des Ganges, wo der Hundsköpfige, der Einäugige, der Kopflose, der Einbeinige, der auf dem Boden liegend seinen Fuß wie einen Sonnenschirm über sich hält; ferner der, dessen Ohren bis auf den Boden reichen, nebst andern Ugeheuern und Mißgeburten uns vorgeführt werden, nicht zu vergessen der Affen, welche sich Alexander dem Großen gewaffnet und in Schlachtordnung entgegen stellten. Daran schließen sich die Berichte der neuen Judienfahrer über Calcutta, Pegu, Sumatra, Borneo, Java, Banzibar, das Reich Katak (China), die Mongolei und das Land Tangut. In welchem Stile diese Berichte gehalten sind, mag man z. B. aus folgendem Abchnitt erkennen.

„Es bekennet das Volk zu Calicut, daß ein Gott ist, der geschaffen hat Himmel und Erden und die ganze Welt. Sprechen auch darzu, wann Gott wöll Richten und straffen die Uebelthaten der Menschen, were das im kein Freud, so er doch das wol thun mag durch sein Knecht; darnumb hat er uns diesen Geist den Teuffel gesandt in die Welt und im den Gewalt geben zu Richten und Urtheilen, welcher wol thut, dem thut er auch wol, und wer übel thut, dem thut er auch übel. Desßhalben verehren sie den Teuffel und setzen seinem Bildt drei Kronen auf, wie man dem Papsst auffsetzt, und solch Bildt hat vier Hörner auf dem Kopf und vier groß Zän mit einem ungestalten weiten offen Maul. Die Nas und Augen sind greulich anzusehen. Seine Händ seind gemacht gleich wie Hocken und die Füß wie eins Hanen Füß, ist alles greulich gemacht. Er hat Seelen im Maul, in den Händen und Füßen. Den berenschen die Priester und betten in an, opfern im auch in der Wochen allemal Hanenblut auf einem Altar, darauff glühende Kohlen



ligen. Diesen Teufel haben sie für groß, das der König kein Speiß ißt, man hab sie dann vorhin dem Teuffel dargebotten und gleich als geopffert.“ Anderer Dinge zu geschweigen, die dasselbe Kapitel erzählt.

Den Schluß dieses fünften Buches bildet der Bericht: „Von den neuen Inseln, wann und von wem die erfunden und wie sie heißen, und was für Vent darinnen sind.“

Hier muß man sich nun durchaus an die lateinische Ausgabe halten. Auf 14 Seiten (deren Ramm überdies noch durch Illustrationen verkürzt ist) wird der Gegenstand absovirt, der die Wißbegierde des Abendlandes wie kein anderer beschäftigte, und über den schon eine reiche Litteratur existirte. Wir erhalten einen kurzen Abriß der drei ersten Expeditionen des Kolumbus. Von der ersten Reise (1492 bis 1493) zurückgekehrt, erhält er von Ferdinand und Isabella den Ehrentitel Admiral: »Voluerunt ut deinceps non Columbus sed Admirans Oceanum appellaretur. Der König gab dem oft gemelten Columbo ein andere nammen, das er seiner wunderbaren Thaten halb fürthin heißen solt Admirans, das ist, ein Verwunderer.“ Witten in die Heimreise von der zweiten Expedition hinein (1493 bis 1496) fällt dann die Erzählung von Magellans Umsehung Afrikas und Weltumseglung (1519—1522). Dann wird das Ende der zweiten und die dritte Fahrt des Kolumbus (1498 bis 1500) erzählt, das tragische Ende der letzten aber, nämlich seine Gefangennahme durch Robabilla nur kurz und für den Leser durchaus unverständlich angedeutet. Und damit ist Kolumbus abgethan. Von seiner vierten Reise (1502 bis 1504) und seinem Tode (1506) kein Wort. Dagegen geschieht der Untersuchungen des Petro Alonso und des Vincentio Pinzon (1499) und der

vier Seereisen des Amerigo Vespucci (1497, 1500, 1501, 1503) Meldung. Den Schluß machen zwei Kapitälchen über die Portugiesischen Besitzungen in Indien und über Madeira und die Kanarischen Inseln. Vergeblich aber würde man eine Hinweisung auf die Eroberung Mexikos durch Cortez (1519 bis 1521) und Perus durch Pizarro (1531) suchen. Da man um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Europa über Amerika bereits eingehende Kunde hatte, und seit 1520 mindestens die Gestalt von Südamerika leidlich bekannt und in zahlreichen Karten dargestellt war (deren Kopien auch Münster selbst in seiner Kosmographie gibt),<sup>9)</sup> so muß man allerdings erstaunen über die Leichtfertigkeit, mit welcher der sonst gewissenhafte Autor sich hier seiner Aufgabe entledigte. Von all' den reichen Hülfsmitteln, die seine Zeit ihm bot, hielt er sich nur an Eine Quelle, an des Amerigo Vespucci berühmte *Quatuor navigationes*, die freilich eine in zahllosen Auflagen und in alle Sprachen verbreitete Lieblingsbrochüre des sechszehnten Jahrhunderts war, deren Unwerth aber schon damals der kritischen Prüfung nicht entgehen konnte. Und nun vergewärtige man sich, daß das klassische Geschichtswerk über die 10 großen Entdeckungsfahrten des Petrus Martyr von Anghierra: *De rebus Oceanicis et orbe novo decades tres* u. a. schon 1533 auch zu Basel verlegt worden war.

Was uns am unverständlichsten bleibt, das ist, daß Münster dem Heißhunger seiner Zeitgenossen nach Berichten über die Goldländer Mexiko und Peru keinerlei Rechnung trug, sondern diese die Phantasie des Abendlandes aufregenden Provinzen, als existirten sie nicht, todtschweig. Die spätern Ausgaben der Kosmographie haben dann diesem Mangel — elend genug — abzuhelfen gesucht, indem sie ganz

sumlos mitten zwischen die zweite und dritte Fahrt des Kolumbus hinein zunächst eine Ansicht der „Stadt Cusco, so die fürnehmste im Land Peru ist,“ und der „Stadt Theuistitan in den Neüben Inseln gelegen, Figurierung,“ beides äußerst geringe Kopien italienischer Vorlagen geben. Cusco wird 1578 durch zwölf Zeilen, Theuistitan (offenbar Jenortitan, jetzt Mexico) mit keinem Buchstaben erläutert. Dafür fällt dann hier alles auf Magellan Bezügliche aus.

Das sechste und letzte Buch behandelt Afrika, und zwar Mauretanien, Tunis, die Syrten, Cyrena, Karls V. Zug nach Tunis, Libyen, Egypten in alter und neuer Zeit, das Morenland und innere Libyen mit den Hansschlüssel und Hufeisen fressenden Straußen und andern „wunderbarlichen Dingen so in Morenland gefunden werden,“ wobei einfach wieder Plinius, „der groß natürlich Meister“ angeführt wird. „Neue Afrika“ gibt einige Anskunst über die Portugiesischen Entdeckungsfahrten und zu guter Letzt kommt noch als Schluß des Ganzen das unvermeidliche Kapitel „Von Priester Johann, der doch eigentlich heißt Preto Johann, etlich aber heißen ihn Prætrosum Johannem“.

### III.

Schon bei ihrem Erscheinen gereichten der Kosmographie zum besondern Vorzuge die zahlreichen und schönen Holzschnitte, mit denen sie geziert ist, und diese sind es denn auch, welche dem Werk seinen unvergänglichen Werth sichern.

Zwar die Ausgaben von 1544, 1545, 1546 haben noch wenig zahlreiche und meist werthlose Bilder. Offenbar gab das große Illustrationswerk, das Froschauer in Zürich 1548 herausgab, Johannes Stumpfs Beschreibung der Eid-

genossenschaft mit ihrem nicht zu erschöpfenden Reichtthum von Ansichten, Portraits, Medaillons u. u.,<sup>10)</sup> Heuric Petri den Impuls zu einer rivalisirenden Prachtleistung. Und so ward denn die lateinische Ausgabe von 1550 mit einem xylographischen Aufwand ausgestattet, der um seinerseits wieder den Zürcherdruck hinter sich zurückließ.

Der augenfälligste und auch bedeutendste Schmuck der neuen Ausgabe der Kosmographie sind die großen Städtebilder. Münster erhielt die Vorlagen für dieselben, wie er jedesmal genau bemerkt, von geistlichen und weltlichen Herren, von den Räten einzelner Städte und auch von befreundeten Gelehrten (Frankfurt a. M. S. 13 von Johannes Fichardus jurisconsultus) zum Geschenk. Den Schnitt führten die Meister C. S.<sup>11)</sup> und H. H.<sup>12)</sup> aus, welche es leider noch nicht gelungen ist, festzustellen. Die Aufzeichnung auf den Holzstock aber besorgten Hans Rudolf Manuel Deutsch<sup>13)</sup> und David Kandel.<sup>14)</sup> Sie sind freilich, wie dies schon die verschiedenartigen Vorlagen mit sich brachten, von sehr verschiedenem Werth, die meisten aber tüchtig und topographisch anschaulich, manche vortreflich; Einzelnes ist natürlich aus schon publizirten Vorlagen herübergenommen, z. B. aus Stumpfs Chronik das THEATRVM VERONENSE ist eine Strich für Strich aus Jorelli Saragna Veronensis, De monumentis antiquis urbis et agri Veronensis, Verona 1540, herübergenommene Kopie (eines reinen Phantasiebildes). Das Meiste aber hat den Werth selbstständiger Aufnahmen und zwar in fast allen Fällen der ältesten Aufnahmen, die überhaupt existiren.

Viel weniger bedeutend sind die Portraits berühmter Männer. Von Kunstwerth ist überhaupt wohl nur ein einziges, das des Erasmus, im Profil schreibend, nach

dem Bilde im Besitz des Bonifazius Amerbach, jetzt im Basler Museum.<sup>15)</sup>

Das Meisterwerk Holbeins zeigt in dieser ältesten Reproduktion nicht nur den charakteristischen Ausdruck des Gesichtes und der ganzen Figur, sondern den ursprünglichen Hintergrund, eine im Original seither übermalte Tapete mit gepressten Mustern. Auch hier besorgte Hans Rudolf Manuel die Aufzeichnung auf den Stock. — Andere Portraits sind aus Büchern genommen, die Mehrzahl aber erfunden, so namentlich die Medaillons der Kaiser, Könige u.

Interessanter sind die zahlreichen Kostümbilder. Die älteren, aus den frühern Decennien des 16. Jahrhunderts könnten eine Beistener Rudolf Manuels, vielleicht noch Skizzen seines Vaters Niklaus Mannel sein.

Für die historischen Szenen hat sich der Verleger fast ausschließlich an vorhandene Holzstöcke aus älteren Büchern gehalten, und so z. B. aus Etterlins Schweizer Chronik von 1507 den Tellen schuß und die Szene gegeben, die angeblich den Schweizerbund vorstellen soll, in Wirklichkeit aber wohl eher die Botschaft der drei Länder an das Reich bedeutet. Die Verwerthung solcher älterer Bilder ist oft äußerst naiv, so z. B. wenn der zwölfjährige Jesus im Tempel die Verkündigung des Christenthums veranschaulichen soll.

Dem noch ganz mittelalterlichen Zeitgeschmack huldigen die Vorstellungen aller möglichen fantastischen Fabelwesen, als da sind Mißgeburten,<sup>16)</sup> Teufels- und Dämonen-Erscheinungen und jene schon von Plinius beschriebenen märchenhaften Bewohner Afrikas, welche das ganze Mittelalter hindurch dem Publikum vor Augen gestellt wurden.<sup>17)</sup> Henri Petri hat sich übrigens die Sache äußerst bequem gemacht; er hat hier einfach Hartmann Schedels Weltchronik kopirt.

Solche Vorstellungen vernutzen denn auch — nach dem Vorgang der ältern Tafeln zur Erläuterung der Ptolemäus-Ausgaben — Münters Karten von Afrika und America und das Titelbild zum I. Buch. Ein Uebrigcs sodann that der Verleger, indem er von Hans Rudolf Manuel Deutsch eine große doppelseitige Tafel: »Monstra marina et terrestria quae passim in partibus aquilonis inveniuntur« zeichnen ließ. Die Landthiere, Vieftraß, Rennthier, Marder, Fuchs, Schlangen sind der Wirklichkeit entnommen, die Monstra marina aber, abgesehen vom Wallfisch und Krebs, fantastische Gebilde, die, zumal mit der ernsthaften Erklärung der einzelnen Nummern, zeigen, wie sehr Münters Zeitalter noch im Mittelalter wurzelte. Wenn sich dagegen Rudolf Manuel nicht versagen konnte, einem dieser gefräßigen Ugeheuer die dreifache Krone zu geben, und wenn der Teufel, d. h. der Abgott in Kalifuth, eine eben solche trägt, so verräth sich die Beschränktheit der damaligen Weltanschauung nach einer andern Richtung.

Besonders drollig nehmen sich sodann die Abbildungen der alten Heidengötter aus, namentlich des „Bachus,“ eines dicken Buben mit Traube und Weinglas und des doppelköpfigen Janus, der uns sogar zweimal vorgeführt wird, das einernal (Ed. 1550, S. 178), wie er auf zwei (Erdb?) Kugeln steht, in der Rechten den Weinstock, in der Linken einen gewaltigen Schlüssel haltend; das anderernal (Ed. 1550, S. 139), wie er, in der Rechten einen Stab, in der Linken den Schlüssel, vor gedeckter Tafel sitzt, während hinter ihm Musikanten aufspielen — Alle, Janus inbegriffen, im Zeitkostüm des Zeichners. Das Kapitel solcher Naivetäten ließe sich noch reichlich vermehren.

Das Bedürfniß, Alles was die Phantasie beschäftigte, in Bildern greifbar vor sich zu sehen, führte noch zu ander-

weitigen, für unsern Geschmack abstoßenden oder unverständlichen Illustrationen. Zu den erstern gehören die Exekutionen — wir sehen Geföpfte, Gehentte, Gespießte, von Schnellgalgen Zerrissene, von Pferden Geschleifte u. — ferner das Treiben der Kannibalen, welche gemächlich auf einem Stuhle sitzend ihre am Bratspieß aufgesteckten Opfer über dem Feuer umdrehen und nachher kunstgerecht in Stücke zerhacken; endlich die unvermeidliche nackte Lufretia und allerlei Obscönitäten. — Zu den letztern gehört z. B. das „goldene Zeitalter“ (in der Dedikation), wo die Menschen im Urzustand vor gedeckter Tafel oder unter einem Baume sitzen, von dessen Zweigen Pfannen, Löffel und ein Kessel herabhängen, unter dem man nur ein Feuer anzuzünden braucht, — oder „das irdische Paradies,“ ein freuetirter Manerring mit Thorthurm. In diesem Paradies nun findet sich aber nichts, als eine Renaissance-Fontaine, ein Maiglöcklein und ein Fingerhut,<sup>18)</sup> die wie Kinderpielzeug auf einer Tafel aufgestellt sind, — oder die „hängenden Gärten der Semiramis.“ Für das Portrait der Semiramis selbst dient Fortuna, die auf einem sich bäumenden Pferd in wallendem Gewand dahersprengt, in der Linken ein Schwert, in der hochgehobenen Rechten einen Pokal, zu ihren Füßen die Glückstugel.<sup>19)</sup> Gelegentlich auch wird unserer Phantasie bei sehr nahe gelegenen Dingen durch eine Illustration nachgeholfen, wie z. B. (Ed. 1550, S. 751) bei einer Mänjesalle, oder bei Hahu und Henue (Ed. 1550, S. 1140).

Zum Schluß machen wir noch auf zwei merkwürdige Holzschnitte der Ausgaben von 1550 ff. aufmerksam. Der erste (Ed. 1550, S. 154) zeigt die drei Grazien im Reihentanz gestellt, so daß wir zwei derselben von der Seite, die dritte aber vom Rücken sehen. Alle drei Gestalten sind

völlig nackt (nur auf dem Kopf haben sie Vorbeerkränze) und von äußerst derben Formen. Dem Zeichner lag wohl ein antikes Relief vor, das er dann nach seiner Manier ins Deutsche übersetzt und durch landschaftlichen Hintergrund, sowie einen zerrissenen Baumstamm einem realistischen Effekt angenähert hat. Eine schwere Inschrifttafel, die aus der Luft herunterhängt, nennt die Frauen Vates Sibillynae, was gar keinen Sinn hat. Von wem mag das seltsame Stück herrühren?

Sodann erfreut gleich zu Anfang des Textes (Ed. 1550, S. 5) jenes amnuthige Bild eines Brunnens, in dem und um den herum acht Knaben sich tummeln. Auf der Brunnensäule ist die seltsame Büste eines alten Mannes mit einem Fisch in der Hand. Den Hintergrund bildet eine Ballustrade, auf welcher zwei Knaben in antikem Kriegsgewand, mächtige Füllhörner haltend, sitzen. Die meisterhafte Komposition der Gruppe im und beim Brunnen, die zierliche Zeichnung und der humoristische Ausdruck der Kinderfiguren, auch manches Detail erinnern sofort an Holbein, dem denn auch Passavant im *Peintre-Graveur* III, S. 382, Nr. 35 das Blatt, das er aus den Ausgaben der *Kosmographie* von 1574 und 1578 (also in erheblich schwächeren Abzügen) kannte, zuschrieb. Dagegen stimmt doch Anderes, namentlich die obere Partie und die Figur des Tritons vorn am Brunnen nicht ganz mit Holbeins Art, so daß Woltmann (*Holbein und seine Zeit*, 2. Aufl., II. Band, S. 216) die Komposition, die er auch in einem Druck Henric Petri's von 1553 nachwies, wohl mit Recht einem von Holbein angeregten Basler Künstler zuschrieb.



Die spätern Auflagen haben auch den Bildervorrath der Kosmographie vermehrt und zwar abgesehen von einigen Thorheiten, wie das Portrait des Teufels in der Vorrede, durch Bildnisse von berühmten Männern (vgl. besonders Papst Felix V.) und Darstellung von Monumenten. So werden von 1574 an die hängenden Gärten der Semiramis »opus Semiramidis« durch eine an Strabos Beschreibung angelehnte, weniger kindische Vorstellung veranschaulicht. Der Leser erhält ein Bild des Mausoleum zu Halikarnax, sowie eine fingirte Ansicht des Templum Jovis Romæ. Von wirklichen Werthe aber sind das Grabmal Karls des Kühnen zu Brüssel (zuerst Ed. 1577) und die in der Schweiz befindlichen Denkmäler: die Statue König Rudolfs von Habsburg am Seidenhof zu Basel, sogar in zwei verschiedenen Holzschnitten (Ed. 1577, S. 431 u. 508, wo er für Rudolf von Rheinfelden, den Gegenkönig Heinrich IV., 1077, erhalten muß), das Grabmal seiner Gattin und seines Söhneins im Münster zu Basel (Ed. 1577, S. 433), das Grabmal Herzog Leopolds zu Königsfelden (Ed. 1577, S. 571), sowie die feierliche Stiftung der Universität Basel im Chor des Münsters, nach der Miniaturmalerei, welche dem Matrifelbuch der Hochschule als Titelbild vorangestellt ist (Ed. 1577, S. 607). Letztere Bilder haben durch die Genauigkeit der Portraits Interesse. Sodann kommen auch in diesen spätern Ausgaben noch einige Zeichnungen Hans Rudolf Mannuels: der Grütlihschwur und Tells Apfelschuß und ein höchst merkwürdiger Holzschnitt: Auf einem Korbe sitzt ein nacktes Götzenbild, in der Rechten ein Füllhorn, in der Linken einen Pflanzenstengel, seitwärts zwei ruhende Knaben zwischen Ornamentranken. Das Ganze erhebt sich über einem Postament, auf welchem man ein Relief sieht, wie ein Kind dem Moloch geopfert wird. Die Seiten dieser untern Ab-

theilung sind in origineller Weise von Musiktrophäen flankirt, deren äußere Hälfte je vom Bildrand geschlossen wird. Diese Komposition hat unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Kinderbrunnen (Ed. 1550 ff.) und steht Holbein vielleicht noch näher als jener. Passavant (Peintre-Graveur III, S. 382, Nr. 36) und Woltmann (Holbein, 2. Aufl. II. Bd., S. 216) kennen diesen Holzschnitt nur als Ausschnitt aus einem ihnen unbekanntem Buche Römischer Geschichte. Es ist eben die so sehr seltene Ausgabe der Kosmographie von 1577, S. 325.

Endlich sind bei den Illustrationen noch die Titelblätter und Bordüren zu erwähnen, welche in den meisten deutschen Ausgaben seit 1544 jeweilen als Einrahmung des Titels auf der Rückseite der Landtaseln aufgedruckt sind. Neben ungläublich geringem Zeng kommen da Bordüren von Urs Graf, namentlich aber Kompositionen Holbeins zur Verwendung, nämlich folgende Nummern des Woltmann'schen Kataloges von Holbeins Holzschnittwerk.

- 212 (Pass. 67) David vor der Arche tanzend.
- 214 (P. 70) Die Speisung der Viertausend.
- 215 (P. 73) Petrus und Paulus, Folio, das prachtvolle Titelblatt zu Adam Petri's großer Ausgabe des neuen Testaments.
- 216 (P. 74) Petrus und Paulus, Oktav, Titelblatt zu Adam Petri's Oktav-Ausgabe des neuen Testaments.
- 221 (P. 78) Hercules und Orpheus.
- 222 (P. 79) Tantalus.
- 224 (P. 120) Der Ritter Curtius, in den Abgrund sprengend.
- 227 (P. 90) Die Hebes-Insel.

- 229 (P. 85) Tritoneuzug.  
230 (P. 85) Kinderreigen.  
233 (P. 101) Bauerntanz.  
235 (P. 111) Bordüre mit Genien, nebst Nachschnitten  
oder Bearbeitungen von  
226 (P. 296) Kleopatra.  
— (P. 116) Christus, die Kranken und Kreuztragenden  
zu sich rufend, und einer Anzahl Kompositionen  
aus Holbeins Schule.

Wie man sieht, sind gerade die vorzüglichsten der Holbeinischen Titelblätter zum Wiederabdruck gelaugt; freilich auf die verschiedenen Auflagen vertheilt und — der Natur der Sache nach — meist in matten Abzügen. Immerhin hielten sich die Blätter so länger unter dem Publikum, als wenn sie auf die zum Theil selten gewordenen Originaldrucke beschränkt geblieben wären.

Dies ist Sebastian Müsters Kosmographie, ein Werk, das seinem Urheber einen weltberühmten Namen und den Ehrentitel des deutschen Strabo eingetragen hat.<sup>20)</sup> Können wir dasselbe eben als Kosmographie weder nach Seite der Vollständigkeit und gleichmäßigen Durcharbeitung des Stoffes, noch weniger in Bezug auf die kritische Forschung zu den wissenschaftlich hervorragenden oder bahnbrechenden Arbeiten des Humanismus zählen, so bleibt doch dem dritten Buche, der Beschreibung Deutschlands, das Verdienst der ersten historisch-geographisch-kulturhistorischen Bearbeitung dieses Landes. Hauptsächlich aber liegt die Bedeutung des Buches in der enormen Verbreitung, die es dem hier zusammengehäuften Stoff verschaffte, in dem Impuls, den es dem 17. Jahrhundert zu weiteren kosmographischen Darstellungen gab.

S. Vögelin, Prof.

## Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Wolff a. a. O. Anm. 39 erwähnt sie aus einem deutschen Auktionskataloge, mit der Bemerkung: „welcher Titel sich aber entweder auf ein anderes, vorbereitendes, mir unbekannt gebliebenes Werk bezieht oder dann wohl auch irrig ist.“ Das Erstere trifft zu.

<sup>2)</sup> Claudii Ptolemei viri Alexandrini Mathematicae disciplinae Philosophi doctissimi Geographiae opus etc. etc. — Pressus Argentinae vigilantissima castigatione, industriaque Johannis Schotti urbis indigenae etc. — 1513. Mit 50 Karten. (Stiftsbibliothek St. Gallen.)

<sup>3)</sup> Cl. Ptolemei geographicae enarrationis libri VIII. Bilibaldo Pirckheimero interprete. Argentorati. J. Grieningger. 1525. Mit 50 Karten.

<sup>4)</sup> Cl. Ptolemei Alexandrini geogr. ennar. libri VIII ex Bilibaldi Pirckeymheri (su) tralatione sed ad graeca et prisca exemplaria a Michaele Villanouano iam primum recogniti. Quinquaginta illae quoque cum veterum tum recentium tabulae adnectuntur, varique incolentium ritus et mores explicantur. Lugduni ex officina Melchioris et Gasparis Trechsel patrum. 1535. Die „ritus et mori“ sind allerlei Menschenerschlechtereien und die phantastischen Figuren aus Hartmann Schedels Chronik. S. unten bei Münster. (Stadtbibl. Zürich.)

<sup>5)</sup> Ueber die Schweizerkarte Tschudis in der Nova Rhaetiae atque totius Helvetiae descriptio per Aegidium Tschudium Glaronensem berichtet eingehend Wolf in der Geschichte der Vermessungen S. 5 ff. Sie gehörte zu Tschudis Alpina Rhaetia und wurde mit dieser von Münster 1538 publizirt. Der Hergang, wie Münster zu dieser Veröffentlichung kam, ist noch nicht recht aufgeklärt. Die von Tschudi selbst ein Menschenalter nachher gegebene Erklärung (Brief an Josias Simmler in Zürich vom 28. November 1565, Helvetia VI, S. 485, — Vogel, Gg. Tschudi, S. 238, — Wolf Biogr. II, S. 20, ferner die Vorrede zum zweiten Theil der Gallia Comata von 1572) erleidet durch Marcæus, Tschudis und Münsters gleichzeitige Briefe eine erhebliche Modifikation. Wir werden die Sache mit Gelegenheit an anderer Stelle anzuhellen suchen.

\*) Tabula nova Heremi Helvetiorum von Martin Waldseemüller (Hydacomplüs) und Mathias Ringmann (Philesius) Nr. 41, vgl. Wolf Gesch. der Vermessungen S. 7.

7) Tabula nova Helvetiae, No. 19.

\*) Eine von Haller nach der Bibliotheka Saltheniana zitierte Ausgabe von 1553, welche die „beste und seltenste und nicht verstümmelt seyn“ soll, kennt sonst Niemand.

9) Ed. 1544, Tafel 1, Generaltafel; Tafel 24, Die neue Welt der großen vilen Inseln, von den Spanieru gefunden. Ed. 1545, Tafel 1, 26. Ed. 1550, Tab. I, Typus orbis universalis, Tab. XIV, Tabula novarum insularum, quos diversis respectibus occidentales et orientales vocant. Ganz entsprechend dem bis ins letzte Viertel des 16. Jahrhunderts andauernden Gebrauch trägt hier nur Brasilien den Namen Amerika (vgl. Veschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 414 f.).

10) Vgl. über den illustrierten Theil der Stumpfischen Chronik das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich, 1881.

11) Passavant, Peintre-Graveur IV, S. 211.

12) Partsch, Peintre-Graveur IX, S. 408, Passavant III, S. 451.

13) Partsch IX, S. 324; Passavant III, S. 437. Vgl. Vächtob Riffhaus Manuel (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz II) S. CX ff.

14) Partsch IX, S. 392. Passavant III, S. 348.

15) Ed. 1550, S. 407. Quam eximius vir Dominus Bonifacius Amerbach Erasmi Roterodami nobis effigiens a nobilissimo huius temporis pictore Johanne Holbeiuo coloribus ad vivum bene feliciter expressam communicavit.

16) Vgl. namentlich das Monstrum von Krakau, dem noch elegante Dichtchen in den Mund gelegt werden: früher habe Afrika als die Mutter der Wunder gegolten; jetzt aber habe auch Sarmatien und namentlich Krakau solche erzeugt:

Et quia mors, quae cuncta rapit, mox me quoque justo

Abstulit ense (mei nullus ut usus erat)

Ingeniosa tamen pictorum dextra volebat

Sic mihi perpetuum conciliare decus.

Barsolionius at vates quoque carmine scripto

Est ausus vultus explicuisse meos.

Nec prorsus labor est fortassis inutilis ille

Qui mortale genus multa monere potest.

Die komische FraÙe mit den aus allen Gelenken herauswachsenden Hunds-, Schweins- und Affenköpfen steht in vollem Ernste dem Portraitprofil König Sigismunds von Polen gegenüber. Eb. 1550, S. 905.

<sup>17)</sup> S. die interessanten Nachweisungen von Prof. Rahn in seiner Beschreibung und Erklärung der Rosette der Kathedrale von Lanjanne. (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band XX, Heft 2.)

<sup>18)</sup> In den späteren Auflagen ist dieses Bild ersetzt durch eine Vorstellung der verschiedenen Arten von Brunnen: Quellwasser, RegenfaÙ, Eimer-, Pump-, hölzerner und steinerner Röhren-Brunnen. Diese aus Gott weiß welchem Kalender aufgetriebenen sechs Brunnen sind also bestimmt, die vier Paradiesflüsse vorzustellen.

<sup>19)</sup> Es ist dies die italienische Vorstellung der Fortuna, der wir z. B. auch an der Façade des Hauses zum weißen Adler in Stein am Rhein (um 1250) begegnen. Vgl. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde XIV, 1881, S. 206. — Die deutsche Auffassung zeigt das „Glück“ nackt auf der Kugel daherrollend, in der Rechten den Pokal, in der Linken einen Zügel haltend. So in Dürers „groÙem Glück“ (vgl. auch sein „kleines Glück“) und in Holbeins Nebentafel.

<sup>20)</sup> Münsters Grabchrift sagt: Germanus Esdras heic Straboque conditur (Tonjola, Basilea sepulta 1552, p. 16). Diese Beziehung fand denn die weiteste Verbreitung durch Ihnanus, der in seinem Geschichtswerk, *Historiarum sui temporis* I (Paris 1604), S. 867 zum Jahr 1552 sie aufnahm, von wo sie dann wieder Feissier, *les eloges des hommes Savans tirez de l'histoire de M. de Thou*. Genf 1683, I, S. 53 entnahm. Noch Adam in den *Vitae germanorum philosophorum*, Frankfurt 1705, theilt S. 67 die Grabchrift mit.

Der  
Rath von Basel als Friedensvermittler  
zwischen  
England und Frankreich.

Von  
R. Wackernagel.

Die nachfolgende Mittheilung ist einigen wenigen Acten des hiesigen Staatsarchivs\*) entnommen, welche bisher soviel ich sehe noch nicht benützt worden sind, die aber ihres besondern Inhaltes willen eine Notiz wohl verdienen, wie sie denn schon den Registrator Bruckner zu einer verwundernten Anmerkung im Repertorium veranlaßt haben. Sie dienen zugleich als Ergänzung einer im VII. Band der von der historischen Gesellschaft zu Basel edierten Beiträge erschienenen Abhandlung des Herrn Dr. Carl Stehlin „über die diplomatischen Verbindungen Englands mit der Schweiz im 16. u. 17. Jahrhundert“, woselbst auf S. 64 zu lesen steht: „das Erscheinen eines Christophorus Mont im Jahre 1549 hängt aller Wahrscheinlichkeit nach mit der in jenem Jahre erfolgten Erneuerung des Bundes mit Frankreich zusammen; denn jedesmal, wenn der französische Einfluß sich wieder in erhöhtem Grade geltend zu machen sucht, ist auch wieder

\*) L. 117, Nr. 32—43.  
Jahrestuch 1882.

ein englischer Gesandter da, um denselben entgegenzuwirken. Indessen fehlt es mir auch hier an näheren Angaben, u. s. w.“

Christophorus Mont, der hier erwähnt wird, tritt auch sonst auf. In Sleidans Briefen z. B. wird er öfters erwähnt und zwar als Agent Englands, der in Straßburg sich aufhielt und bei der protestantischen Partei Deutschlands für die englischen Angelegenheiten zu wirken beauftragt war. In eben einer solchen Mission des Hofes von Windsor begegnen wir ihm nun auch in Basel. Hier machte er am 21. December 1549 dem Rathe seine Aufwartung und überreichte ein aus Westminster vom 20. October datirtes Schreiben seines Königs Edwards VI., worin dieser die Bester seiner Liebe und Dankbarkeit versichert und ihnen anempfiehlt, seinem Diener Glauben zu schenken, derselbe werde ihnen mündlich die königliche Botschaft vortragen.

Ein Protokoll dieses Rathstages liegt freilich nicht vor, wie überhaupt die Angelegenheit nirgends in den Rathsbüchern auch nur mit einem Worte erwähnt ist. Wohl aber kann dem Antwortschreiben an Eduard, das noch desselben Tages ausgefertigt wurde, entnommen werden, wie die Botschaft des Dr. Mont gelautet habe. Da melden Bürgermeister und Rath dem Könige: Was fürs erste seine Absicht, ein allgemeines freies christliches Concilium zu veranlassen, anlauge, so hätten sie dies zu höchstem Gefallen vermerkt, seien auch willig und geneigt, was ihnen möglich dazu zu thun und ein so gutes christliches Werk mit der Gnade Gottes zu fördern. Auch sonst seien sie begierig, ihm ihren dienstlichen Willen zu beweisen in allem, was sie ehrenhalber thun könnten. Darum trügen sie herzlich Beschwern wegen des Krieges zwischen ihm und der Krone Frankreich und begehrten nichts besseres, als daß die beiden Majestäten sich vertragen möchten; „wo wir auch für unns selbst oder mit



andern unseren getruwen lieben eidgnossen, sampt oder son-  
ders, ettwas zu friden unnd rāwen befurderen unnd ver-  
helffen kundthen, das weren wir mit ungesparter mūg arbeit  
unnd costen ze thānd von hertzen geneigt unnd erbüttig.“

Entweder war also dem Basler Rath durch Mont ge-  
radezu eröffnet worden, es sei der Wunsch seines Herrn, mit  
Frankreich einen Frieden abzuschließen, und Basel möge auf  
einen solchen hinzuwirken beflissen sein; — oder aber die  
Möglichkeit dieses Vorgehens Basels war durch den Gesand-  
ten mehr nur angedeutet worden, und dann war in der  
Antwort des Rathes dessen selbstgemachtes Anerbieten ent-  
halten, als Friedensvermittler sich zu bethätigen. Sicher ist,  
daß in den nun folgenden Unterhandlungen Basel die Rolle  
eines solchen Vermittlers spielte.

Es ist aber zum bessern Verständniß dieser Unterhand-  
lungen ganz kurz an die Verhältnisse zu erinnern, welche  
damals zwischen den beiden Mächten obwalteten.

Sie standen im Kriege gegeneinander, und der Krieg  
wurde geführt um den Besitz von Boulogne. Diese Stadt  
war 1544 durch Heinrich VIII. eingenommen und auch in  
dem darauffolgenden Frieden 1546 behauptet worden. Hein-  
rich II. von Frankreich begann nun aber den Streit von  
neuem. Schon im Bündniß mit den schweizerischen Orten,  
Juni 1549, hatte er sich versprechen lassen, daß sie ihm zur  
Wiedergewinnung der Stadt behilflich sein wollten, und eben  
jetzt lag es mit Heeresmacht vor ihren Mauern. England  
aber, zur selben Zeit von Irland und Schottland hart be-  
drängt, leistete nur schwachen Widerstand. Ein baldiger  
Friede mochte ihm recht erwünscht sein.

Die zwischen Mont und den Basler Rathsherren be-  
sprochene Idee, diesen Frieden durch Dritte vermitteln zu  
lassen, war nun aber keineswegs neu.

Schon 1545 hatten Johann Sturm von Straßburg und Christoph Mont, jener im Namen des schmalkaldischen Bundes, dieser im Namen Englands, über einen solchen Versuch der Vermittlung unterhandelt. Das ursprüngliche Project eines Bündnisses Englands mit den deutschen Protestanten hatten die letztern fallen gelassen und, wohl auf Betreiben Sturms, vorgezogen, einen Friedensschluß zwischen England und Frankreich zu veranlassen und die Vermittelung dieses Friedens selbst zu übernehmen. Die Verhandlungen führten dazu, daß Gesandte sowohl nach Paris als nach Windsor abgeordnet wurden, im Sommer 1545. Doch waren diese Sendungen ohne jeden Erfolg, da ihre Absicht durch das Dazwischentreten des Kaisers vereitelt wurde. Dann war der Friede allerdings geschlossen worden; aber der neue König von Frankreich begann jetzt den alten Krieg aufs Neue. Und so lag für die deutschen Protestanten der Wunsch nahe, im Hinblick auf die dadurch beeinflusste Stellung ihres Kaisers, eine baldige Beendigung des Krieges wiederum durch ihre Initiative herbeizuführen. Einen eigenen Versuch nochmals zu wagen, gieng nicht wohl an; man beschloß daher, diese Aufgabe dem altbefreundeten, in verwandtem Geiste längst thätigen und mit den nöthigen Verbindungen wohl ausgerüsteten Basel zu übertragen. Daß also Mont bei seinen Basler Unterhandlungen im Einverständniß mit den deutschen Protestanten handelte, darf wohl als sicher angenommen werden; daß auch die Instruktion seines Königs darauf lautete, ist wenigstens recht gut möglich.

Der Rath von Basel that nun seinerseits sofort die nöthigen Schritte. Er schrieb an Herrn von Liancourt, den französischen Botschafter, nach Freiburg: »Nous avons a tenir et a declairer secretement a vous certains propos et chauses concernantz le bien tant du roy

trescristien que de son royaulme« beginnt der Brief. Die Sache sei aber so geheim als möglich zu halten; auch sei es besser, sie mündlich zu behandeln, nicht in lettres missives, daher der Gesandte eingeladen wird, sich an einen dritten abgelegenen Ort zur Conferenz zu verfügen; hiefür werden die baselischen Städtlein Waldenburg oder Viestal vorgeschlagen.

Vom 27. December ist die Antwort Liancourts datiert. Er will sich Mittwoch den 1. Januar um die Zeit des Mittagessens in Viestal einfinden.

Hierauf ernannte der Rath seinen Bürgermeister Bernhard Meyer zum Deputierten, und am 2. Januar 1550 hatte die Besprechung in Viestal statt. Ueber dieselbe liegt bei den Acten ein ziemlich ausführliches französisch und deutsch abgefaßtes Protokoll. Meyer begann mit einer Schilderung des bisher um Voulogne geführten Krieges und sprach von der Hartnäckigkeit, mit welcher beide Könige das Ziel zu erreichen sich bestreben. Dann aber, um die Nothwendigkeit eines Friedens klar zu machen, folgt eine nicht uninteressante Darstellung des Verhältnisses, in welchem sich Carl V. und die deutschen Fürsten zu diesem Streite befinden: „Der keyser alls er das spil sich begert nütt bessers domitt er zü sinem fürnemmen dester baß kommen mög, zü seiner erhochung. dann eß bedünckt iun, so sich die zwen khünig unnd fürsten also durch langwirigen khrieg schwechern, ye einer den andern, das sin hoche und macht hiemitt uff sy und andere, die er begert under im unnd verhofft under sinen gwaalt und gehorsamme zü bringen, zü nimpt unnd wacht dermaßen, das alle fürstenn des teutschen lands besorgen und fürchten die lenge des khriegs zwüschenn denn beden herren khünigen unnd tragen sorg das die höche und großmechte des keyfers würde also werden und uffwachsen,

das er sy härnach understüende alle zü beherschen unnd sy syne ewigen tributarii zü machen, daß sy nun begeren noch höchstem vermögen zü und bey gütter und rechter zitt zü fürthumen unnd so vil inen muglich, so sy orsach mittel und weg hettind, zü weren. aber durch forcht so sy alle habendt gemelten kheyserß halb, der nun dessen ein freyd hatt und dorab wol züfriden ist, söllliches kriegs zwischen gemelten zweyen künigen, Rhein deutscher fürst bedarff sich nitt understau ein friden uuder inen ze machen, ya nitt darvon ze reden, nß der ursach das sy wol wüssen, daß söllichs weri wider deß kheyserß willen unnd daz er sy dorumb hassen oder zü verderben wurde understau. deßhalben ist söllichs durch etliche hohe lüth bedacht, die durch einen hohen unnd mechtigen teutschen fürsten inn heimlichheit vor einen ersamen rath der statt Basell gesant, welscher herr und fürst besorge das zünemen der höche und größe deß kheyserß unnd begert hiemitt gemeiner Christenheit fryden und einigheit; und diewill er weißt daz die herren der statt Basel des künigs von Frauchrich bundtsguoßen, lieb gevatteren und gütht freundt sindt unnd das gemelter herr der kunig ein sundere liebe und freundschaft tregt gegen inenn, hatt er au sy begertt und gebetten, söllliche ding wie obstott syner magesstädt fürhallten anzeigen und wol verstendigen wollen lossenn.“ Denn wenn der Krieg noch eine Zeit lang währe, so möchte vielleicht der König von England sich gegen dem Kaiser zuneigen und an diesen sich hängen und mit ihm zusammen gegen Frauchreich gemeine Sache machen. Darum sei gut, solchem vorzukommen und bei Zeiten dazu zu sehen; die Stadt Basel wolle sich hiefür gutwillig erzeigen und keine Mühe sparen, die zwei Fürsten zu gutem Frieden zu bringen, um der Liebe und Gunst willen, so sie gegen den König von Frauchreich trage.

Es war dies eine mit dem wirklichen Sachverhalt insofern nicht völlig übereinstimmende Darstellung, als Basel ja mit Mont als dem Gesandten Eduards gehandelt und seine Bereitwilligkeit zur Friedensvermittlung gegen Eduard erklärt hatte. Aber da ja doch sehr wahrscheinlich Monts Sendung mit Vorwissen seiner deutschen Freunde, vielleicht auf deren Rath und Antrieb, geschehen war, so konnte Basel dem französischen Botschafter gegenüber recht wohl in der angegebenen Weise sich auslassen. Denn daß von einem etwaigen Wunsche Englands nach Frieden nichts verlauten durfte, ist natürlich; und es mußte diese Darstellung, wonach alles das Werk eines mächtigen deutschen Fürsten sei, dem Herrn von Viancourt sehr einleuchtend und glaubhaft erscheinen, wenn er an einen der protestantischen Fürsten in Deutschland dachte, die Heinrich II. gerade damals durch seine Agenten gegen den Kaiser bearbeitete.

Weitere Verhandlungen hatten nach Meyers Rede nicht statt. Viancourt dankte für das geschehene Anerbieten und den geneigten freundlichen Willen aufs höchste; mehr könne er einstweilen nicht antworten, sondern habe die Sache vor allem seinem Herrn zu berichten.

Während er dies that, meldete der Rath an Mont, der sich wieder nach Straßburg begeben hatte, das bis jetzt geschehene; „das zeigend wir üch an, damit ir by unns die werck den worten glich findend.“

Mont antwortete in den verbindlichsten Ausdrücken, mit vielem Dank für die angewandte Mühe, am 13. Januar. Zugleich bat er, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn die Antwort Frankreichs beim Rathe einlange.

Diese Antwort ließ nun aber lange auf sich warten. Denn noch am 10. Februar war der Rath und war Mont ohne jede Kunde. Letzterer schrieb wiederum nach Basel;

er sagt, wie sehr er hoffe, endlich einmal etwas zu erfahren, ob denn der Rath noch gar nichts wisse?

Während so beide Teile in Ungewißheit waren, hatte sich die ganze Sache bereits entschieden, und zwar in einer Weise, die sowohl für Basel als für den englischen Botschafter unerwartet war. Denn der Letztere hatte seinen Brief an den Rath eben abgesandt, als er selbst von Hause Bericht über alles erhielt. Da wurde ihm denn mitgeteilt, daß schon am 25. Januar Edwards Boten nach Calais abgereist seien, mit den französischen Abgesandten zu pactieren. Die Mächte waren von sich aus, über das Vermittlungsanerbieten Basels hinweg, an die Aushahnung eines Friedens gegangen.

Mout referierte natürlich sofort nach Basel. Doch noch bevor sein Brief dort angelangt war, erschien Herr von Liancourt selbst mit der gleichen Botschaft vor dem Rathe. Er überbrachte einen Brief Heinrichs, worin dieser mit gnädigen Worten seinen Dank für die von Basel bewiesene Freundschaft ausspricht, und dasselbe that der Botschafter in seiner Anrede. Er theilte mit, daß der Rath mit seiner Bemühung leider zu spät gekommen sei, da die beiden Könige bereits direkte Unterhandlungen angeknüpft hätten. „Mit desto minder so sagt hochgedachte ko. mt. üch deß so herztlichen unnd hohen danck, als ob es allein durch iwerer eygner mittel angesehen unnd tractiert were worden“

Damit hatte sich der Rath zu begnügen. Er schrieb den Ausgang an Mout nach Straßburg und drückte ihm seine Freude aus, daß der Handel zwischen den beiden Reichen ein so gutes Ende gefunden habe; er hätte was an ihm sei gerne alles dazu gethan; daß es nun so ohne ihn ausgegangen, thäte indeß seiner Freude keinen Schaden.

So nahm diese Angelegenheit bereits ein Ende, ehe Basel sich derselben recht hatte bemächtigen können. Zu der ihm zugedachten ehrenvollen Thätigkeit war es eigentlich gar nie gelangt.

Es ließe sich fragen, warum Basel allein zu einem Friedensvermittler ausersehen wurde. Der Grund ist wohl der, daß Zürich und Bern, die sonst auch in Betracht gekommen wären, an dem letzten Bunde mit Frankreich nicht Theil genommen hatten. Bei der ganzen Sache aber wird gerade auf dieses Bundes- und Freundschaftsverhältniß zwischen Frankreich und Basel ein großes Gewicht gelegt.

Gleichwohl war Mont auch mit jenen beiden Ständen in Verbindung getreten. Nur in andern Absichten. Nach Bern war seine Sendung lediglich in Conciliumsangelegenheiten geschehen, welche Frage ja auch in Basel, wenn gleich nur in zweiter Linie, zur Sprache kam.\*) Welcher Art die Verrichtungen Monts in Zürich gewesen seien, kann nur vermuthet werden. Das dortige Archiv besitzt einzig sein Creditiv, welches dem baselischen wörtlich gleich ist. Sehr wahrscheinlich hatte er dieselben Aufträge wie nach Bern.

Soviel zur Ergänzung des Beitrage VII, 64 gesagt. Die dort ausgesprochene Vermuthung, daß Mont der Erneuerung des französischen Bündnisses habe entgegenarbeiten müssen, fällt sowohl für Bern als Zürich als Basel dahin, da die Erneuerung im Sommer 1549 stattfand, Mont aber erst im December dieses Jahres in der Schweiz eintraf.

---

\*) Berner Staatsarchiv: Rathsmニュアル vom 14. December 1549 und lateinisches Missivenbuch J. Fol. 318 v.

# Lied eines deutschen Reiters

aus dem

Seere der niederländischen Patrioten

1579.

Hügetheit durch

A. Vischer-Merian.

---

Das Lied, das hiemit dem Leser geboten wird, gehört zwar wohl zu den historischen Volksliedern; man kann es aber weder ein „überlich liedlein“ nennen, noch ein „hüpsch lied,“ wie viele derjenigen, welche vom 13. bis 17. Jahrhundert unter den Völkern deutscher Zunge entstanden sind.

Welche Gefühle sind es wohl gewesen, denen dies Lied entquoll? Waren sie solcher Art, daß sie in ein dichterisches Gewand gehüllt zu werden verdienten? Wie soll Einer, der sich mit dem rauhen Handwerk des Krieges befaßt, auch Viederdichter sein können?

Darauf ist zu erwidern, daß eben des Menschen Brust einem Instrumente zu vergleichen ist, auf welchem verschiedene Saiten zu gar verschiedenen, oft wunderlichen Weisen sich anschlagen lassen; wissen wir doch, daß nicht die Liebe allein zu seinem Schöpfer, nicht die Liebe allein zu dem ihm



von Gott geschenkten Weibe dem Menschen das Lied entlocken, daß außer diesen Trieben es deren noch unzählige sind, so die Liebe zum Vaterland, die Bewunderung über die Werke der Natur und über die Erzeugnisse der Kunst, die Gefühle der Freude nicht nur, sondern auch der Trauer und des Schmerzes, der Enttäuschung und der Niedergeschlagenheit, ja sogar des Spottes.

So konnte denn auch neben Liedern, wie Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott“, wie Schillers „Würde der Frauen“, wie Uhlands „Schäfers Sonntagelied“, wie des Schweizers „Zu Straßburg auf der Schanz“ auch ein auf unendlich tieferer Stufe stehendes Lied entstehen, wie das unsrige, das jedoch seiner kulturhistorischen Bedeutung wegen wohl aus seinem dreihundertjährigen Versteck hervorgeholt zu werden werth ist.

Es ist das Lied eines Soldaten, aber nicht eines sieges-trunkenen, wie das Lied über die Sempacherschlacht <sup>1)</sup> (1386), oder eines in ungleichem Kampfe erlegenen Tapfern, wie das Bicocalied von Nicolaus Manuel <sup>2)</sup> (1522), sondern eines Enttäuschten, der seine Gefühle der Entrüstung und des Spottes über die verlotterten Zustände im eigenen Heere in Verse gebracht hat. Es wäre das nicht die Sache eines Jeden gewesen. Diefür mochte es aber genügen, daß unser Landsknecht, oder wohl eher Reiter, ein körperlich und geistig frischer Schalk war, der nicht nur um des Soldes willen, sondern auch um seinen Hang zu Abenteuer und einem unstätten Leben zu befriedigen, sich hatte anwerben lassen; der trotz der ausgestandenen Noth ungerne das

---

<sup>1)</sup> v. Lilienkron, die hist. Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, I, 116.

<sup>2)</sup> Nicolaus Manuel von Jb. Bächtold, S. 21.

wechselvolle Leben im Felde und seine Reize an das Alltagsleben wieder hätte vertauschen mögen.

Die Sprache des Liedes verräth einen Niederdeutschen. Es ist dasselbe nicht weniger als kunstgerecht gebaut und wimmelt von orthographischen und sprachlichen Ungebundenheiten, deren ein Theil vielleicht dem Abschreiber zur Last fallen dürfte. Die sieben Blätter, zusammengenäht und klein genug, um in einer Westentasche Raum zu finden, fand ich in einem bis jetzt ganz unzugänglich und also undurchforscht gebliebenen schweren Fascikel, überschrieben „Zeitungen von 1570 bis 1579,“ auf den unser Archivar, Herr Dr. Rud. Wackernagel, meine Aufmerksamkeit lenkte.

Wenn ich nun, um den Leser mit dem geschichtlichen Boden des Liedes bekannt zu machen, etwas weiter als gerade nothwendig, aushole, so suche ich dabei von dem Reichthum des erwähnten noch unverwertheten Materials einige Proben zu geben.

Politische und religiöse Knechtung war von jeher die Parole der spanischen Könige. Jene auch in den widerspenstigen niederländischen Provinzen durchzuführen, war im Jahre 1567 der Herzog von Alba mit zehntausend Veteranen hingefandt worden. Wie der grausame Diener und seine Nachfolger sich des Auftrages ihres grausamen Herrn, Philipps II., entledigten, ist bekannt. Wohl hat nie ein Volk um seine Selbständigkeit und seine Glaubensfreiheit so geblutet, mit solcher Standhaftigkeit alle Verfolgungen einer Schreckensregierung, alle Leiden und Gräuelpunkte des Krieges ausgehalten, wie das der Generalstaaten unter der Führung des kühnen Wilhelm von Nassau-Oranien. Dem Geiste, der ihn und jene Patrioten beseelte, ist in der Gründung der Universität zu Leyden nach ruhmvoll überstandener Belagerung im Jahre 1574 auf ewige Zeiten ein Denkmal gesetzt wor-

den. Dieser Geist war jedoch in den durch Abstammung und Religion vom Norden sich unterscheidenden südlichen Provinzen weniger vorhanden. Hier traten verschiedene Einflüsse dem einmüthigen Zusammengehen mit dem Norden hindernd entgegen. Es bedurfte der keine Schranken mehr kennenden Willkür der spanischen Soldateska, um endlich im November 1576 die sämtlichen 17 niederländischen Provinzen zu der unter dem Namen des Geuter Friedensvertrages bekannten Conföderation zu vereinigen. Der Bürger athmete wieder auf. Oranien gab sich der Hoffnung hin, daß dieses ein Werk von Dauer sein werde. Er gab davon auch der durch gleiche Religion mit ihm verbundenen Stadt Basel Kenntniß. Das betreffende Actenstück (S. 1071), von der Hand des großen Schweigers selbst unterzeichnet und mit dem Abdruck seines Petichafsts versehen, lautet:

„Den ehrenfesten hochgelerten er samen und wolweisen unseru besondern gebietenden lieben herren und guten freunden burgermeister und rhat der stadt Basel.

Von gottes gnaden Wilhelm printz zu Ucranien und graff zu Nassau-Catzenelnbogen.

Unser freundlich dienst und günstigen gruß auch waß wir joust jederzeit mehr liebs und guts vermögen zuvor. Erubeste hochgelerte und wolweise besonders gebietende liebe und gute freundt. Wir mögen Euch als unsern lieben freundten zu denen wir uns jederzeit, wie dan auch noch, alles guten versehen, dienstlicher wolmeinung hienit nit verbergen, wie das durch schickung des lieben almechtigen dieser bludiger krieg und mißverstandt, den die landt etlich jahr hero gegen einander gehabt, entlich soutags den 28. octobris zu einem vielgewünschten frieden gerathen, ja nit allein zu einem frieden, sondern es seiudt die stendt in gemein endt-

lich gemeindt und entschlossen, die sachen welche wir anhero so hefftig und mit solcher großen beschwerigkeit mühe und arbeit getrieben haben, als da ist, das man die frembdling sonderlich aber die Spanier der landt verweisen, und dieselben in ihre vorige freyheit und ruhe wiederumb stellen solte, neben und mit uns vor die handt zu nehmen. Do sie auch das in der gutte nit thun, seindt sie bedacht, sich der mittel zu gebrauchen die unß und ihuen alsdann gott der herr verlieden würdt. Wan nuhu solches ein sonderliche unansprechliche wolthadt gottes, welche er uns und diesen armen zuvor schier von jedermann verlassenen landt und leuthen erzeigt, haben wir nit sollen underlassen, euch, welche wir woll wissen, das sie mit unß in unserm ebeleudt und langwierigen verfolgung jederzeit ein herßliches mitleiden getragen, solches wißlich zu machen nit zweiffelende ihr werdet euch dessen nit allein mit unß erfreuen, sondern auch vor solche seine uns erzeigte gnedtthadt neben uns danck wissen.

Warinnen wir euch sonst saumt und sonders angenehme wilferige dieust und freundschaft erzeigen, dar zu seindt wir zu allen zeiten bereitwillig, wie wir dan hoffentlich jetzt durch solch mittel euch zu dienen besser gelegenheit den zuvor werden haben thunnen. Euch hiemit dem almechtigen zu langwieriger leibs gesundtheit und glücklicher friedlicher regiernug und uns zu unseren angenehmen diensten empfehlend. Datum Widdelburg den 5. Novembris anno 1576.

Euer gutter freundt

Wilhelm prinz zu Uranien.

Lange dauerte die Freude über diesen Friedensvertrag nicht. War er auch unter Anerkennung der königlichen Autorität abgeschlossen worden, so verstieß diese Selbstregie-

rerei doch gar zu sehr gegen spanische Art. Plötzlich fand sich in Luxemburg Philipps Halbbruder ein, der tapfere Don Juan d'Autria. Er sollte als Oberstatthalter der Generalstaaten die Zügel des Regiments in die Hand nehmen. Franzen konnte es nicht hindern, daß Don Juan sich auf Basis des Genter Vertrags mit den Generalstaaten verglich. Jedoch mußte sich dieser zu verschiedenen seine Macht einschränkenden Bedingungen verstehen. Die wichtigste war wohl die, daß alle fremden Truppen, also auch die spanischen, entlassen werden mußten. Dieser im Februar 1577 abgeschlossene Vergleich war das sogenannte „Ewige Edict.“

Diese Fessel, die ganze Haltung der Generalstaaten und der Einfluß, den Franzen trotzdem auf sie ausübte, brachten den Generalstatthalter zur Verzweiflung. Entgegen dem Edict zögerte er, den letzten Rest der fremden Truppen, 10,000 deutsche Söldner, zu entlassen. Er trachtete, sich fester Plätze zu bemächtigen, und zog, im Geheimen zuerst, dann aber offenkundig, spanische und italienische Truppen wieder an sich. Diese Zuzüge pfl egten ihren Weg durch Savoyen, Burgund und Lothringen, theilweise auch durchs Elsaß zu nehmen, oft nahe bei unserer Grenze vorbei. Sie gaben zu häufigen gegenseitigen Mittheilungen zwischen den protestantischen Städten und Regenten Anlaß, da man vor ihnen auf der Hut sein mußte. Von einer solchen schien uns folgende charakteristisch:

„Ich kann euere strengheit in eill nit verhalten. Als ich auf Brugs zue zogen, sind mir unders wegen in zwayen rotten oder gesellschaften biß in 32 pferdt bethommen, so Spanier darunder ein junger vom adel Georg von Wagen genannt, so 10 jare under inen in Spanien gewessen und zue Zaberu dahainbt. Welcher under jenen Spaniern

mitzucht, und ich denselbigen angesprochen und gefragt, wo die Spanier hinaus wellen, hat er mir geantwortet, sy wellen uf Lützelburg <sup>1)</sup> zue dem don Johan de Austria, und werden noch vill hernach thommen, doch allwegen nit über 30 oder 40 rotteweis nach einandern, sindt wollgerüst mit langen roren, ziehen sich nachts nit auß, haben ire ror und brennende zindt strich für und für bey inen, ziehen uf Thann und Lottingen zue. Und sollent diser Spanier ettlich vor auch in Niderlandt gewesen sein, haben allain abgeladen, und wellen noch mer hollen. Sollen woll ein theil darob ersticken und des wegs vergessen. Datum Brugs, in eiss den 18. Septembris anno 77.“

Je vertragswidriger Don Juan austrat, um so höher steigerte sich Oraniens Einfluß; aber um so mehr regten sich zugleich unter der Nationalpartei im Süden das Mißtrauen und der Meid gegen den calvinistischen Führer. Der kluge Maun erhob keinen Widerstand, als ihm die Generalstaaten in der Person des nach der Souveränität über Brabant lüsternen österreichischen Erzherzogs Matthias einen Rivalen an die Seite setzten, diesen zum Generalgouverneur ernaunten, er aber mit dem Amt eines Gouverneurs sich begnügen mußte. Es war dies die sogenannte Brüsseler Unionsacte vom 10. Dec. 1577.

Damit waren die Würfel gefallen. Die inzwischen schlagfertig gewordene Armee des feines Amtes entsetzten Don Juan rückte unter seiner und des kriegskundigen Alexander Farneze von Parma Führung ins Feld, und schlug zu Ende Januars 1578 die bei Gembleurs versammelte Staatenarmee. Sechs Monate später aber wurde sie von

---

<sup>1)</sup> Ist Luxemburg gemeint.

dieser zur Aufhebung der Belagerung von Mecheln gezwungen.

Keinem der beiden Gegner gelang es, einen durchgreifenden Entscheid herbeizuführen. Sie waren eben nicht die Einigen auf dem Plan. Wie früher schon, so schlug auch jetzt noch die katholische Adelspartei im Süden ihre eigenen Wege ein. Den österreichischen Erzherzog aufgebend, neigte sie sich nun dem intriguirenden Herzog von Anjou-Mençon zu, welcher Staatsoberhaupt der flandrischen Provinzen zu werden hoffte, während gleichzeitig sein Bruder, der König, beziehungsweise die am Hofe allmächtige Partei der Guise, die engsten Beziehungen zu Don Juan unterhielt. Oranien dagegen hatte einen Rückhalt an der Königin von England, welche ihn mit Geld unterstützte und es zuließ, daß ihre Unterthanen in seine Dienste traten. Als Prätendent für die Statthaltertschaft in Flandern trat endlich noch der abenteuernde Pfalzgraf Johann Casimir auf. Er führte zu diesem Behuf dem Patriotenheer einige tausend Landsknechte und Reiter zu. Neben dem schlauen Franzosen aber, der sich durch fortwährende Zuzüge aus Frankreich verstärkte, vermochte er sich nicht lange zu halten.

Die bösen Folgen einer solchen Verworrenheit wurden noch unendlich gesteigert durch den trostlosen Zustand der verschiedenen, auf einen kleinen Raum zusammengedrängten, bunt zusammengesetzten Heerkörper, die ihren Führern oft den Gehorsam versagten, in offene Meuterei ausbrachen und sich den ärgsten Excessen hingaben. Denn es fehlte überall an den nöthigen Subsistenzmitteln. Von diesen Zuständen gibt uns unser Lied theilweise ein Bild. Wüßten wir es nicht schon aus der Geschichte, so würden durch dasselbe wir erfahren, daß der Pfalzgraf Johann Casimir aus Geldmangel seine Söldner nicht länger zu erhalten vermochte.

Iren wir nicht, so mag wohl dieser Einer es gewesen sein, welcher in unserm Lied die bei der Abwicklung dieses welt-historischen Drama beteiligten Führer und Anstifter so scharf mitgenommen hat. Lasse man uns sein Bild noch durch einige Mittheilungen ergänzen, welche wir unseren guten Freunden, den geheimen Rätthen von Straßburg, genannt die Dreizehn, verdanken, für deren absolute Richtigkeit wir aber nicht stehen wollen.

Verzeichnuß was die staden jets für kriegsvold  
zu veld haben.

460 Kürasser  
1050 leichter pferd  
6100 teutcher reutter  
6400 niderlandisch und wallonischer schützen zu fuß.  
2100 Engellender  
2300 Schotten,  
1000 Françoisen,  
15 feudlin landsknecht.

Meins gnedigsten fürsten und herrn herzog  
Johann Cajimyr kriegsvold.

5500 teutche reutter,  
10 feudlin landsknecht  
500 französische leichte pferd  
4000 französische schützen.

Ueber dieses soll der herzog von Alanzon den  
staden zum besten auch zuführen.

3000 pferdt  
12000 französische schützen zu fuß.  
Mittheilung vom 2 Aug 1578 Von den geh. Rätthen  
von Straßburg genannt die Dreizehen.



Zeitnung aus den Niederlanden vom 10. November 1578.

Die sachen in den Niderlanden gangen wunderbarlich durch einander. Die staden sindt hefftig zertrent, und hertzog von Allagon ist mit wenig volckhs als ungefehrlich 2000 Mann noch darmuter, die ubrigen als bei sechs oder sibentausent seyen, als sie abziehen wöllen, vor Binsz blieben, undt wird er schier wie ein schlane (Slave) bey ihuen geacht und aufgehalten. Die trennung ist vonn wegen der religion. Der prinz vonn Dragnien ist anf einer seyt vermeynt den Interanismum zu halten. So ist der hertzog Cassimir zu Gendt der Meynung denn Calvinismum einzupflanzen, hat auch die zweyn bischoff als denn von Brückh und Gendt und zwischen diese zweyn denn herrn von Corpion heuckhen, und denn von Champaigney auch andere mehr daselst zu Gendt enthaupten lassen. So dann seyen der graff von Egmondt und andere chatolische herrn, die weder lutherisch noch calvinisch sein wollen, haben sich in Artays und andere benachbarte ortt die chatolischen zu verbleiben Vorhabens begeben. Der gemein man ist auch sehr bewegt wider der staden heibter, dann sie mit hunger und andren noth umbgeben, und von denen die sie zu beschirmen fürgeben vill mehr beleidigt, beschwert und verderbt als vom seyndt. Die Spanier seyen diesem spill fleissig zu, handlen gwarjamlich und miderlassen nicht, wenn sie ihren vorthell ersehen, ihren seyndt heinzufuchen und was zu verrichten. gott wolle es zu einem guthen friden schicken. Amen.

Um unsere schon zu lang gewordene historische Einleitung nicht gar zu unvollständig zu lassen, fügen wir noch bei, daß Wilhelm von Oranien, von der Unmöglichkeit überzeugt, gegenüber dem wachsenden Einfluß Don Juans und des gewandten Farneze in den südlichen Provinzen die

Conföderation aufrecht zu erhalten, sich darauf beschränkte, den engern Staatenverband der nördlichen zu befestigen, und durch die Utrechter Union vom Januar 1579 den Grund zum holländischen Staat legte.

Ein new lied

von dem niederländischen Kriegsvolkh im thon

„wie geren wolt ich singen,  
so sicht mich trauren an.“

Diß lied wil ich singen  
Zur lob der staden gemein  
Alß man zalt sibenzig uein (1579)  
Wol in den Niderlanden  
Ob es schon nit alen gefelt,  
Zu Flanudern und Brobande  
Beh unnsern behaundten  
Ist bekundt kein gelt.  
Daß glich stehet uf belgen (welzen — walzen)?  
Wol ietz in dijer zeit,  
So gath reichthumb uf stelzen  
O wehe der losen leüth,  
Thund sanndt und leüth bescheussen  
Daß thuet ir haundel ausweisen  
Keinem mer ich trawen wolt.

Falsch pradtica sie tedten treiben  
Zu Teutisch unnd Engelaundte,  
Mit schicken und mit schreiben  
Wo sie nur wahren bekandt,

3. Biß sie nur haben bekomen  
Den teütschen reißigen zug  
Darzu Mathiam den erenman  
Den schonen und den jungen  
Jez aber hat er alles leidt,  
uß sie nun zu im brachten
4. Den iezigen gubernator  
Si in der stellen machten,  
Reiter und knecht die schar,  
Tetten sich bald nymgen  
Gar wol gerist im feldt,  
Den Spanier zu hohen trugen  
Es half sie kein gewalt,  
Die staden all gemeine  
Haltten alle tag zwen rath,
5. Send noch morgens vol weine,  
Das werdt den abent spadt,  
Sy fressen und sausen wol  
Kein mangl habens an gelt  
Das kriegsvoldch lassen sie laufen  
Ir dolchen und khodten thun sie verkaufen  
Ja wol der teufel inen mer dienen soll.  
Die kynigin auß Engellandt
6. Ist auch der urjach eine  
Daz die reuter khomen sindt  
Zur hilf der staden gemeine,  
Das sie der teufel schende  
Sambt dem der bey ir ist,  
Der brech iren halß und hende  
Und got unser unglich wende  
Dan ire hendel gar wol bewist

7. Sy thnu es mecht got erbarmen  
Der armuet und janersnoth,  
Wil ellendiglichen sterben  
Wir lagen im pech und koth  
Wol im windt schnee und regen  
Auch durchaus die ganze zeit  
Nund fier stiber ward einem geben  
Dat müessen acht monat mit ziehen  
Daz theten ja wol die redlich leut.  
Graff Rindter von Schwarzenburg
8. Vernam die sachen gar balt  
Trug auf seiner handt ein sorge  
Und zoch auch hinwegh in solcher gestalt  
Die bezalung wolt er heischen  
Und machen ein mal gelt.  
Seine reitter thet er verlassen  
Zue Antorf wol schlemen und brassen  
Danth hab du khuner heldt,  
Seiner gieter in deutschen launden  
Nimpt er sich wenig an,
9. Thut als man in nit theudte  
Das ers hat müessen verlassen,  
Und vor den schulden kan er nit bleiben,  
Solches weiß doch iederman,  
Zu Antorff müeß er wol pleiben  
Seinen reutern daz gelt vertreiben  
Ja wie wil er aber zue leß bestan,  
Die staden in erhalten handt  
Jez und wol in seinem bracht  
Jr . . . thut bei in gelten
10. Und huret es wol iber nacht,  
We auch der prinß thuet der gleichen

- Ob wol er frumb wil sein,  
Den fuxen sie finden streichen  
Ja das finden zwen schwegerlin sein.  
Herr Schength von Dautenberge  
Ist auch wol in der gezeelschafft
11. Igt zue Antorff im brachte  
Ist mit halb frantzosen behafft,  
Ein oberster wil er heissen  
Khan weder billen noch lällen,  
Seine reuter hat er auch verlassen  
Hüft dem graffen schlemen und brassen  
Ey loß dir den obristen gefallen.

- Noch eins thu ich kenneu,  
Marck Rheuß, die hafere was,
12. Thut sie selbs ein oberster nehmen  
Ist nur ein welscher haß,  
Teutsche reuter thett er süeren,  
Unnd wust den reimen nit,  
Daz lob thet er verlieren,  
Und laßt sich die staden schwiren,  
Auch get ein heichler mit,  
Matthias der Wiener  
Hat sunst namens genug
13. Jez heist er stadendiener  
Unnd was ich wil das thvon,  
Darff sich nit wol umb theren  
Dann wans den staden gefelt,  
Ich acht mich nit der eren,  
Die junge tag also zu verzehren,  
Er hat doch gar kein gewalt.  
Johan Casimir hoch geboru

- Hat bei mir nit recht gethon  
Ob er gleich ist hoch gechoren
14. Das er so zeicht darvon  
Seine renter laßt er stecken  
Er mecht noch was erwecken  
Des ich nit wil ans eckhen  
Einem zuseher ist kein spil zu vil.  
Der oberster von Steinn  
Ist ein verstendiger man  
Das lob hat er gewonnen  
Nimpt sich der sachen an,  
Last andere sauffen und schlemen
15. Der dengt der sachen nach,  
Johan von Buoch thut er kbennen  
Last ime nit viel nennen  
Ja das sauffen ist kein schad.  
Zween obersten von frommen sitten  
Ich noch darbei vermeld  
Haben auch mit uns gelitten
16. Armuth jamer und noth im veld,  
Einer ist Gebhart von Wolmershusen  
Ein gueter frummer man  
Der ander von Mägelhausen  
Thut in seinem alter mithausen  
Schlecht und gerecht sacht ers an.
17. Herzog Friderich man nennet,  
Gilt auch der fromen einer  
Wirt in rechtligkeit erkent  
Verzert zu Gent daz sein,  
Herzog Moriz von Sachsen  
Obs aber war sein soll  
Hat den staden verheiffen

Uff in sich zu verlassen,  
Daz er inen weiter dienen wolt.  
Als er nun gebienet hette  
Daz kriechsvolckh in 9 monaten  
Vil ellendt unnd jammer gelütten  
Man sie doch beßlich laß,

18. Die halben thetten wol sterben  
Als wir lagen zue veldt,  
Kein bezalung kundten wir erwerben  
Deswegen viel meisten sterben,  
Ja hin ist unser gut und gelt.  
Manch hofman hat verpfendet,  
Sein threw ehr und guet,  
Der ander vil darauf gewendt,  
Wie wehe es jekunder thut

19. Ab miessen wir ziehen  
Mit spot und one gelt,  
Daz bringt der staden liegen,  
Werden uns nit mer betriegen  
Und zusamen bringen ins landt.  
Vil guets hat man gesagt  
Wol zu anfang dieses zugs  
Uf gewin habens wir gewaget

20. Ich besorg mich keinen betrugs,  
Kein kriegsman het ich geben  
Who ich nit mitzogen were  
Wol uf der staden seiten  
Zue den verloguen leuten  
Ich tom dir gwiß nit mer,  
Zu Probant bin ich gewesen,  
Daz sicht man mir an meinen plägen an.  
Ja darvon hangen die saken  
Und mues zue fues haim gau.

21. Doch trenn ich got meinem herrn  
Der uns alle erhole,  
Werde mich dennoch erneuen  
Und andere kleyder bescheren  
Ja dahaim hab ich thentsch gelt.

Hiemit wil ich uf hören  
Wiewol ich noch mer wiß,  
Wirt soust zu laung weren  
So ichs alles darin bracht.  
Ja des besten wil ich schwigen  
Vergut ir haben wolt  
Und die zeit mit dem vertreiben,  
Und bei euch solches lassen pleiben  
Daz ich den staden nit bin holdt,  
Daz haben sie gethon mit irem liegen  
So sie uns nit heten beschiffen und trogen.



# Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch.

Von

Albert Durchhardt.

---

Zu einer Zeit, da die Würde eines Basler Bürgermeisters schon seit bald einem Jahrzehnt der Vergangenheit angehört, und die Erinnerung an dieses höchste Amt unsres Gemeinwesens in kurzem bei der heranwachsenden Generation verwischt sein dürfte, ist es wohl am Platze, und sind wir es den vielen wackern und ausgezeichneten Männern, die als Bürgermeister unsrer Stadt vorgestanden haben, schuldig, ein dankbares Andenken an ihr Leben und ihr Wirken je und je aufrecht zu erhalten. Auch dieser Vortrag verfolgt den Zweck einer solchen historischen Pietät, wenn als Thema die Lebensbeschreibung des Bürgermeisters Johann Rudolf Fäsch gewählt worden ist. Die Wahl fiel gerade auf diesen Staatsmann des 17. Jahrhunderts, da seine Verdienste um Basel und die Eidgenossenschaft, vielfach verdunkelt durch seinen berühmtern Collegen Johann Rudolf Wettstein, noch nie Gegenstand einer ausführlicheren Darstellung geworden sind. Auch kann J. R. Fäsch als Typus jener Bürgermeister betrachtet werden, welche, aus dem Kaufmanustande hervorgegangen, auch in die öffentlichen Aemter jenen geschäftsmäßigen durchaus nichts über-

stürzenden Gang mitgebracht, welche die Leitung unsrer Handelsstadt mit der einem gewissenhaften Basler Kaufmann eigenen Solidität und Ueberlegung, man möchte fast sagen, Aengstlichkeit gehandhabt haben. Es sind dies die Männer, welche, weil mit und unter der Bürgerchaft aufgewachsen, auch deren Zutrauen in hohem Grade besaßen, welche allerdings nicht mit einer eminenten politischen und diplomatischen Begabung ausgestattet waren, aber es nichtsdestoweniger verstanden, den mehr materiellen Bedürfnissen des damaligen Basels vollkommen gerecht zu werden, und zugleich auch vermöge ihrer allgemein geschätzten Rechtlichkeit in eidgenössischen Dingen gerne als Vermittler angenommen wurden. Mehrmals hatten unsere Basler Staatsmänner die Aufgabe, das Unheil, welches die großen und befähigtern Politiker zu Bern, Luzern und Zürich vermöge ihrer diplomatischen Weitsichtigkeit angestiftet hatten, wieder gut zu machen und so den Frieden in der Eidgenossenschaft herzustellen. Freilich hat es allerdings dann und wann auch Basel an eigentlich bedeutenden Staatsmännern, die auch einen Einblick und ein Verständniß für die höhere Politik besaßen, nicht gefehlt; eine solche Gestalt ist Wettstein, ist Ochs, ist Wieland gewesen, unser Fäsch hingegen gehört zu der erstern Art, welche nicht minder unsern Dank und unsere Anerkennung verdient.

Bei dieser Schilderung sind wir um so besser dran, als uns der zu behandelnde Mann selbst werthvolle, eighändige Notizen hinterlassen hat, ein Familienbuch, das uns wenigstens über die hauptsächlichsten die Familie Fäsch betreffenden Ereignisse den gewünschten Aufschluß darbietet. Als des Bürgermeisters Vater, Namens Hemigius, mit eben derselben Würde bekleidet, von einer schweren letzten Krankheit heimgesucht wurde, stellte sich öfters am Kranken-

bette dieser ersten weltlichen Größe auch die erste geistliche Standesperson der Stadt, Antistes J. J. Grynäs, ein, um dem dahinsiechenden Bürgermeister Trost zu spenden. Anlässlich eines solchen Besuches forderte er nun den Sohn auf, alles über das Fäschische Geschlecht zusammenzuschreiben, was ihm aus alten Documenten herauszufischen gelänge, „das würde nicht allein den Nachkommenden nachrichtlich, sondern auch dem Anfänger rühmlich und allen, die es künftig sehen und lesen würden, lieb und angenehm sein.“

Aus diesem Familienbuche, dessen Einträge mit großer Genauigkeit gemacht und mit den Rathsbüchern im Archiv vollkommen übereinstimmend sind, erhalten wir nun über die Familie Fäsch folgenden Aufschluß:

Zum Jahre 1404 wohnten in Klein-Basel an der obern Rheingasse die Gebrüder Heinzmann und Burchard Fäsch, sie standen als Bauleute im Dienst der Obrigkeit; als solche machten sie 1409 den bekannten Steinerzug mit, jene kriegerische Unternehmung des Basler Rathes, wodurch Oesterreich und der Adel auf das Empfindlichste geschädigt wurden. Das Schloß, bisher für uneinnehmbar gehalten, wurde mit großer Heftigkeit von den Baslern beschossen und schließlich im Sturm genommen. Die Steine desselben schleppten die Sieger nach ihrer Stadt und führten aus denselben das stattliche Riehenthor auf. Nach der Eroberung des Schlosses erhielten nicht weniger als 383 Männer, die im Streite auf eigene Kosten mitgezogen waren und redlich mitgeholfen hatten, das Bürgerrecht; unter diesen waren auch Heinzmann und Burkart Fäsch. Gesellschaftsgenössig wurden die beiden Brüder auf der Gesellschaft zum Greifen, welche um jene Zeit das neue Haus an der jetzigen Greifen-, früher Burgergasse gekauft hatte. Der Sohn des einen dieser beiden war Hans Fäsch, der 1419 auf der Zunft zum

Bären als Zunftbrüder aufgenommen wurde. 1438 erscheint zum ersten Mal Niclaus oder Clewe Fäsch, ein Steinmetz, zu Spinnwettern zunftgenössig. Er war schon angesehen in seiner Kunst, so daß ihm auch auswärts bedeutende Bantzen auszuführen aufgetragen wurden. So hat er, und wie wir nachher sehen werden, sein Sohn Nemigius sich im nahen Elßaß ein herrliches Denkmal in dem Thurm der Kirche zu Thann errichtet. Berühmter und bekannter als Niclaus Fäsch ist sein ältester Sohn Nemigius oder Nomy Fäsch geworden. Seit 1487 erscheint er als Werkmeister der Stadt Basel. Als solcher hat er eine Anzahl Bantzen ausgeführt, welche ihm sowohl als der Stadt zur Ehre gereichen. Der Prior des Karthäuser Klosters banstragte ihn, die Kirche des Ordens mit dem jetzt noch vorhandenen eleganten Gewölbe auszuschnücken; am Münsterbau, besonders beim Martinsthurm, erscheint er öfters als Experte; auch zu Bern hat er sich mehrfach um die Ausführung des dortigen Münsters verdient gemacht. Die Krone seiner Schöpfungen ist aber unstreitig der Thurm zu Thann, welchem 1516 die Kreuzblume konnte eingefügt werden. Eine Inschrift verkündet jetzt noch den Ruhm des Basler Baumeisters, an vielen der Bausteine des Thanner Thurmes erblicken wir als Steinmetzzeichen das Wappen der Fäsch, ein be- redter Beweis, daß unser Nemigius längere Zeit hindurch der Vorsteher des dortigen Baues gewesen ist. Nach seiner Rückkehr hat er dann auch zu Basel die Leitung des Münsterbaues übernommen, dessen Vollendung ihm ebenfalls zu verdanken ist; daher rühret auch jene auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Thurm zu Thann und dem St. Martinsthurm unsrer Basler Domkirche. Schon 1491 hatte die Zunft zu Spinnwettern den vielbegehrten Werkmeister in den Rath erwählt, so daß von diesem Jahre an die politische Bedeu-

tung der Familie Fäsch für Basel zu datiren ist. Von den beiden Söhnen des Remigius Fäsch, Niclaus und Paul, führte letzterer die Familie fort. Seine Gemahlin war eine Anna Hoffmann, deren Bruder Jakob Hoffmann, des Rathes, das Haus zum Tanz bewohnte, welches Holbein mit den berühmten Malereien ausgeschmückt hatte. Auch dieser Paul Fäsch übte, der Familientradition folgend, das Banmeisterhandwerk aus, anders sein Sohn Johann Rudolf, welcher die Goldschmiedekunst erlernte. Als Meister der Zunft zu Hausgenossen erscheint er im Jahre 1544 und wurde auf diese Weise Mitglied des kleinen Rathes. Bald sollte er auch eine diplomatische Verwendung finden. Als König Heinrich II. nämlich laut Vertrag mit den protestantischen Fürsten Deutschlands sich der drei lothringischen Städte Metz, Toul und Verdun bemächtigt hatte und auch Miene machte, von Straßburg Besitz zu nehmen, schickten die Basler an den König, als er in Hagenau weilte, eine Gesandtschaft, welcher bald auch die Boten der übrigen Eidgenossen nachfolgten, um den Beschützer der germanischen Freiheit, wie sich der Valois nannte, von der Verwüstung des untern Elsaßes abzuhalten und für die vorderösterreichische Regierung zu Ensisheim ein gutes Wort einzulegen. Unter den Basler Gesandten befand sich auch der Rathsherr J. M. Fäsch; es ist diese Gesandtschaft für die Fäsch'sche Familiengeschichte deshalb von Bedeutung, weil es der erste Anlaß ist, wobei ein Fäsch in französischen An gelegenheiten gebrandt wurde und wodurch jene Hinneigung der Familie zu Frankreich inauguriert wurde. Freilich hinderte diese Gesinnung den Rathsherrn Fäsch im Jahre 1563 nicht, auch dem Kaiser Ferdinand nach Freiburg entgegenzureisen, denselben Namens des Rathes zum Besuche nach Basel einzuladen und dann bei dessen Erscheinen den schwarz und weiß damastenen

Himmel, unter welchem der Kaiser vom Bläsiethor bis auf den Münsterplatz ritt, tragen zu helfen. Damals erhielt auch Fäsch für sich und seine Familie einen kaiserlichen Adelsbrief, eine Auszeichnung, worauf jedoch mit Recht kein großes Gewicht gelegt wurde, und deren Geltendmachung den Fäschen in ihrer politischen Carrière eher hinderlich hätte sein können; denn in dem durch und durch zünftig gestimmten Basel damaliger Zeit hätte ein solches „von“ nur Anlaß zum Spotte geben müssen oder hätte vielleicht sogar dazu benutzt werden können, um den Träger desselben von einem gewünschten Ehrenamte auszuschließen. Solche Klemmer hat denn auch die Familie Fäsch seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gerne angenommen, so daß jeweilen ein Fäsch auf Waldenburg, Homburg oder Farnsburg saß, während ein anderes Glied die Familie im Rathe der Stadt vertrat. Bald wurde auch die juristische Facultät eine hauptsächlichliche Domäne, so daß ein ganzes Jahrhundert hindurch wenigstens ein Lehrstuhl der Rechtswissenschaft — allerdings nicht zum Schaden unserer höchsten Lehranstalt — mit einem Fäsch besetzt war. Die höchste Ehre, welche Basel zu vergeben hatte, das Bürgermeisteramt, bekleidete schon der Sohn des genannten Rathsherrn Johann Rudolf, nämlich Remigius Fäsch, in den Jahren 1602—1610. Er war der sechste von eilf Geschwistern, wie denn überhaupt damals die Leute auch in den sogenannten ersten Familien sich einer viel ansehnlicheren Kindererzhaar erfreuten, als dies in der Regel heutzutage der Fall ist. Allerdings wurden dann bei den häufigen Seuchen, besonders in Pestzeiten, diese Reihen oftmals auf jämmerliche Weise gelichtet; allein da gewöhnlich von einem Duzend deren noch mehrere übrig blieben, so war auf der andern Seite auch wieder für Fortpflanzung dieser Dynastien hinreichend gesorgt.

Bürgermeister Memigius war dreimal verhehlicht, zuerst mit einer Jungfrau Wachter, sodann mit Rosa Beck und schließlich Frau Rosa Trui, verwittweter Kuedin. Auf diese Weise wurden eine Menge verwandtschaftlicher Bande geknüpft, so daß beinahe die halbe damalige Stadt sich irgend einer weiteren oder näheren Verwandtschaft mit dem Bürgermeister rühmen durfte. Von den Söhnen desselben waudte sich der älteste, Namens Hans Jakob, dem juristischen Studium zu und erhielt auch bald nach glücklich bestandnem Examen eine Professur für römisches Recht. Durch seine Gattin Anna Maria Bauhin kam er in enge Beziehungen zu diesem berühmten Gelehrtenge schlecht Basels. Der zweite Sohn des Bürgermeisters Memigius ist unser Held, der nachmalige Hans Rudolf Fäsch.

Geboren am 18. Oktober des Jahres 1572 erlernte Hans Rudolf nach vollendetem Schulbesuch die Kaufmannschaft. Leider sind uns über seine Jugendzeit nur wenige Nachrichten erhalten. Wir wissen, daß er sich in jungen Jahren nach Genf und dann nach Yvon begeben hat, um hier sich sowohl in den kaufmännischen Geschäften, als in der französischen Sprache zu vervollkommen. In Yvon besonders befanden sich zu jenen Zeiten stets eine beträchtliche Anzahl Basler Kaufleute; bestanden doch seit dem Beginn der Renaissance, vermittelt namentlich durch die Druckerherren, nahe Beziehungen zwischen den beiden Städten, welche von den Humanisten in ihren Lobgedichten bis auf Marinus Plancus, den Gründer Yvons und Angsts, zurückgeführt wurden. Nach seinem Aufenthalt in Frankreich bereiste Fäsch auch noch Italien, dessen Sprache er sich ebenfalls mit solcher Vollkommenheit aneignete, daß er, nach Basel zurückgekehrt, an die Gründung eines Expeditionsgeschäfts schreiten konnte. In seinem 22. Lebensjahre vermählte sich Johann Rudolf Fäsch mit Anna Gebweiler,

eine Ehe, welche auch für seine politische Entwicklung nicht ohne Bedeutung geblieben ist. Die Gebweiler gehörten dem alten Geschlechter-Adel der Stadt an, welcher in Folge seiner fremden Lehen seinen Einfluß zu Basel eingebüßt hatte. Zwar hatte sich diese Familie, wie die Offenburg und Bärenfels, der Reformation zugewandt, allein sie hielten sich nichtsdestoweniger meist außerhalb der Stadt auf markgräflich-badischem Gebiete auf. Der Vater der jungen Brant besaß als Lehen vom Markgraf die Burg zu Vörrach, ein weiterer Verwandter saß auf dem Schloß zu Dettlingen und ein Bruder derselben fand dann später in der berühmten Schlacht bei Wimpfen den Untergang mit den Pforzheimern. Da, wie es scheint, das Commissionsgeschäft oder wie man damals sagte, das Condottageschäft, den jungen Mann nicht vollkommen in Anspruch nahm oder ihm nicht genug eintrug, ließ er sich noch mit Blasius Pellizari in einen Seidenhandel ein. Auf dem Kornmarke im Hause zum Saluten befand sich der Laden. Pellizari gehörte einer Refngiantenfamilie an, wie auch das Haus auf dem Kornmarke von der Gemahlin des französischen Predigers Antoine Lescaille, welcher wegen seiner Irrlehre Basel hatte verlassen müssen, war erworben worden. Diese eingewanderten Franzosen und Italiener, meist sehr intelligente Leute, hatten es wie an andern Orten, so auch zu Basel verstanden, ihre geistige Befähigung in ihrer neuen Heimath geltend zu machen, indem sie eine Reihe neuer, meist den verwickelteren Handel oder das feinere Handwerk betreffenden Geschäfte gründeten. Freilich bestand das Haus Pellizari-Fäsch nicht sehr lange, indem der italienische Gemeinder, einem alten Hause zum Waffenhandwerk folgend, im Jahre 1602 in niederländische Dienste trat und so dem Basler Fäsch das Geschäft allein anheimfiel. 4 Jahre später verkaufte er dann das Seiden-



gewerb einem Nicolaus Bischoff, der auch bald darauf das Haus zum Salmen um 4500 fl. übernahm. In Folge dieses Hausverkaufes änderte Fäsch seinen Wohnsitz, indem er sein Contor in das Geltenzunsthans verlegte und bald darauf das Haus zum Lichtensteig an der Brotlaube um 2650 fl. ersteigerte. Aufsehnliche Kosten verursachte ihm noch der Ausban, sowie die Erweiterung dieses Heimwesens; allein es war dann auch so reich und so bequem hergestellt, daß der Besitzer, auch nachdem ihm die Bürgermeisterwürde zugefallen war, hier bis an sein Lebensende wohnen konnte. Auch sonst hat sich Johann Rudolf Fäsch mit dem Kauf und Verkauf, sowie der Instandstellung von Häusern lange Zeit hindurch abgegeben. Das Haus zum Efringen an der Schneidergasse, der schöne Keller in Klein-Basel, das spätere Fäschische Fidei Commisshaus auf dem St. Petersplatz, sowie der Delphin, den der Bürgermeister von seiner Schwiegermutter geerbt hatte, waren alle längere oder kürzere Zeit in seinen Händen. Auch benützte er die Geldverlegenheit des Adels, um demselben seine Stube zum Senfzer an der Ecke der Stadthausgasse und der Brotlaube jedenfalls nicht zu allzuhochem Preise abzunehmen, so daß von da an diese adelige Gesellschaft sich keines eigenen Gesellschaftshauses mehr rühmen konnte.

Durch diese vielfältigen Geschäfte, sowie durch seine Heirath mit Anna Gebweiler, hatte Fäsch sich schon frühe ein sehr großes Vermögen zu erwerben vermocht. Alle seine Unternehmungen, die er mit der größten Gewissenhaftigkeit, summa integritate, wie er sich ausdrückt, ausführte, waren mit ebenso großem Erfolge, summa felicitate, gekrönt. Einen nicht unbedeutenden Vermögensvorthail scheint auch Fäsch aus dem Untergang von Plurs in der Grafschaft Chiavenna gezogen zu haben, wenigstens wurde von einem Spaßmacher

jener Zeit auf Fäsch der Vers angewandt: Wär Plurs nicht erlegen, Fäsch wo wäre dein Segen? — Immerhin soll mit Ausführung dieses Spasses durchaus nicht der geringste Zweifel in die Rechtlichkeit des Kaufmanns gesetzt werden; auch andre Handelshäuser sind durch dieses Unglück des Fleckens Plurs reich geworden, und es wäre ebenso ungerechtfertigt, hieraus Fäsch einen Vorwurf zu machen, wie wenn man heutzutage diejenigen Geschäfte in ein zweideutiges Licht stellen wollte, welche in Folge des letzten Krieges große Einnahmen zu verzeichnen hatten. Jedenfalls galt schon frühe Fäsch für die reichste Person der Stadt, so daß er z. B. im Jahre 1622, als wegen der vorzunehmenden Verbesserung der Stadtbefestigung, die Bürgerschaft zu einer eher drückenden Beisteuer aufgefordert wurde, sich veranlaßt sah, 2000 fl. zu bezahlen, während die gesammte Zunft zum Schlüssel 4104 fl. entrichtete und andere Zünfte mit weniger bemittelten Zunftbrüdern wie Brotbäcker, Schneider, Kürschner und Schärer nur etwa 200 bis 300 fl. beisteuerten. Bei seinem Lebensende im Jahr 1659 fand sich auch ein Vermögen von 242,040 fl. vor, nach heutigem Gelde ohne Berücksichtigung des jetzigen geringern Werthes ca. 800,000 Fr. Allerdings erblickten wir unter den verschiedenen Posten, welche diese Summe ausmachen, auch bedenkliche Guthaben, so 60000 fl., die der Bürgermeister selbst als schlechte Gülden, meistens auf fremde Herrn und Fürsten lautend, bezeichnet. Bei diesen war nun hauptsächlich nach den Verwüstungen und all dem Elend, welche der 30jährige Krieg mit sich gebracht hatte, vor der Hand nicht sehr viel zu holen, doch wurden auch solche Briefe gerade damals zu Basel oft und viel zu unwerthmäßig niedrigem Preise erworben, obschon die meisten durch eine Hypothek, größtentheils Zehnten oder Herrschaftsrechte in der Umgebung, versichert waren. 89,040 fl.

hatte ferner der Bürgermeister schon seinen Kindern bei Lebzeiten ausbezahlt, zu 28,000 fl. wurden die Liegenschaften und zu 25,000 die Kleinodien und Silbergeschirr, der Hauptluxus einer reichen Familie damaliger Zeit geschätzt, so daß im Ganzen nur noch die Summe von 40,000 fl. gut und sicher angelegter Gelder übrig blieb.

Neben seinen Geschäften nahmen aber schon frühzeitig die Staatsstellen und Ehrenämter unsern Fäsch in hohem Grade in Anspruch. Er war, wie viele seiner Vorfahren, zu Hausgenossen zunftgenössig, wo er auch im Jahre 1606 zum Sechser, d. h. in den Zunftvorstand, welcher zugleich die Vertretung in dem damals allerdings nur sehr selten zusammentretenden Großen Rathe war, erwählt wurde. Erst 13 Jahre später gelang es ihm, auch im Kleinen Rathe Sitz und Stimmen zu erlangen, nachdem sein Vetter Jeremias Fäsch, bisher Meister der Bärenzunft, von der Obrigkeit die Vogtei Wallenburg erhalten hatte. Es war kein sehr leichtes Amt, damals im Rathe das baslerische Staatsschiff zwischen den vielen Klippen hindurchzuleiten, die bei dem ganz Europa durchbrausenden Sturme dem schwachen Fahrzeuge den Untergang zu bereiten drohten. Hatte doch vor einem Jahre 1618 der dreißigjährige Krieg seinen Anfang genommen, und ließen sich sofort auch in unserer Gegend die Folgen dieses unheilvollen Kampfes auf das Empfindlichste wahrnehmen. Der benachbarte Markgraf von Baden-Durlach, mit welchem man immer auf dem besten Fuße gestanden hatte, war ein eifriges und schlagfertiges Mitglied der protestantischen Union, während im Elsaß der Cardinalerzherzog Leopold als Hauptvorsteher der Katholischen Liga und des Hauses Habsburg residierte. Hart an der Grenze gelegen, war die Stadt während der ganzen Kriegszeit der beständigen Gefahr ausgesetzt, unter irgend welchem Vor-

wand, sei es von dieser sei es von jener Seite überrumpelt zu werden, besonders da unsre Rheinbrücke bei allen kriegerischen Operationen am Oberrhein als sehr verlockender, kostbarer Besitz in Betracht kam. Die Zugehörigkeit der Stadt zur Eidgenossenschaft war allerdings rechtlich und moralisch von unberechenbarem Werthe, die eigentliche Rettung für Basel; allein thatsächlicher Schutz durch eidgenössische Besatzung konnte nur in wenigen Fällen stattfinden, da die übrigen Kantone ebenfalls vielfach bedroht waren, und überdies auch mehr als einmal der innere Frieden im Lande durch fremde Einflüsse auf das Heftigste erschüttert, in Krieg sich zu verwandeln schien, so daß alle disponibeln Streitkräfte für die Erhaltung und Beschützung des eignen Standes mußten daheim behalten werden. Unter diesen Umständen muß es Basel zu großer Ehre angerechnet werden, daß es nicht nur seine eigene Selbständigkeit und Neutralität wenn auch nur mit knapper Mühe zu behaupten im Stande war, sondern daß es überdies seinen moralischen Einfluß trotz aller materiellen Noth mit Erfolg geltend machen konnte, um die feindlicheren Brüder im eigenen Vaterlande, die 7 katholischen Orte einerseits, Bern und Zürich anderseits, vom Bürgerkriege abzuhalten. Daß aber die Bemühungen Basels mit solcher Energie in Szene gesetzt und auch von den übrigen Orten anerkannt wurden, das ist hauptsächlich das Verdienst des Johann Rudolf Fäsch gewesen, der seit etwa 1620 als die eigentliche Seele der Politik Basel zu betrachten ist. Wohl hatte er in seinen Bestrebungen meistentheils einen mächtigen Bundesgenossen, dessen Worte bei der Mehrzahl der Eidgenössischen schwer ins Gewicht fielen; es war dies der zu Solothurn residierende französische Gesandte. Frankreich nämlich hatte selbst das größte Interesse, daß der Friede in der Schweiz nicht ge-

stört wurde; denn nur bei ruhigen Verhältnissen konnte es die für seine eigenen Kriege unentbehrlichen Truppen aus unterm Lande beziehen, konnte es auch seine Einmischung in Granbünden mit Erfolg bewerkstelligen und schließlich in der zweiten Hälfte des Krieges seine Eroberungen im Elsaß und in der Freigravschast Burgund wenigstens von einer Seite gesichert wissen.

Ueberhaupt wäre durch die Hineinziehung der Eidgenossenschaft in den großen Kampf, denn dies war die nothwendige Folge eines entstehenden Bürgerkriegs, die dominirende Stellung des französischen Königs, wie sie seit Franz I. sich in der Schweiz herausgebildet hatte, zu Gunsten Habsburg-Spaniens in Frage gestellt worden, eine Gefahr, welcher der Hof zu Paris selbst mit ansehnlichen Opfern vorbeugen mußte. Aehnlich wie der König von Frankreich dachte auch Fäsch; er hat es je und je betont, daß man zwar die Erbeinigung, den ewigen Frieden, mit Oesterreich halten, auf der andern Seite aber auch den protestantischen Fürsten und Frankreich keinen Grund zur Unzufriedenheit geben solle. Mit Recht galt Fäsch in Basel sowohl als in der übrigen Eidgenossenschaft für französisch gesinnt, und es spricht daher eher für das in dieser Hinsicht etwas schlechte Gewissen des Peter Ochs, wenn er in seinem Geschichtswerk diese Beeinflussung des Bürgermeisters durch Frankreich mit so großer Heftigkeit zurückweist und ihn mit großem Pathos als gesinnungstüchtigen Eidgenossen hinstellt, woran übrigens gar Niemand je gezeifelt hatte.

Suchen wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen im Einzelnen uns ein Bild zu entwerfen von dem politischen Wirken unsres Bürgermeisters, wobei natürlich die allgemeine Geschichte unsres Vaterlandes zu damaliger Zeit mehrfach wird müssen herbeigezogen werden, damit wir den richtigen

Hintergrund und die passende Umgebung für unsre Darstellung finden.

Gleich zu Anfang der zwanziger Jahre fand Fäsch, damals noch Meister auf der Bärenjunst, vielfache Verwendung. Zuerst war es eine Gesandtschaft nach dem Tessin, welche Fäsch Namens seiner Obern im Juni 1621 unternahm. Im Tessin nämlich standen seit den italienischen Feldzügen des beginnenden XVI. Jahrhunderts vier Vogteien, Lugano, Locarno, Val Maggia und Mendrisio, unter der Herrschaft der acht alten Orte; nur Appenzell hatte keinen Antheil an der Eroberung. Abwechselnd sandten daher die Räthe ihre Vögte über den Gotthard, um die Gebiete je auf zwei Jahre zu regieren. Man kann sich denken, daß die Verwaltung bei dem jeweiligen Wechsel nicht die beste war, und daß die Herren Landvögte, welche oft nicht einmal das Italienische verstanden, sogar beim besten Willen nicht viel Gutes schaffen konnten. Auch wurde gemeiniglich eine solche Landvogteistelle als finanzielle Erholung angesehen, da mit derselben nicht unbeträchtliche Einnahmen, besonders ein Theil der Gerichtsbussen, verbunden waren. Die übrigen Einkünfte fielen den regierenden Orten selbst zu; diese schickten daher alljährlich im Sommer um Johann Baptist je einen Gesandten nach den Vogteien, welcher die Jahresrechnung mit dem Vogte abschließen und den Ertrag heim bringen sollte. Es war dies eine ziemlich umständliche Rechnungsablage; auch wäre bei der nicht allzu großen Summe eine aus weniger als 12 Personen bestehende Behörde wohl im Stande gewesen, diese Geschäfte zu besorgen, allein bei der damals herrschenden Eifersucht zwischen den einzelnen Orten wollte keiner zurückbleiben und lieber die Kosten der Gesandtschaft „übers Gebirg“, wie man es nannte, tragen, als in den Vogteien ohne Repräsentanten bleiben. So wurde denn auch

im Sommer 1621 Johann Rudolf Fäsch als solcher Gesandter nach dem Teffin geschickt.

Da infolge des Krieges auch jene südschweizerischen Gebiete bedeutenden Gefahren ausgesetzt waren, indem die im Mailändischen sich ansammelnden Truppen der Krone Spaniens Miene machten, durch die Schweiz hindurch ihren Weg nach dem deutschen Kriegsschauplatz zu nehmen, so hatten die Gesandten der regierenden Orte nicht gerade eine leichte Aufgabe; auch mußten sie darauf bedacht sein, die Bevölkerung der gemeinen Herrschaften, welche mit Recht über viele Mißstände sich zu beklagen hatten, durch energisches Einschreiten zu Gunsten von Recht und Gerechtigkeit zu gewinnen suchen. Auch war es von besonderer Wichtigkeit für die regierenden Orte, daß die Rölle die Haupteinnahmen in den Vogteien, trotz der unruhigen Zeiten ihren ordentlichen Ertrag abwarfen. Es wurde daher den Landvögten dringlich anbefohlen, wegen der gefährlichen Läufe ein getreues Aufsehen zu haben und sich für alle Fälle gerüstet zu halten. Ein nicht gerade erfreuliches Bild bieten uns die Verhandlungen dieser Jahrrechnungsgesandtschaft in Bezug auf Handhabung der Gerechtigkeit, sowie betreffend die Kontrollirung der Landvögte; doch tritt gerade in diesen Dingen Johann Rudolf Fäsch den schreiendsten Uebelständen mit Energie entgegen. So weigerte er sich allerdings vergeblich, dem Landvogt Peter Gysler aus Uri das confiscierte Vermögen eines, wie sich nachher herausstellte, unschuldig Verurtheilten als Entschädigung für die Mühe zu überlassen. Solche Akte der Willkür waren in diesen Vogteien durchaus keine Seltenheit; so gieng auch der Sohn des Landvogtes zu Locarno, des Todtschlages angeklagt, laut Spruch der Gesandten, ohne Strafe aus, nur aus dem Grunde, weil sein Vater jene hohe Stellung in der Landschaft bekleidete.

Trog dieser Mißwirthschaft wollte man dennoch aus den ennetbirgischen Vogteien soviel als möglich ziehen. Einzelne Freiheiten ließ man sich um schweres Geld von den Unterthanen abkaufen; auch wollte gerade jene Gesandtschaft, welcher Fäsch angehörte, den Leuten die Ausfuhr von jeglichem Wein verbieten, da voraussichtlich nördlich den Alpen der Herbst schlecht ausfiel. Einen weitem Blick in die kläglichen Verhältnisse dieser Regierungsweise läßt uns auch das Ansuchen der untern Beamten, des Landtschreibers und des Fiscals von Lugano, thun, welche die Gesandten angingen, man möchte ihnen künftighin die Verehrungen erlassen, welche sie bis jetzt denselben alle zwei Jahre für ihre Bestätigung zu machen verpflichtet gewesen seien. Unter solchen Umständen werden wir es auch gerne bezweifeln, daß der Gastwirth zu Lugano die Herren Gesandten, welche im Namen ihrer Obern das Land heimsuchten, auch nicht zu billig hielt, indem er von jedem für den eignen, des Dieners und der Pferde Unterhalt täglich eine Dublone verlangte, worüber sich dann Fäsch mit seinen Genossen in der Heimath bitter beklagte. Es sind dies Verhältnisse, welche im Geringen in Rechnung gebracht werden müssen, wenn man sich ein manchmal recht voreiliges Urtheil über den Kanton Tessin und dessen Bewohner erlaubt. Diese fast 300 Jahre lang dauernde, allem Recht spottende Mißwirthschaft von Seiten der 12 regierenden Orte trägt eben auch große Schuld an den jetzigen allerdings oft unerquicklichen Verhältnissen bei unsern italienischen Eidgenossen, so daß man sich nur darüber wundern muß, daß zur Zeit der napoleonischen Feldzüge in Italien das von dem Drucke der Vögte befreite Land überhaupt noch begehrte, der Schweiz anzugehören. Verbesserungen in diesen Verhältnissen wurden dann und wann angestrebt, blieben aber je und je ohne nachhaltigen Erfolg; so waren auch im Jahre



1621 des Johann Rudolf Fäsch Bemühungen vergeblich, und blieb die Sache hauptsächlich in Folge des Widerstandes der Urkantone im alten schlimmen Geleis.

Kaum war Fäsch von seiner ennetbergischen Mission nach Basel zurückgekehrt, so wurde ihm ein neuer politischer Auftrag zu Theil, nämlich eine Gesandtschaftsreise nach Nancy zu dem Herzoge Heinrich von Lothringen, von welchem die Regierung das nöthige Salz für ihre Bürger und Landleute zu beziehen pflegte.

Während seiner Abwesenheit wurde unserm Fäsch noch die Ehre zu Theil, in das Collegium der XIIIer Herren gewählt zu werden, jenen Ansehens des kleinen Rathes, welcher in erster Linie die Regierung von Stadt und Land in Händen hatte, alle wichtigen Geschäfte zum Voraus berieth, den Verkehr mit dem Auslande besorgte und, was wohl für manchen das Hauptsächlichste war, in der Regel die Leute für die beiden höchsten Aemter, Bürgermeisterthum und Oberstzunftmeisterstelle, lieferte. Als solcher XIIIer Herr wurde im folgenden Jahre 1622 Johann Rudolf Fäsch mit dem Rathsherrn Hans Jakob Burckhardt nach Lindau geschickt, um im Verein mit den übrigen eidgenössischen Boten einen Frieden und einen Vertrag zwischen den Graubündnern und dem Hause Oesterreich herzustellen. Schon seit Beginn des 30jährigen Krieges war der Kampf in Bünden ausgebrochen; die innere Parteiung des unglücklichen Landes, genährt durch Familienhaß und blinden Glaubenseifer, gab den Nachbarn nur allzubald Veranlassung, sich einzumischen und sich des wegen seiner Pässe so wichtigen Gebietes zu bemächtigen. Nachdem es nun im Jahre 1621 den von Spanien unterstützten Oesterreichern gelungen war, Graubünden vollkommen in ihre Gewalt zu bringen, und sie neben allem übrigen Drucke auch noch den

Verfuch machten, die protestantischen Landestheile mit Gewalt zum alten Glauben zurückzubringen, war zu Anfang 1622 ein Volksaufstand ausgebrochen, welcher, hauptsächlich vom Prätigau ausgehend, einen großen Theil Graubündens erfaßte, in Folge des begeisterten Heroismus Wunder wirkte und deshalb auch die ganze österreichische Eroberung in Frage stellte. Zu gleicher Zeit hatten auch im Reiche die Feinde Habsburgs ansehnliche Fortschritte gemacht, so daß die Eidgenossen, in erster Linie die protestantischen Kantone, den Augenblick für gekommen hielten, um jetzt bei dem Erzherzog Leopold, dem Regenten der vordern Lande, mit Vorstellungen zu Gunsten des so schwer heimgejuchten Gebirgslandes durchzudringen. Was die Waffen Oesterreichs nicht vermocht hatten, das gelang nun der Diplomatie des Erzherzogs. Er bestimmte den Eidgenossen einen Tag nach Lindau, wo die Verhandlungen sollten geführt werden, bei denen Fäsch und Burchardt den Stand Basel zu vertreten hatten. Die ganze Angelegenheit wurde aber von Oesterreich geßiffentlich in die Länge gezogen, damit dasselbe unterdessen Zeit gewinnen konnte, sich Graubündens von neuem zu bemächtigen. Während die Gesandten zu Lindau beriethen, verschlimmerten sich die Verhältnisse in Graubünden zusehens. Im Engadin wurden die österreichischen Schaaren nach verzweifelter Gegenwehr von Seiten der Landbewohner Meister, das Prätigau fiel wiederum in die Hand seines schonungslosen Bedrängers Baldiron, 3 Tage, nachdem der Congreß zu Lindau eröffnet worden, fand bei Mezjaselva in der Nähe von Serneus im Prätigau der Entscheidungskampf zu Ungunsten der Bündner statt, in Folge davon auch Wapensfeld eine österreichische Besatzung aufnehmen mußte. Unter dem Drucke dieser kriegerischen Ereignisse kam dann zu Ende Septembers der Lindauer Vertrag zu

Stande; er lautet vollkommen zu Gunsten Oesterreichs, welches durch denselben große Gebiete Graubündens im Engadin und im X Gerichtenbund abgetreten erhielt, in Chur sowie in Mayensfeld seine Besatzungen halten durfte. Sogar die katholischen Orte und ihre Gesandten mochten diese Bestimmungen nicht gut heißen, und noch viel weniger durften evangelische Abgeordnete ihre Einwilligung erteilen. Allein nichtsdestoweniger kam das Ganze doch zur Ausführung und brachte über Graubünden ein namenloses Unglück, welches dann erst durch das Eingreifen Frankreichs und das Erscheinen des Herzogs von Kohau einigermaßen gehoben wurde. Wohl damals hat Fäsch seinen tiefen Widerwillen gegen Oesterreich eingefogen, der ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verlassen hat, auch lernte er zu Lindau einen der angesehensten österreichischen Diplomaten, welcher noch oft in der Schweiz zu handeln Gelegenheit erhielt, den Dr. Jsaak Bolmar, kennen und vielleicht auch verachten. War nun auch diese Lindauer Konferenz für unsre Basler Gesandten nichts weniger als nach Wunsch ausgefallen, so hatte sie doch denselben Gelegenheit gegeben zu diplomatischem Auftreten, machte sie mit den angesehensten Staatsmännern des Landes bekannt, so daß von nun an bei den Eidgenössischen Tagsatzungen sowohl, als bei den Konferenzen der 4 evangelischen Orte, der Rathsherr Fäsch in der Regel als der eine Vertreter Basels erscheint. Es würde zu weit führen, wollten wir nun an Hand der vorliegenden offiziellen Quellen jede einzelne Gesandtschaftsreise näher betrachten, im Ganzen mögen folgende Bemerkungen hinreichen, um auch in dieser Hinsicht über das Wirken und die Erfolge Fäschs einigen Aufschluß zu geben. Jedenfalls war es kein leichtes Geschäft für den Basler Gesandten, in damaliger Zeit an einer Tagsatzung mit Erfolg aufzu-

treten. Erstens war der Gang der Verhandlungen selbst ein ungemein umständlicher. Da die Tagherrn nur nach Instructionen ihrer Regierungen stimmen durften, und da diese oft vielleicht geflissentlich recht mangelhaft lauteten, mußten gar manche Geschäfte an zwei, drei und mehreren Tagsakungen behandelt werden, welche mit Leichtigkeit in einer Sitzung hätten für immer können abgethan werden. Freilich hat gerade zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da so oft ein Ausbruch des Religionsstreites auch der Schweiz bevorstand, die Unehilflichkeit mit dazu gedient, um die Orte von übereilten Beschlüssen abzuhalten, wozu die einzelnen Gesandten, wären sie mit den nöthigen Instructionen ausgerüstet gewesen, sich leichter hätten hinreißen lassen. Basel hat in jenen Zeiten, laut den Bestimmungen seines Bundesbriefes, stets die Vermittlerrolle auf sich nehmen müssen, und so war es auch die Hauptaufgabe des Johann Rudolf Fäsch, die kampflustigen Parteien auseinander zu halten. Mehr als einmal hat er zu Baden eifrig für die Eintracht gesprochen, hat den übrigen Gesandten die bedrängte Lage seiner Vaterstadt ans Herz gelegt und ist gerne jedesmal bereit gewesen, persönlich als Schiedsrichter zur Erhaltung des Friedens mitzuwirken. Auch verstand es Fäsch, den französischen Gesandten für Basel günstig zu stimmen, was ihm dann allerdings auch wieder bittere Vorwürfe von Seiten der spanischen Partei zuzog, als ob die Eidgenossen nicht auch ohne französische Mahnung einander in der Noth beispringen könnten. Allein es waren diese Hilfsersuche bei Frankreich durchaus nicht unberechtigt; denn mehr als einmal wurde Fäsch, als er sich bittend an die Eidgenossen um Zuzug wandte, wenigstens von den katholischen Orten, mit Entgegnungen geantwortet, welche nichts weniger als auf eine bereitwillige Hilfeleistung hindeuteten. Eines freund-

sicheren Entgegenkommens hatte man sich allerdings von Seite Berns und Zürichs zu erfreuen, so daß man sich nur darüber wundern muß, daß Fäsch niemals auf das von beiden Städten geplante Defensionalwerk eingehen wollte, und an den verschiedenen zur Besprechung desselben berufenen Conferenzen immer unentschiedene oder ablehnende Antworten erteilte.

Während seiner Gesandtschaftsreisen, welche regelmäßig in den Sommer fielen und die Zeit und die Arbeitskraft Fäsch's in hohem Grade in Anspruch nahmen, erhielt er zu Basel mehrere Ehrenämter: er wurde Beisitzer des Stadtgerichts und Präsident des Klein-Baslergerichts, welches noch die frühere Selbständigkeit der kleinen Stadt repräsentirte, allein nicht gerade wegen seines prompten Geschäftsganges berühmt war. Ferner wurde Fäsch in die Collegien der Bau-, Zeug- und Stallherrn aufgenommen, wodurch er auch mit den kriegerischen Anstalten Basels, die wegen des sich allzuoft bis vor die Thore der Stadt ziehenden Kampfes eine besondere Aufmerksamkeit und Energie erforderten, in nähere Berührung kam. Im Jahre 1627 wurde er auch als Stadthauptmann der Mannschaft im innern Quartier, d. h. innerhalb der alten Gräben, vorgesetzt. Auch mit den Finanzen hatte er sich als Laden- und später als Dreierherr abzugeben, so daß auf diese Weise, vermöge seiner vielfachen Verwendung, Fäsch sozusagen in allen oder doch wenigstens in den wichtigsten Verwaltungszweigen des damaligen Basels seine Verwendung fand. Auch mit der Kirche und der Geistlichkeit scheint er auf gutem Fuße gelebt und derselben zu keinem Aergerniß Anlaß gegeben zu haben. Es war in dem 17. Jahrhundert für einen Staatsmann nicht so leicht, wie zu andern Zeiten, jeden Conflict, auch mit der protestantischen Hierarchie, zu vermeiden und seine

Vahn ohne Angriffe von Seiten derselben zu wandeln. Die Geistlichkeit Basels nahm zu jenen Zeiten eine sehr hervorragende Stellung sogar in weltlichen Dingen ein und besaß auf den Grenzgebieten zwischen Stadt und Kirche jedenfalls das Uebergewicht. Es möchte dies vielleicht als ein großer Mangel erscheinen, allein man darf in dieser Hinsicht mit dem Urtheil nicht voreilig sein, so daß, wenn auch einzelne diesem Verhältniß entsprungene Mißstände zuzugeben sind, der Einfluß der Geistlichkeit auf die Regierung eben doch im Großen und Ganzen als ein wohlthätiger muß betrachtet werden; denn zu einer Zeit, da der Absolutismus auch unser kleines Gemeinwesen vollkommen zu beherrschen anfieng und die weltlichen Magistrate, in einem für uns fast lächerlichen Grade von ihrer Würde erfüllt, keinen Tadel und keinen Widerspruch mehr ertragen konnten, ist es jedenfalls den Predigern Basels zur Ehre anzurechnen, daß sie allein noch wagten, mit der Wahrheit allerdings oft recht derb herauszurücken, obgleich der Rath ihnen öfters unter Androhung höchster Unnade anempfahl, künftighin des Kumorens auf den Kanzeln sich gänzlichen zu müßigen. Auch in seinem bürgerlichen Leben scheint Fäsch der Geistlichkeit keinen Anlaß zum Klagen gegeben zu haben, er führte in Lehre und Wandel ein orthodoxes Leben und stand auch wegen seines fleißigen Kirchenbesuchs in hohem Ansehen. Noch in der Leichenrede rühmt Antistes Lucas Gerler, ein Mann, der auch den Größten und Vornehmsten gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm, den verstorbenen Bürgermeister mit folgenden Worten:

Sein Leben und Wandel betreffend, hat er ihm zuvorderst den wahren Gottesdienst getrenlich lassen angelegen sein, wie dann mänglichen bekannt, daß er die Verkündigung göttliches Worts nicht nur an Sonntagen, sondern täg-

lich in den Fröhpredigten so lang er leibs und alters halben gefönt fleißig besucht und also mit seinem Exempel bestätigt, daß solche Predigten Rathspredigten seien und vornehmlich von denen Herren, welche Gott in einem Ehrenregiment dienen sollen, sollen besucht werden. Wäre zu wünschen, fährt etwas unverstören der Leichenredner fort, daß der Herr Burgermeister seelig unter den Herren eines Ehrenregiments hierinnen viel Successores und Nachfolger hinterlasse.

Bei dieser allseitigen Achtung und der erprobten Brauchbarkeit ist es daher nicht zu verwundern, daß, als im Jahre 1630 in Folge des Todes von Bürgermeister Ringler Oberstzunftmeister Johann Heinrich Rhyner an dessen Stelle rückte, Rathsherr J. R. Fäsch an des letztern Platz zum Oberstzunftmeister einstimmig gewählt wurde. Auch bei dieser Erhebung befand sich Fäsch nicht zu Basel; auf den 7. Juli nämlich hatte der Vorort Zürich die Eröffnung der Tagssagung zu Baden ausgeprochen, weshalb Fäsch zu Ende Juni, da die Amtsbesetzung nach altem Brauch vorgenommen wurde, seine Gesandtenreise nach dem Aargau angetreten hatte. Es war ihm wohl eine angenehme Ueberraschung, als zu Brugg, während er am Mittagstische saß, ein Eilbote Namens Enderlin eintraf und ihm seine Standeserhebung verkündigte, sowie den Wunsch des Rathes ausdrückte, er möchte sofort umkehren und in Basel seine uene Würde antreten. Als Oberstzunftmeister hat sich in Friedenszeit Fäsch durch zwei glückliche Vermittlungsakte verdient gemacht, deren Gelingen ihm in der Eidgenossenschaft, hauptsächlich in deren reformirtem Theile, hoch angerechnet und mit dauerndem Danke belohnt wurde, so daß jene sechs Jahre von 1630—36, da Fäsch die Oberstzunftmeisterwürde bekleidete, als der Höhepunkt seiner politischen Thätigkeit dürfen betrachtet werden. Fast keine Tagssagung wurde in der Eid-

genossenschaft abgehalten, an welcher Fäsch nicht Theil nahm, kein wichtiger Beschluß zu Basel wurde gefaßt, ohne daß dabei der Oberstzunftmeister nicht um seine maßgebliche Meinung angegangen wurde. An der Hand einiger Rechnungen ist es uns möglich, eine Vorstellung zu bekommen von der Art und Weise, wie ein Vertreter Basels in damaliger Zeit an den eidgenössischen Versammlungen auftrat. In der Regel schickte jeder Stand zwei Gesandte, diese wurden von drei Dienern begleitet; bei dem mangelhaften Zustand der Landstraßen war es geboten, den Weg zu Pferd zurückzulegen; bis an die Kantonsgrenze ritten als Ehrenbegleitung noch einige Standesreiter mit den Herren Gesandten, welche dann zu Augst mit einem Trinkgeld entlassen wurden. In Hornussen hielt man Mittagsruhe, wobei es in der Regel zum großen Vergnügen des dortigen Schwertwirthes recht fröhlich zugeht und dem Stadtsäckel wenig gespart wurde; wenigstens läßt der aufgezeichnete Posten von 8 Pfund 20 Fr. für 5 Mann und ebensoviel Pferde auf ein recht reichliches Mahl schließen zu einer Zeit, da für ein nach unsern Begriffen höchst opulentes Hochzeitessen zu Basel 1 Pfund entrichtet wurde. Langten dann die Gesandten zu Baden an, so war die erste Frage, sind etwa Basler der Heilquellen halber anwesend? Bestätigte sich die Vermuthung, so wurden dieselben sofort aufgesucht und ihnen auch ansehnliche Geschenke gemacht. 14 Paar Hähnen und 3 Paar Tauben im Werthe von 8 Pfund 19 Schillingen hat der Oberstzunftmeister im Jahr 1636 den Basler Gurgästen verehrt, und auch angesehenen Leuten aus andern Städten suchte man durch solche Naturallieferungen seine Aufmerksamkeit zu beweisen; so beschenkten Fäsch und sein Vetter Rathsherr Socin den Bürgermeister Bräm aus Zürich, der sich gerade wegen einer Cur zu Baden aufhielt, mit zwei Hämmeln.



Auch die Gasthausrechnung spricht für eine höchst standesgemäße Lebensweise, wenn die beiden Herren Gesandten mit ihren 3 Dienern in 3 Tagen etwa 50 Pfund verzehrten. Die Heimreise verschaffte nach glücklich beendigten Staatsgeschäften ebenfalls den Taghern noch einen vergnügten Abend. Man richtete es nämlich ein, daß die Nacht in Brugg zugebracht werden mußte; die Bürger dieser Stadt ließen es sich dann nicht nehmen, den Basler Herren den Ehrenwein zu spenden, wogegen diese mehrere der angesehenen Brugger zum Nachessen einluden. Am folgenden Tage, jedenfalls nicht gar zu früh, ritt man über den Bözberg, allein am einem Morgen wurde der Weg nicht zurückgelegt; zu Augst wurde zum letzten Mal auf Staatsrechnung zu Mittag gegessen, bei welcher Gelegenheit auch die beiden an der Brücke Wache haltenden Basler Soldaten jeder seine Maß Wein erhielt. Ähnliche Nachrichten besitzen wir über Gesandtschaftsreisen nach Narau und Solothurn, allenthalben begegnen wir einer gemüthlichen, nicht allzu anstrengenden Art des Reisens; so wurde z. B., als Fäsch bei dem französischen Gesandten zu Solothurn diplomatische Geschäfte zu besorgen hatte, am ersten Tag nur bis Viestal geritten und auch hier der Abend dazu benützt, um mit den Behörden der Landstadt und einigen Freunden ein fröhliches Mahl zu halten. In Solothurn befanden sich der Geschäfte halber einige Basler, welche ebenfalls vom Oberstjunkermeister zu Tische gezogen wurden. Auch auf dem Rückweg reichte die Zeit nicht aus, um in einem Tage nach Basel zu reiten, weshalb die letzte Nacht wiederum in Viestal zugebracht wurde. Hier durften sich die Herren Gesandten jedenfalls etwas ungenierter benehmen, als in ihrer Vaterstadt, wo durch Sittengesetze aller Art das tägliche Leben bis ins kleinste beaufsichtigt und geregelt wurde. Rückte man dann

endlich am folgenden Tage durch das St. Albauthor in der Stadt ein, so wartete vor dem Rathhaus schon ein Stadtdiener mit dem Ehrenwein, um die ermüdeten Tagungsherren mit einer Stärkung zu bewillkommen. Alle diese Einzelheiten führen uns ein viel bunteres Leben, eine formenreichere und unmittelbarere Gesellschaft vor, als wir sie heutzutage in unserm Jahrhundert wahrnehmen. Und jedenfalls ist durch diese Unmittelbarkeit, durch das Hervortreten der einzelnen Persönlichkeit und den direkten Einfluß ihres individuellen Wesens manches Gute geschaffen und manches Ziel erreicht worden, welches nur durch schriftlichen Verkehr und diplomatische Noten niemals wäre zu Stande gekommen. So möchten wir auch unserm Oberstzunftmeister Fäsch und seinem persönlichen Eingreifen einen Erfolg zuschreiben, welcher in hohem Grade dazu angethan war, die erbitterten Gemüther in der Eidgenossenschaft zu besänftigen.

In Folge des kaiserlichen Restitutionsediktes nämlich, erhoben der Bischof von Constanz und der Abt von St. Gallen, beide damals noch Prälaten des deutschen Reiches, eine Reihe von Ansprüchen in dem von den 8 alten Orten mit Ausnahme von Bern, regierten Thurgau, sowie in dem Rheinthal, das unter der Herrschaft derselben 7 alten Orte, sowie des Standes Appenzell, sich befand. Hauptsächlich waren es die geistliche Gerichtsbarkeit, wobei vor allem die Ehegerichte verstanden waren, sowie die Besetzung mehrerer Pfarrstellen, die zum Streit Anlaß gaben. Die katholischen Landkantone stellten sich entschieden auf die Seite der beiden Kirchenfürsten, während Luzern wenigstens zu Anfang sich eher neutral verhielt und Zürich Mieuue machte, seine Rechte mit dem Schwerte zu vertheidigen. Zu Ungunsten Zürichs erließen nun die katholischen Orte einen Spruch, welcher die Ansprüche des Bischofs und des Abtes als zu Recht bestehend erklärte,

worauf eine Urkunde über diesen streitigen Punkt ausgestellt und von dem damaligen Landvogte zu Franensfeld, Junker Hans Escher, bestätigt wurde. War es Unbedachtsamkeit und Unwissenheit von Seite Eschers, wie Fäsch in seinem Berichte angiebt, war es böser Wille Eschers, wie die Geistlichen zu Zürich ihn beschuldigten, jedenfalls rief die Sache große Erbitterung hervor, da besonders der Abt von St. Gallen begierig die Gelegenheit ergriff, um auf so wohlfeile Weise seine Machtstellung in der Ostschweiz zu verstärken. Die unparteiischen Orte legten sich daher ins Mittel, an mehreren Tagungen und Conferenzen wurde der Streit zur Sprache gebracht, allein jedes Mal tauchten neue Schwierigkeiten auf, wurden weitere unsichere oder bestrittene Rechtsverhältnisse von beiden Seiten vorgebracht, so daß man sich im Jahre 1632 entschloß, ein Schiedsgericht nach Vorschrift des Landfriedens aufzustellen, in welches von Zürich Schultheiß Ludwig von Erlach und Oberstzunftmeister Fäsch gewählt wurden. Den Bemühungen dieser beiden Männer gelang es dann, einen endlichen Spruch herbeizuführen, der im Allgemeinen zu Gunsten der Evangelischen ausfiel, und womit sich auch die fünf Orte zufrieden stellten. Große Freude herrschte unter den Tagherren, als der hauptsächlich durch Fäschs Bemühungen zu Stande gekommene Frieden zu Baden verkündet wurde. Auf dem Schlosse ließ Landvogt Johann Franz von Wattenwyl mit allen Stücken 3 Freudenschüsse abgeben. Ein feierlicher Gottesdienst im Schloßgarten vereinigte die Schiedsrichter zu gemeinsamem Dank, und ein fröhliches Mahl gab der Freude über die endlich hergestellte Eintracht sprechenden Ausdruck. Nur eines fehlte noch, jene von Escher unterschriebene und besiegelte Urkunde wollte trotz ergangenem Spruche der Abt Pins von St. Gallen durchaus nicht herausgeben; nach vielfachen Vorstellungen entschloß er sich, die-

selbe endlich nach Baden zu schicken; wiederum trat das Schiedsgericht im untern Schlosse an der Limmat zusammen. Auf dem Tische lag das für Zürich so austöbige Pergament. Keiner getraute sich etwas vorzunehmen aus Furcht, es möchte dadurch die alte Zwietracht neue Nahrung finden. Da trat Oberstzunftmeister Fäsch hervor, nahm ein Messer und stach damit durch 3 Blätter des Briefes, schnitt das Siegel ab und gab es den anwesenden Zürcher Gesandten. „Oho diese Sau ist gemetzget“ rief lachend Junker Biegler von Schaffhausen, der Schreiber des Schiedsgerichts, während einige Andere ein schiefes Gesicht machten und schwiegen. Die Zürcher aber verehrten Fäsch für seine Bemühungen eine schwere goldene Kette mit dem Wappen der Stadt.

Kaum hatte Fäsch in diesen Thurgauer- und Rheinthalser Streitigkeiten den Frieden hergestellt, so erfolgte in einem andern Theile des Landes eine Bluttthat, welche noch gefährlichere Folgen zu haben schien; in der Klus bei Densingen nämlich wurde eine Schaar Berner, welche sich über den Hanenstein nach Basel und Mülhausen begeben sollte, von solothurnischem Land- und Kriegsvolk nicht ohne Zuthun der Bögte auf Bechburg und Falkestein angegriffen und größtentheils niedergemacht. Darüber war mit Recht das gewaltige Bern auf das tiefste entrüstet und verlangte blutige Bestrafung der Schuldigen. Solothurn zögerte, ein strenges Urtheil zu fällen, worauf Bern seine Truppen aufbot, alles solothurnische Eigenthum innerhalb seiner Kantonsgrenzen mit Arrest belegte und die alten Bundesbriefe zurückzuschicken Wiene machte. Es zeigte sich, daß man den mächtigsten Stand der Eidgenossenschaft nicht ungestraft verlegen durfte. Von den unbetheiligten Orten und dem französischen Botschafter, dem Herzog von Rohan, wurden alle Anstrengungen gemacht, dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorzu-

bengen. Die Gesandten Basels, Fäsch und Wettstein, vereint mit denjenigen von Zürich, Luzern, Schaffhausen, Freiburg und Zug, thaten ihr Möglichstes; sie reisten selber in die beiden feindseligen Städte, nur mit der größten Mühe gelang es ihnen endlich, Bern von seinen Maßregeln Solothurn gegenüber abzuhalten, sowie letzteres zu einer strengern Bestrafung der Schuldigen zu vermögen. Auch bei diesen Unterhandlungen, welche bis in das Frühjahr 1633 sich ausdehnten, hatte Fäsch eine gewichtige Stimme geführt, so daß zu großem Theile ihm der glückliche Erfolg der Vermittlung zuzuschreiben ist.

Eine wohlverdiente Belohnung war es daher, daß um Johann Baptist 1636 dem in vielen Gesandtschaften und allen Verwaltungsweigen erprobten Oberstzunftmeister die Würde eines Bürgermeisters der Stadt Basel übertragen wurde. Freilich war dieser Freudentag unsres Neugewählten durch häusliches Unglück sehr verdüstert, indem an demselben einer der Söhne Fäschs, Emanuel, zu Grabe getragen wurde. Das neue Amt verwaltete Johann Rudolf Fäsch bis 1644 gemeinsam mit Sebastian Spörlin und dann nach dessen Tode mit Johann Rudolf Wettstein. Obwohl auch in die spätere Lebenszeit unsres Bürgermeisters wichtige Ereignisse fallen und er stets seine Stimme geltend zu machen verstanden hat, so tritt doch seit den vierziger Jahren der alternde Mann immer mehr hinter Wettstein zurück.

Auf den eidgenössischen Tagsatzungen und den Conferenzen der evangelischen Städte nimmt Wettstein seinen früheren Platz ein, und als es diesem dann vollends gelang, zu Münster die Anerkennung der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft zu erreichen, sah sich Fäsch vollkommen in den Schatten gestellt. Wettstein war zu seinem glücklichen Ziele hauptsächlich durch Unterstützung des Kaisers und seiner

Partei gelangt; Frankreich hatte sich erst im letzten Augenblicke, als es die Sache nicht mehr hemmen konnte, entschlossen, auch seinerseits asel und den übrigen Ständen auf dem Congresse in Westfalen behülflich zu sein, so daß begreiflicherweise auch die französische Partei in der Schweiz keine Ansprüche auf den Dank des Landes für Einschluß in den allgemeinen Frieden erheben konnte. Fäsch zog sich in jenen Zeiten immer mehr zurück, er lebte fortan hauptsächlich seiner zahlreichen Familie, er machte sich eine Ehre daraus, die wissenschaftlichen Bestrebungen und Institute aus seinem großen Vermögen zu unterstützen und daneben auch als Vater der Armen den vielen Bedürftigen beizuspringen, welche hauptsächlich durch den langen Krieg um Hab und Gut gekommen waren.

Es ist daher sehr leicht begreiflich, daß der 81jährige Mann an der Dämpfung des Bauernkrieges von 1653 ebensowenig Theil genommen hat, als an den Ereignissen von 1656, dem zweiten Religionskrieg. Wettstein sorgte damals hinreichend dafür, daß der Aufstand in Baselbiet streng genug gestraft und drei Jahre später der Frieden zwischen den gläubenseifrigen Eidgenossen hergestellt wurde.

Ein schwerer Schlag war es für den Bürgermeister, daß 1654 ihm seine getrene Gattin in die ewige Heimath vorangien. Fünf Jahre nachher, 1659, folgte ihr der Gemahl nach in einem Alter von 86½ Jahren, ohne von einer besonderen Krankheit heimgesucht zu sein. Am hohen Donnerstag hatte er sich noch beim Abendmahl im Münster eingefunden, bald nachdem nahmen seine Kräfte zusehends ab; sein Testament, ein ehrendes Zeugniß für seine Wohlthätigkeit und seinen Sinn für die Pflege der Wissenschaft, hatte er schon längst errichtet, so daß er die letzten Wochen seines Lebens noch bei gesundem Verstande dazu be-

nützen konnte, um von seiner zahlreichen Familie Abschied zu nehmen und sich auf den Tod wohl vorzubereiten. Er ertheilte noch mündlich und schriftlich seinen Angehörigen manchen Rath, ermahnte sie zur Eintracht und zu friedlicher Theilung des Vermögens. Am 10. Mai stellte sich der Tod bei ihm ein, nachdem er 23 Jahre hindurch seiner Vaterstadt als Bürgermeister vorgestanden, 16 Kinder und 149 Enkel und Urenkel gesehen hatte.

Leider ist nicht mehr Zeit vorhanden, um uns hier über diese stattliche Nachkommenschaft weiter zu verbreiten; nur das sei noch erwähnt, daß sowohl Söhne als Enkel und weitere Nachkommen in ihm stets ihr Vorbild erblickt haben und zwar mit vollem Recht; den Werth des Verstorbenen anerkannte nicht nur seine engere Heimath, die Stadt Basel, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft, besonders zu Zürich, war man sich bewußt, in Bürgermeister Fäsch einen Mann verloren zu haben, dem man den größten Dank schuldig war. Zahlreich sind daher die Tranergedichte, welche auf den Sarg des Johann Rudolf Fäsch gelegt wurden. Die Basler Stadtpoeten, der Magister Jakob Kuedin, Johannes Tonjola und andere mehr vereinigten ihre Klagen mit den Zürcher Pfarrern J. J. Ulrich und Felix Wyß, Helfer am Fraumünster. Hier eine kleine Probe eines solchen Gedichtes mitzutheilen, kann ich mir zum Schluß nicht versagen; der Magister Kuedin nämlich verstieg sich zu folgenden Versen:

Was Poetisches zu dichten  
Laß ich je kund stehen an  
Es mag seine Geister richten,  
Nach dem Helikon, wer kam,  
Ich will nur in tiefem Klang  
Stimmen dieses Leidgesang.

Traure Basel, klagt ihr Bürger  
Weine du, mein hohe Schul  
Klagt ihr Feschen, dann der Bürger  
Unjern Vater riß vom Stuhl,  
Nun Herr Fäsch von reifen Jahren  
Zu der Todesgruft gefahren.

Der das liebe Vaterland  
Ueber vierzig Jahr regirt,  
Kunst, Verstand, Sorg, Müß aufwaudt,  
Es ans mancher Noth geführt,  
Wü nun endlich satt von Jahren  
Zu das ewige hin fahren.

Gerne schließen wir uns endlich der letzten Strophe  
des Gedichtes an.

Sein Gedächtniß bleibt indessen  
Einverleibt der Ewigkeit,  
Später Nachwelt unvergessen  
Er genießt der Seligkeit,  
Wann er satt der langen Jahren  
Zu den Himmel aufgefahren.



# Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahrhunderts.

Von

Albert Burckhardt.

**I**n dem Leben ausgezeichnete, allgemein bewunderter Menschen oder solcher, welche durch ein tragisches Geschick das ungetheilte Mitleiden der Nachwelt sich für immer erworben haben, gewinnen auch die unscheinbarsten Vorkommnisse einen gewissen Reiz, werden gerade diejenigen Stunden ihres Daseins, welche sie in Beziehung auch zu wenig hervorragenden Mitmenschen gebracht haben, für diese letztern, für deren Umgebung, Nachkommenschaft, engere und weitere Heimath ein gewisses Interesse besitzen. Ein solches Zusammentreffen von einigen Basler Bürgern, deren Namen wohl mit Recht und Fug nicht der allgemeinen Weltgeschichte, ja kaum der Historie unsres weitern eidgenössischen Vaterlandes einverleibt worden sind, mit der unglücklichsten Fürstin, die je den lilien geschmückten Thron Frankreichs bestiegen hat, mit Marie Antoinette, soll in den folgenden Blättern hauptsächlich nach den im hiesigen Staatsarchiv befindlichen Quellen geschildert werden.

Strasburg wurde im Frühjahr 1770 durch zwei berühmte Besuche beehrt; am 4. April fuhr auf der Diligence von Kehl her Johann Wolfgang Goethe durch das Thor der elsässischen Hauptstadt, während zu gleicher Zeit an der

Rheinbrücke, auf einer Insel des Stromes, in der Nähe des Metzgerthores und im bischöflichen Palaste die Vorlesungen zum Empfange der habsburgischen Kaiserin, Marie Antoinette, der Verlobten des Dauphins Ludwig, getroffen wurden.

So wenig bei der Ankunft Goethes Jemand zu Straßburg ahnte, was für ein Heros des deutschen Geistes in den Mauern der Stadt seine Wohnung nahm, ebensowenig mochte man ahnen, welche furchtbaren Tage der scheinbar jetzt so glücklichen Fürstin in Paris und Versailles bevorstanden. Alles freute sich auf den Empfang der Dauphine; hoffte man doch, es werde aus diesem Ehehindniß ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon auf die Dauer begründet, und dadurch den früher so oft und so schwer heimgesuchten rheinischen Landen das Glück des Friedens auf lange Zeit gesichert werden. Was Wunders also, wenn Straßburg weder Mühe noch Kosten scheute, um die deutsche Prinzessin, welcher der Ruf die geistigen und körperlichen Vorzüge der erlauchten Mutter Maria Theresia zuerkannte, auf würdige Weise an der Schwelle der neuen Heimath zu begrüßen.

Alein nicht nur in Straßburg rüstete man zum Empfang der neuen Herrin, auch die benachbarten, mit Frankreich verbündeten kleinern Staaten schickten sich an, um ihrerseits ebenfalls die aufrichtigsten Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen und so dem mächtigen Nachbar einen neuen Beweis von Freundschaft und Ergebenheit zu liefern.

Zu Basel verbreitete sich Anfangs 1770 die Kunde, daß die Verlobte des Dauphins im Mai durch den Schwarzwald nach Straßburg reisen und dort von den Abgeordneten ihres künftigen Gemahls abgeholt werde. Schon lange war auch in dem benachbarten Hölleenthal mit großem Eifer an

der Straße gebaut worden, welche Freiburg mit den übrigen österreichischen Besitzungen des Schwarzwaldes in Verbindung setzen und nun durch die Kaiserin selbst sollte eingeweiht werden. Durch diese Nachrichten bewogen, brachten am 10. Januar die Dreizehnerherrn, welche als vorberathende Behörde alle wichtigen Geschäfte, besonders aber die auswärtigen Angelegenheiten, zu behandeln hatten, im kleinen Rathe den Vorschlag, man solle nicht versäumen, bei diesem Anlasse eine Gesandtschaft nach Straßburg zur Begrüßung der Prinzessin abzuordnen, wie dies auch im Jahre 1747, als die Kurprinzessin von Sachsen, Maria Josepha, durchreiste, geschehen sei. Immerhin wollte man noch nichts näheres festsetzen, bevor der französische Gesandte in Solothurn, der Chevalier de Beauteville, damals die einflußreichste Persönlichkeit der Schweiz, von dem Plane unterrichtet sein und seine Befriedigung darüber ausgesprochen haben würde; denn vergebens sollte das gute Geld nicht ausgegeben werden; sondern man hoffte die französische Regierung durch diese Aufmerksamkeit einigermaßen zu verpflichten und zu etwelchen Gegendiensten zu veranlassen. Wie übrigens voranzuziehen war, fanden die Basler mit ihrem Plane in Versailles volle Zustimmung, und Beauteville berichtete am 10. Februar eiligst nach Basel, daß sein Herr, der König, sehr erfreut sei, »de votre dévouement et de votre affection confédérale dans une occasion si flatteuse.« Im Uebrigen werde man der Gesandtschaft gegenüber zu Straßburg das gleiche Ceremoniell beobachten, wie bei der letzten Gelegenheit im Jahre 1747. Nachdem auf diese Weise die Vorfragen glücklich beendet waren, wurden auf Vorschlag der Dreizehner die Herren Altbürgermeister DeBary, Meister Rhyiner, Deputat Zäslin und Deputat Fäsch als Abgeordnete gewählt, ihre Namen dem Ambassadeur in Solo-

thuru mitgetheilt, worauf dieser mit größter Höflichkeit versicherte, es seien das gerade diejenigen Männer, welche man französischerseits bei einem solchen Anlasse am liebsten sehe. Eine weitläufige Instruction regelte sodann den Gang der Gesandtschaft bis ins Einzelste; folgende Punkte mögen hier hervorgehoben werden. Die Herren Gesandten nehmen als „Comitat“ noch 8 weitere Herren nebst einem Secretario mit sich. Die Reise geschieht in vier Wagen mit je vier Pferden. In den beiden ersten sitzen die Herren Ehrengesandten, denen noch zu besonderer Auszeichnung ein Vorreiter beigegeben wird, in den beiden letzten nimmt das Comitat seine Plätze ein. Ferner erhält der Bürgermeister für seine Effecten zwei, jeder übrige Gesandte je einen und das Comitat zusammen vier Einspänner. Die Bedienung besteht für die Herren Ehrengesandten und das Comitat aus acht Dienern, von denen die Hälfte in Stadtfarbe gekleidet sein soll. Die Gesandtschaft hat in schwarzer Kleidung, mit Mantel und Kragen angethan, der Dauphine ihre Aufwartung zu machen; auch den übrigen französischen und österreichischen Herrschaften können nach Befinden Staatsvisiten abgestattet werden, jedesfalls soll dies bei dem Herrn Marschall von Contades und dem Intendanten der Provinz Elsaß, dem Herrn de Blair geschehen.

Unterdessen hatte man sich in Straßburg wegen der nähern Umstände, des Tages der Ankunft, der Logisverhältnisse, und was dergleichen Dinge mehr sind, auf das Genaueste informirt. Allein nicht zum geringen Schrecken der bezeichneten Gesandten schien es eine Zeit lang, als ob die ganze Unternehmung müßte aufgegeben werden, indem Prof. Daniel Schöpflin dem Herrn Bürgermeister kund that, daß die Dauphine nur kurz in Straßburg sich aufhalten und jedesfalls keine Audienzen ertheilen werde. Auf diesen Bericht mußte

eine mündliche Botschaft an den Gesandten in Solothurn abgeordnet werden, um von ihm zu erfahren, ob in der That die Stadt Basel Gefahr laufe, von der Prinzessin nicht angehört zu werden. Herr Weinschreiber Dienast, ein der französischen Sprache und französischen Sitten besonders kundiger Mann, dessen Familie sich auch zur welschen Gemeinde hielt, unterhandelte nun auf Geheiß des Rathes zu Solothurn, erhielt aber von Beanteville den tröstlichen Bescheid, daß unter allen Umständen den Baslern Audienz zu Straßburg ertheilt würde; um unserer Vaterstadt sein Wohlwollen noch besonders deutlich zu bekuunden, lud der französische Ambassadeur den Basler Abgeordneten jeweilen an seine Tafel und berichtigte auch alle Auslagen Dienasts im Gasthof zu Solothurn.

Auf diese Weise beruhigt, konnte der Rath zu den weiteren Vorkehrungen schreiten, wozu in erster Linie die Abfassung eines weihen- und würdevollen Creditivs gehörte, das dann schließlich in der Rathssitzung vom 19. April zu aller Zufriedenheit verlesen wurde. Auch in der Straßburger Herberge zum Ochsen wurde rechtzeitig der genügende Raum für Herren, Diener und Pferde bestellt, in Folge davon allerdings eine freundliche Einladung des Freiherrn Waldner von Freundstein, der durch den Johanniterichaffner, Herrn Gysendörfer, dem Bürgermeister seinen Hof in Straßburg zur Benützung anerbote, dankbar mußte ausgeschlagen werden.

Nachdem so alles vorbereitet und auch das Nöthige für die Reise eingekauft war, machte sich am 4. Mai Nachmittags der Zug auf den Weg. Es mag ein ungewohntes Schauspiel für die Banern des Sundgaus gewesen sein, als der stattliche Wagenzug mit den wohl situirten Basler Herren, den zweifarbigigen Bedienten und dem rüstigen Vorreiter auf der Mülhaufer Straße sich das Land hinunter

bewegte; glücklich das Dorf und dreimal glücklich das Gasthaus, wo eine solche Gesellschaft von den Strapazen der Reise sich zu erholen geruhte! Die Sonne neigte sich zum Untergange, ihre letzten Strahlen streiften noch über die weite Ebene des Sundgans, als der Wächter des Basler Thors zu Mülhausen von weitem die angemeldete Wagenkolonne erblickte und den Commandanten der Stadtwache von dem baldigen Erscheinen der Basler benachrichtigte. „Wach ins Gewehr, die Herren Verbündeten von Basel kommen!“ hieß es auf dem Hauptposten, und erwartungsvoll pflanzten sich die Hüter und Schirmer der elsässischen Schwesterstadt vor dem Rathhaus auf, um die Ankommenden mit der gebührenden Ehrenbezeugung zu empfangen. Kaum war die Basler Gesandtschaft in der Herberge abgestiegen, so meldete ihr der Stadtdiener von Mülhausen den Besuch des Herrn Altbürgermeisters und eines Herrn vom Rath an, welche ihre Basler Freunde in gutem Deutsch auf das Herzlichste willkommen hießen und das Anerbieten machten, die Gesandtschaft sammt Suite zu „defrapieren“, von welcher Generosität Gebrauch zu machen die Basler sich aber nicht entschließen konnten. Ein Gegenbesuch bei dem Stadthaupt von Mülhausen bildete den Schluß des ersten Tages. Bei guter Zeit wurde am folgenden Morgen nach Berichtigung der Kosten (524 *fr.*) aufgebrochen, so daß um Mittag zu Meyenheim das Hauptmahl konnte eingenommen werden. Jedesfalls wurde bei solchen Anlässen nicht absonderlich gespart, und obgleich der Speisezettel jenes Mittagessens sich nicht erhalten hat, so läßt doch die Rechnung von 102 *fr.* vermuthen, daß keiner der Herren hungrig vom Tische aufgestanden sei.

Die Nacht vom fünften auf den sechsten Mai wurde in Colmar zugebracht und bei diesem kurzen Aufenthalt nicht

weniger als 408 Pfd. ausgegeben, ohne die Rechnung, welche des Morgens der Ferruquier für seine geleisteten Dienste stellte. Sonntag Abends langten die Basler Gesandten in Straßburg an; alles war in der größten Aufregung, gespannt, die erwartete Prinzessin begrüßen zu können. Mit eifriger Beschleunigung wurden nun die letzten Decorationen erstellt, Triumphbogen errichtet, auf welchen allegorische Gestalten mit sinnreichen Inschriften der jungen Fürstin die Huldigung von Stadt und Land darbrachten oder die Liebe des jungen Dauphins durch brennende Herzen verdeutlichen sollten, während mächtige hölzerne Blumenvasen die fehlende Vegetation zu ersetzen bestimmt waren. Auf der Rheininsel, wo die Uebergabe der Prinzessin stattfinden sollte, war ein großes zeltartiges Gebäude errichtet worden, bestehend aus einem Hauptsaal für die große Feierlichkeit selbst und zwei Nebensälen für die österreichische und französische vornehme Begleitung. Prachtige Teppiche bedeckten die Wände dieser Räumlichkeiten, allein die auf denselben dargestellten Gegenstände paßten wenig zu einer so fröhlichen Handlung. Die Hochzeit Jasons wurde auf diese Weise der deutschen Braut bei ihrem ersten Betreten französischen Bodens vorgeführt; die Pariser Decorateurs setzten sich über diese Disharmonie leicht hinweg; nicht so Goethe, der noch in seinen spätern Jahren voll Enttäuschung sich dieser Geschmacklosigkeit erinnert, und welchem nur der Umstand einigermaßen zur Beruhigung dienen konnte, daß in dem anstoßenden Gemache Teppiche angebracht wurden, welche nach den Cartons Rafaels gewirkt waren. Unsern Basler Gesandten mögen diese Dinge, wenn sie dieselben überhaupt wahrnahmen, weniger aufgefallen sein, sie hatten nun Wichtigeres zu besorgen; denn in erster Linie mußte gleich am folgenden Montag mit dem Ceremoniemeister, dem Generalleutnant des

Granges, auf das Genaueste verabredet werden, wie und wann die Vorstellung von Statten gehen sollte, damit nicht, wie einst im Jahre 1747, sich im entscheidenden Augenblicke Schwierigkeiten erheben und die Gesandten um ihre Audienz bringen könnten. Nach mehreren Besuchen und Gegenbesuchen hatte man sich endlich über die Art und Weise, wie diese Staatsaction vor sich gehen sollte, geeinigt und hatten insonderheit die Basler von des Granges die Versicherung erhalten, daß man ihre Kutschen, wie die königlichen, im bischöflichen Palaste werde vorfahren lassen. Die Sache hatte Eile; denn schon gegen Mittag traf die Prinzessin in Straßburg ein, nachdem in dem erwähnten Gebäude auf der Rheininsel in Anwesenheit weniger hochgestellter Herren und Damen der beiden Reiche die Kaisertochter den Franzosen war übergeben worden. Eine prächtige Karosse, gefolgt von einer Reihe von Kutschen, welche für die Begleitung der Fürstin bestimmt waren, brachte Marie Antoinette nach der Stadt, während von allen Kirchen die Glocken ertönten, und von allen Wällen die Kanonen losgebrannt wurden. Der Marquis de Vogué, aus altem burgundischen Adelsgeschlechte, bewillkommte seine neue Herrin vor dem Weggerthore, welches bei dieser Gelegenheit beträchtlich erweitert worden war. Innerhalb desselben hatte sich auch die Menge der Bürger und der benachbarten Landbewohner aufgepflanzt; niemand wollte heute bei dem festlichen Anlasse zu Hause bleiben; auch Goethe mit seinen Freunden befand sich in einer der vordersten Reihen. „Der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Wiene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien, in ihrem Glaswagen uns allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zuge entgegenströmte, zu scherzen.“ (Wahrheit und Dichtung, Buch 9.)



Eine höchst prächtige Ehrenpforte, welche sich in drei zwischen corinthische Säulen gelegten Thoren öffnete, sollte mit ihren Sprüchen und Statuen versinnbildlichen, wie sehr Marias Einzug in das französische Reich von allem Volk mit Jubel begrüßt werde, und welche Hoffnungen dasselbe an ihr Erscheinen zu Versailles knüpfen zu dürfen hoffe. »*Antoniae Austriacae Francorum Delphino nuptae Argentina pia*« lautete die Inschrift des Hauptportals; darüber prangten die Lilien Frankreichs und der Reichsadler, ein gemeinsames Band hielt die beiden Wappen umschlungen, während darüber Mercurius ein flammendes Herz in der Rechten, den Stab mit Spruchband in der Linken die Bekrönung des Ganzen bildete. Von den vielen Inschriften, welche an dem Kunstwerke angebracht waren, sollten hier nur einige, und zwar in deutscher Sprache, wie sie der offizielle Festbeschreiber uns überliefert hat, wiedergegeben werden:

„In beiden Reichen, die aufs Neue sich vereinen,  
Wird stets zu ihrem Stor die Friedenssonne scheinen.“

Der Freude der Bürger Straßburgs gab der folgende Vers Ausdruck:

„Strohlocket, ihr Bürger, Dauphine kommt an,  
Bestreuet mit Kränzen die ebene Bahn.“

Daß man von der neuen Herrin nur Gutes und Frieden erwartete, zeigt der Spruch:

„Da diese sich aus Lieb die treuen Hände geben,  
Will Bürger sammt dem Vaur in rechter Monne leben.“

Wir könnten noch mehrere solcher Beispiele anführen, allein hier sei nur noch daran erinnert, wie bald die Begeisterung für die Königin erkaltete, und wie dasselbe Volk, das ihr heute noch so eifrig zujubelte, der bedauernswerthen Frau nichts als beißenden Spott und schließlich nur glühenden Haß

darzubieten vermochte. Auffallen mag es, wie nirgends weder an der Ehrenpforte noch bei den Ansprachen, Maria Antonia als Kaisertochter, sondern immer nur als Erzherzogin von Oesterreich begrüßt wurde, wie sie ja auch ihr Leben lang in Paris und Versailles nur als »l'Autrichienne« bezeichnet und verfolgt wurde.

Als die Dauphine der Pforte sich näherte, kamen ihr die Magistratspersonen und die hohen Offiziere der Festung zur Begrüßung entgegen, auf dem Gerüste ertönte Musik, während unten das loyale Elsäßer Volk der deutschen Fürstin sein Vive le roi entgegenbrachte. Ueber die Allbrücke, den Fischmarkt, durch die Spießgasse und über den Münsterplatz wand sich der Zug langsam durch die Menge hindurch nach dem bischöflichen Palaste, welchen Ludwig Constantin von Rohan-Guemené für diesen Anlaß zur Verfügung gestellt hatte. Zu beiden Seiten des Münsterplatzes standen die Soldaten im Gewehr, um das zudringliche Volk von dem Palaste abzuhalten. Auch hier hatte der Rath alles aufgeboten, um die Feierlichkeit so herrlich als möglich zu gestalten. Jenseits der All, den Gemächern der Dauphine gegenüber, war ein großartiger Pavillon errichtet worden, in welchem Götterstatuen, allegorische Figuren, Altäre und Springbrunnen, auf künstliche Weise beleuchtet, einen feenhaften Zauber hervorbrachten. Allein wohl am Meisten hat die junge Brant ein Aufzug der Straßburger Küfer ergötzt, welche durch ihre der deutschen Vergangenheit entstammenden Tänze, durch ihr gewaltiges Meisterstückfaß, ihren gewandten Glasschwinger und den stattlichen Fahnenträger in der Oesterreicherin gewiß manche Erinnerung an das geliebte Wien und die so schnell verflossene Jugendzeit wach rufen mochten. Den Festtag beschloßen eine Vorstellung im Theater und ein großartiges Feuerwerk, welches

zugleich auf der Ill und dem Münsterthurm abgebraunt wurde. Allgemeine Freude erfüllte die Stadt, der Rath hatte den Ehrenwein in Strömen fließen lassen, und auch unsere Gesandten werden sich erst spät, ermüdet durch das bunte Getriebe und die ungewohnte Herrlichkeit, in ihr Nachtquartier zurückgezogen haben.

Raum waren Dienstag Morgens die Basler Herren mit ihrer umständlichen Toilette fertig geworden, hatte der Coiffeur auch dem letzten der Bedienten seinen Haarbeutel in Ordnung gebracht, als ein Billet von des Granges des Inhaltes anlangte, daß die Gesandten um 10 Uhr zur Audienz erwartet würden. Um diese Zeit fuhr auch wirklich der Ceremoniemeister mit einer königlichen Kutsche vor und lud die Herren ein, ihm zu folgen. Bürgermeister De Bary setzt sich zu seiner Rechten, Meister Ryhiner auf den vordern Sitz des Wagens. Zu den von Basel her gebrachten Kutschen folgten die beiden Deputaten, der Secretarius und die Herren vom Comitat. So schien nun alles auf das Beste eingerichtet zu sein, und waren die Basler Gesandten froh, als sie sich ohne weitere Beausandung dem bischöflichen Palaste näherten. Allein hier wurde wider alles Vermuthen die zweite Kutsche von der Wache angehalten, da diese strengen Befehl bekommen hatte, nur königliche Wagen passieren zu lassen. Trotz aller Gegenstellungen und ob schon des Granges selbst sich bei dem „Exempt des Gardes“ für die Basler verwendete, blieb doch diesen letztern zu ihrem großen Aerger nichts andres übrig, als auszustiegen und zu Fuß sich nach dem Vorzimmer zu begeben, wo eben De Bary und Ryhiner sich zum Eintreten ins Audienzlokal anschickten. Die Fürstin mit ihrer Suite empfing die Gesandtschaft Basels allein. Ehrfurchtsvoll überreichte der Bürgermeister das Creditiv und

begann jobann bei lautlofer Stille seine Ansprache an Marie Antoinette.

»Madame! Le droit le plus précieux de la grandeur suprême est celui de régner sur les cœurs. La plus haute naissance, ornée de graces toute divines assure à votre altesse, royale ce glorieux empire, conduite par la main céleste, pour faire le bonheur des nations et unie par un hymen auguste au jeune héros, qui déjà fait les délices et l'espérance de la France, en suivant les traces glorieuses du grand monarque bien-aimé son auguste aïeul. Veuille le ciel répandre sur cette alliance sacrée, toutes les bénédictions et les perpétuer par une glorieuse postérité. C'est en elle Madame, que brilleront à jamais les sublimes vertus héréditaires dans l'auguste sang de la grande Impératrice-Reine, qui fait l'admiration de l'univers. Votre altesse royale est le précieux lien entre les grandes puissances de l'Europe dont l'heureuse union affermit le bonheur de leurs peuples et de leurs alliés, parmi lesquels l'état de Basle se glorifie d'être un des plus anciens. Daignez, Madame, agréer ces témoignages de son profond respect et de ses vœux aussi ardents que sincères en lui faisant la grâce de l'honorer de sa bienveillance royale.«

Hiemit war die Audienz vorüber, und da die Dauphine zu keiner weitem Aeußerung sich herbeilließ, begleitete des Granges die Basler wieder in ihren Gasthof zurück, wo bald nachher die Gesandtschaft von Mühlhausen ihnen ihre Aufwartung machte, die noch am nämlichen Tage erwiedert wurde.

Bald nach der Mittagstafel verließ die Fürstin die Stadt Straßburg, um noch am nämlichen Tage Zabern, die Residenz des Bischofs, zu erreichen. „Kaum hatten Ihre Königliche Hoheit das hohle Thor und die Mauern der Stadt zurückgelegt, so ward die größte Freude aller Einwohner durch eine krankende Sehnsucht verwirret,“ berichtet der Beschreiber der Feierlichkeiten, welchem mit der übrigen Bevölkerung Straßburgs nach diesem bewegten Treiben das gewöhnliche alltägliche Leben recht langweilig vorkommen mochte.

Nicht so schnell wie die Heldin des Tages machten sich die Basler Gesandten auf den Heimweg. Da die meisten der hohen elsässischen Beamten die Dauphine nach Zabern begleitet hatten, konnten die fernern Staatsvisiten nicht schon Mittwoch abgestattet werden, und war man so gezwungen, die Abreise auf Freitag zu verschieben. Donnerstag Morgens fuhren die Basler bei dem unterdessen von Zabern zurückgekehrten Intendanten des Elsaßes, Herrn de Blair, vor. Mit ausgezeichnete Höflichkeit wurden sie empfangen, wobei dieser einzig bedauerte, die Basler nicht zur Mittagstafel einladen zu können, da er mit den österreichischen Herrschaften speisen müsse. Jedoch hoffe er, die Herren würden des Abends bei ihm soupieren. Dieses Ansuchen geschah „jedoch ohne zu insistieren, welches aber mit Anständigkeit ausgewichen worden.“ Glücklicher waren die Basler bei dem Marschall von Contades, welcher vor der Stadt wohnte und es sich nicht nehmen ließ, wenigstens die Herren Röhner und Zäslin zu bewirthen. Nach dem Essen stellten sich De Bary und Fäsch ebenfalls ein, und auch diese erfreuten sich derselben Freundlichkeit von Seite des Marschalls. Man sprach von der guten Nachbarschaft und wie dieselbe solle aufrecht erhalten bleiben; Contades bedauerte, daß

wegen des kurzen Aufenthaltes der Dauphine keine königliche Tafel sei gehalten worden, an welcher die Basler in erster Linie hätten Theil nehmen müssen und was dergleichen Höflichkeiten mehr waren, wozu auch der Herr von Vogué das Seine beitrug. Weitere Besuche abzustatten, fanden die Gesandten keine Gelegenheit, da der Bischof beständig in Zabern verweilte, und ihnen von den österreichischen Herrschaften Niemand war vorgestellt worden. Daher rüstete man Freitag Nachmittags zur Abreise, nachdem dem Herrn Bleisig, Gastgeber zum Dshen, die schöne Summe von 3330 Pfund für gestellte Rechnung war ausbezahlt, und auch die übrigen nicht unbeträchtlichen Forderungen waren befriedigt worden. Die Rückfahrt erfolgte auf der nämlichen Straße, wie die Herfahrt; zu Schlettstadt und Meyenheim wurde Nachtruhe gehalten, zu Colmar und Habsheim jeweilen die Mittagsmahlzeit eingenommen. Sonntag den 13. Mai langte die Gesandtschaft glücklich in der Vaterstadt an. Alle waren erfüllt von der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, mit welcher sie sowohl von der Dauphine, als von den anwesenden Würdeträgern der Krone Frankreichs waren empfangen worden. Der Rath stattete seinen Abgeordneten den aufrichtigsten Dank ab und genehmigte die ausführliche Rechnung, welche auf 9208 Pfund 16 s. 6 d. angelaufen war. Dem Ambassadeur in Solothurn wurde ein höchst verbindliches Schreiben für seine Bemühungen zugestellt, worauf dieser nochmals sein und seines Herrn Wohlgefallen über das Benehmen Basels ausdrückte. Am 30. Mai sodann verlas man zur allgemeinen Freude folgenden Brief, welchen die Dauphine, mitten in den Vermählungsfestlichkeiten mit ihrer eignen Unterschrift versehen, von Paris hatte abgehen lassen:

A Messieurs le Bourgemestre et Conseil de la Ville  
et Canton de Basle.

Messieurs, J'ay eprouvé à mon Passage à Stras-  
bourg une satisfaction infinie, en recevant les temoi-  
gnages d'affection que vos Députès m'ont donné de  
vòtre Part au sujet de mon Mariage, Je Vous fais  
mes remerciments de cette Attention, qui a excité  
toutte ma reconnoissance; Vous pouvez etre persua-  
dé de ma Bienveillance et du Desir, que j'ay de  
trouver des moyens de vous en faire connoitre les  
effets dans touttes les occasions, qui pourront se  
présenter, ainsy que j'en ay assuré Vos Deputes, ecrit  
à Versailles le 23<sup>e</sup> May 1770.

Vòtre très bonne Amie  
Marie Antoinette.

Marie Antoinette fand in ihrem spätern Leben, auch  
als sie den französischen Thron bestiegen hatte, kaum  
mehr eine Gelegenheit, den Baslern ihr Wohlwollen durch  
die That zu bekunden, und auch unsre Vaterstadt ist im  
Verlauf der Zeit mit der Königin in keine nähern Be-  
ziehungen mehr getreten. Die unglückliche Fürstin sollte  
an französischen Hofe viel Unglück erdulden und zuletzt so-  
gar dem wüthenden Pöbel zum Opfer fallen; allein auch  
dem alten Basel waren seine Tage gezählt, wenige Jahre  
nach dem blutigen Untergange der einst so bewunderten  
Königin brach das morsche Staatsgebäude unsrer Vater-  
stadt zusammen, um zeitgemäßen Veränderungen und  
Einrichtungen Platz zu machen; aber einmal wenigstens  
durften die Basler, wenn auch nicht mehr der Königin  
selbst, so doch ihrer Familie für jenen freundlichen Empfang  
von Straßburg sich gefällig erweisen, als es großentheils  
der vermittelnden Thätigkeit des Bürgermeisters Peter Burch-

hardt gelang, die Tochter Marie Antoinettes, die Herzogin von Angoulême aus den Händen der Revolutionsmänner zu befreien und am 26. Dezember 1795 auf dem Reberschen Gute vor dem St. Johann-Thor den Abgeordneten ihrer österreichischen Verwandten zu übergeben.

## Beilage.

### Gesandtschaftsrechnung.

#### Specification

der über die Complimentirung der Mad. la Dauphine zu Straßburg ergangener Aufkosten, als die E. Deputation samt Suite den 4. Mai 1770 von hier abgereist und den 13. wiederum zurückkommen.

	℔	ſ.
an H. Ruder Jgr. pr. Wein . . . . .	42.	—
„ „ Passavant pr. Wachstuch . . . . .	40.	—
pr. ein ledernen Geldbeutel . . . . .	1.	8
pr. Zucker, Thé ic. . . . .	24.	—
Den 4. May zu Sierentz, die Pferd zu refrachiren . . . . .	9.	—
Den 5. zu Mülhausen, allwo man übernachtet und zu Morgen geessen, samt Trinkgeld in Kuchin und Stallung . . . . .	524.	—
Der Wacht, so paradirt . . . . .	12.	—
dem Ferruquier . . . . .	6.	—
Einem Knecht so den Weeg nach Ensisheim gewiesen . . . . .	3.	—
Transport	661.	8



	ℓ.	ß.
Transport	661.	8
Zu Mayenheim für die Mittagsmahlzeit sammt Trinkgeld . . . . .	102.	—
Zu Collmar für das Nachtlager samt trgl. . .	408.	—
Dem Sattler und Perruquier . . . . .	5.	10
Den 6. zu Schlettstatt die Pferd zu refrachiren .	24.	10
Zu Mayenheim pr. das Mittagessen sammt Trinkgeld . . . . .	102.	—
Zu Straßburg der Königl. Civrée für die Königl. liche Gutsche 12 R. Ldor. . . . .	288.	—
pr. verschiedene Ceremonien zu besetzen sammt Trinkgeld . . . . .	48.	—
Den 11. May in Straßburg bey der Abreiß an H. Bleszig Gastgeb in dem Dshen bezalt für Logis und Zehrung samt Trinkgeld . . .	3330.	—
ferner an Präsenten in Medaillen und Ducaten . . .	265.	13
Dem Perruquier samt Trinkgeld . . . . .	102.	—
dem Barbierer samt Trinkgeld . . . . .	60.	—
pr. Lehngutschen samt Trinkgeld . . . . .	270.	—
pr. die Lehnbedienten samt Trinkgeld . . . . .	105.	—
pr. Zoll an dem Wasserzoll und unter dem Thor .	12.	—
Zu Mayenheim uf der Ruckreise die Pferde zu refrachiren . . . . .	15.	—
pr. das Nachtlager zu Schlettstatt samt Trinkgeld .	230.	—
pr. Mittagsmahlzeit zu Collmar samt Trinkgeld .	312.	—
den 12. May zu Mayenheim für das Nachtlager samt Trinkgeld . . . . .	426.	—
den 13. zu Habsheim pr. das Mittagessen samt Trinkgeld . . . . .	378.	—
Transport	7145.	1

	ℓ.	ß.
Transport	7145.	1
an Hindenlang bezahlt für ausgelegt Geld und Pferdlohn . . . . .	48.	—
ferner an ihn für seinen Taglohn . . . . .	40.	—
denen samtl. Einspännigern, Gutschern und Be- dienten . . . . .	615.	—
dem Einspänniger Bürgh extra . . . . .	12.	—
an H. Zollhofer rembourst für Zehrung des zurückgelassenen Pferdes, Emballage, Frachtz. . . . .	190.	8
dem Karrenhofknecht, so das Pferd zu Straßburg abgeholt . . . . .	34.	10
den 4 Stadtbotten pr. die 4 Instructionen zu vertragen . . . . .	12.	—
an Extra Ausgaben pr. die Armen und anderes	65.	—
	<u>8161.</u>	19

Fernere Ausgaben für Kleider und anderes, welches H. Karger zu obrigkeitl. Gebrauch zugestellet worden.

	ℓ.	ß.	d.
an H. Jacob Freyen sel. Fr. Wittib . . . . .	312.	16.	8
H. Vondermühl Sohn . . . . .	127.	10.	—
Daniel Hoß Passamenter . . . . .	105.	8.	—
Balthasar Sixt Sattler . . . . .	98.	6.	—
Wittib Dienast pr. Pferdzeug . . . . .	78.	13.	2
Hieronymus Fäßer Gürtler . . . . .	50.	8.	10
Peter Müller Hutmacher . . . . .	76.	—.	—
Zgfrn. Cellari . . . . .	10.	—.	—
H. H. Hagenbach und Comp. . . . .	36.	11.	4
H. R. H. Sütterlin . . . . .	100.	3.	6
H. Ketterlin . . . . .	19.	15.	—
H. Josef Socin Zgr. . . . .	31.	5.	—
	<u>1046.</u>	17.	6



## Miscellen.

### Verding über den Abbruch des Schlosses Klein 1411.

**V**ir Johans Wiler ammenmeister, Claus Murer, Lienhart zem Blümen, Oswalt von Wartenberg, Heinczman Murer, und Cänrat Henikin, als botten von meister und rate ze Basel dazu geschickt und geordent, hand verdinget Henman Pflögler die vestin Hstein, das ober und das nyder hus, ze sliffende und abzubrechende in die wise als hienach geschriben stat.

Des ersten sol der obgenant Henman Pflögler die ringmure des nderen huses abwerffen und sliffen, dem grund glich inwendig, und dazu den inbuw ouch geuczlich sliffen und abtän, und ouch die mittelmur, die do ist zwüschent den zwein hüseren, gleicher wise sliffen inwendig dem grund glich, usgenommen die zwo cappellen.

Item so sol er das oberhus ouch sliffen und abwerffen uncz uff den fels und sol den mantel wider den Rin vellen. were aber sach daz der muren uff dem vels im oberen hus oder der muren ob dem grund im nyderen hus oder der mittel muren üczit blibe stonde mit nammen eins halben mannes hohe, das sol Henman Pflögler keinen

schaden bringen noch verbunden sin dannantzin fürer üzit daran ze sliffende noch abzebrehende in behein wise.

Ouch sol alles holzwerk, so in den zwein hüsere ist und dazü gehört, Heuman Pflögler bliiben ob er sin bedarff zü dem werk die hüsere ze sliffende.

Man sol ouch Pflögler lihen geschirre so dazü notdürftig ist, es sient bikel hebysen bisseu slegel howen sehl ez ladsen und des glich, das ouch er unseren buherren wider antwürten sol, es si ganzz oder gebrochen, es were denne daz es im verfiel.

Darumb hand wir im in nammen meister und rates ze Basel für sin erbeit und lon und für allen kosten, so er des haben sol und müß, gelopt ze gebende 210 lb. dn., und söllent im ouch schirm geben mit wachen und hüten alle die wil er do werket ungevordlich.

Auf der Rückseite: Ystein verdinget ze sliffende.

(Staatsarchiv Basel. St. 91, No. 2, fol. 10.)

Ueber diese Schleifung, die im Januar 1411 geschah, vergl. Wurstisen 239 (Ausg. von 1765) und Ochs III, 85. Die Quadersteine wurden zum Riehenthor verwendet.

## Kriegsrüstung einer Zunft.

1443.

Harnasch. Des iares als man zalte nach der geburte Christi XIIIc XL drü iar in der vasten messe, sint der zunfte kouft ze Frangfurt dirre nachgeschriben harnasch durch Jacob Murer, nemlich zwenzig panzer westvelinge, zwenzig ysenhüte, zwenzig blech, zwenzig par hentischs, kostet zu Frangfurt hundert und 2 guldin und 13 dn. so kostet er haruf zu fürlon 8 guldin 13 sh. summa iberall 106 guldin 12 sh. mit dem fürlon. So wart Jacob 2 guldin geschenct fur sin arbeit, tüt alles zesammen 108 guldin 12 sh.

(Rechnungsbuch E. E. Zunft zu Weinleuten Bd. C., S. 27.)

---

## Das gerettete Basler Banner

1548.

**D**iß gegenwertig hieby ligend paner ward durch ein erfame wolgeachte mausperson (die sollichß, — allß si anzengt —, einer loblichen statt Basell zü foudern eeren, hochstem dienst unnd geballen uf sinen selbst eygnen wolmeynenden ansechtung unnd wagnuß heimlich uf einem gemach unnd behallt, darinn es zü Nickenwylr in der pfarrkilschen gewesenn unnd gelegen, vor ettlischen kurtzverructen iaren zü sinen handen gepracht unnd byß iegunder allein mitt sinem unnd one der sinen oder einiches andern menschen wuffen verwart unnd behaltten hatt) minen gnedigen herren den geheimbden presentiert unnd gleich derselben zyt vertraulich unnd in hochster geheimbd zü handen einer statt Basell uberantwort. wellichß min gnedig herren die geheimbden von ire zü hochem danck angenommen unnd empfangen unnd also by inen geheimbd unnd helingwylß zü behalten unnd pliben ze lassen, beratschlagt habenn.

Unnd ward hierunder durch min gnedig herren die geheimbden geacht unnd gemütmaßet, das diß eerenpaner villicht der zyt, allß ein statt Basell vor vil jaren vor Endingenn (do dann die Wurtembergischenn grafen, allß herren zü Nickenwylr, kriegßwylß gegen einer statt Basell unnd gegen andern stettenn gewesen) hoch beschediget unnd gelitteum, von handen kkommen sin möchtt.

Unnd zü vereerung diser gethat wurden diser person vierzig pfundt gelttes zü järllichem lypgedingzins ze be-

handen und ze nießenn durch min gnedig herren die geheimbden verorduett und angegebenn.

Beschehen und gehandelt uff donstag den zweiffften tag jenners gezallt von gottes gepurt thusend funffhundert vierzig und acht jare.

Und siudt diß min gnedig herren die geheimbden so sollich paner empfangen und darumb wuffen habenn:

Herr Adelberg Mengger, burgermeister.

Herr Blasiu Scholle, oberster zuufftmeister.

Herr Theodor Brand, allt burgermeister.

Herr Marx Heydelin, allt oberster zuufftmeister.

Bernhart Mengger, panerherr.

Hanns Rudolff Frög.

Jacob Klüde.

Onophrio Holzsch.

Batt Sommer.

Anthoni Schmidt.

Gorgins Bochhenn.

Hanns Veldner.

Heinrich Michiner, stattschreiber.

Heinrich Falcner, ratschreiber.

Hanns Fridrich Menginger, substitut.

Diß ward umb gedechtnuß willenn allso zu verzeichnen und hierzû ze leggen bevolchem.

Auf der Außenseite: Was von diß hiebyligenden paners wegen hierinn geschriben stat, das soll in hochster geheimbd piben und gehalten werden.

(Staatsarchiv Basel. Unsign. Acten XVI Jh.)

Dieses Banner war im Staatsarchiv aufbewahrt, bis es am 28. Mai 1862 der mittelalterlichen Sammlung überwiesen wurde. Es befindet sich dort in der Waffen-

halle und ist erwähnt im Führer durch die mittelalterliche Sammlung S. 8.

Interessant wäre nun freilich, den Namen jener ehrsamten Mannsperson, welche das verlorne Banner für Basel wiedergewann, zu erfahren. Es könnte dies nur geschehen aus einer etwa den Namen angehenden Buchung des zugesagten Leibgedings. Das ist aber leider nicht der Fall, indem die Leibgedingsbücher nur die verkauften Leibgedinge aufführen und die Zehrechnungen die Leibgedinge summarisch, nicht specificiert mittheilen. Uebrigens geht aus dem Actenstück nicht sicher hervor, daß es ein Basler war; die Ausdrücke passen ebensowohl auf einen auswärtigen Freund der Stadt.



## Bad- und Ausführungs-Regeln

des

Gesund- und Heil-Bads Neu-Schauenburg

1762.

Das Original, ein einseitig bedrucktes Blatt in Großfolio, befindet sich in der dem Staatsarchiv Basel angehörenden Mandatensammlung des Bürgermeisters Andreas Burdorf, und ist außerdem sicher nicht häufig vorhanden. Diese Seltenheit rechtfertigt eine wörtliche Mittheilung, mehr aber noch das Interesse des gemüthlichen Inhalts.

Unter den im vorigen Jahrhundert so hoch cultivierten Bädern hat Neu-Schauenburg allerdings keine hervorragende Stellung eingenommen; es war nicht so besucht wie Baden, und nicht so schöngeistig wie Schinznach, auch sein Wasser scheint keine sonderliche Heilkraft befehen zu haben. Dafür lag es im eigenen Lande; und wenn Baden das Familienbad der Herren Zürcher war, so diente Neu-Schauenburg als höchst heimeliges Bürgerbädlein unserer lieben alten Basler; einige wigige Köpfe derselben mögen an einem regnerischen Nachmittag diese Verordnung eronnen haben, zu ihrer und nicht minder unserer Ergögklichkeit.

Bruckner (Merkwürdigkeiten 279) berichtet, daß das Badwasser von Neu-Schauenburg „die Kraft und Wirkung habe, gelinde zu wärmen, zu erweichen, zu verdünnern, aufzulösen, zu treiben, und in gewissen Fällen zu stärken u. s. w.“,

wodurch § 18 der Ausführungsregeln seine Verdeutlichung erhält.

Eine Abbildung des Bades Neu-Schauenburg, nach Büchels Zeichnung, gibt Herrliberger, Topogr. I, Nr. 123.

---

### **Baad- und Ausführungs-Regeln des Gesund- und Heil-Baads Neu Schauenburg.**

1) Des Morgens von 7 bis 8 Uhr sollen sich samtliche Baad-Gäste mit ihren Curen, als besonders mit Théé, Caffée, Chocolate, Wein-Waaren, Saurbrunnen, Braut-, Kachel- und Blatten-Mueß, Butter-Schnitten, und was dergleichen mehr ist, in dem großen Saal sich einfunden.

2) Von 8 bis 9 Uhr gehet man in das Baad.

3) Von 9 bis 10 Uhr ist zum Ausdünsten und Anziehung säuberlicher Kleidern bestimmt.

4) Die so nicht in das Baad gehen, sollen sich während diesen zwei Stunden still, ehrbar und bescheiden auführen und mit etwas Nützlichem sich beschäftigen.

5) 10 bis 12 Uhr ist zum Spazieren bey schönem Wetter, und bey dem Regen zum spielen, conversiren oder andern unschuldigen Belustigungen gewidmet.

6) 12 bis 1 Uhr zum Mittag-Essen, doch solle es auf eine Viertelstund mehr oder weniger nicht aufkommen.

7) 1 bis 2 Uhr, zum Caffée, wer aber keines nicht trinket, mag sich indessen mit etwas anders erquicken, doch ist in dieser Stund der Chocolate gänzlich verboten.

8) 2 bis 3 Uhr, allgemeine Conversation.

9) 3 bis 4 Uhr, in das Baad.

10) 4 bis 5 Uhr, in das Bett, und nach Belieben zu gebrauchen.

11) 5 bis 8 Uhr, zu einem Spaziergang vor die ganze Gesellschaft; wann aber wider alles Erwarten ein Regen einfiel, so könnte aus Desperation gespielt werden.

12) Von 8 bis 9 Uhr zum Nacht-Essen.

13) Von 9 bis 11 Uhr, wäre entweder der Tag mit einem Ehren-Tänztin, oder einer andern angemessenen Ergöglichkeit zu beschließen.

14) Um 11 Uhr sollen alle und jede sich in das Bett verfügen, und eine allgemeine Stille regieren, besonders wann sich Jemand unter den Baad-Gästen nicht wohl auf befinden thäte.

15) Das particulare Gesundheit-Trincken, solle aussert dem generale über Tisch gänzlich abgethan, doch einem jeden wohl erlaubt seyn, seinen Nachbarn in der Stille einen Trunk zuzubringen.

16) Diejenigen Personen, die Willens sind, sich einige Tage in dem Heil- und Gesund-Baad aufzuhalten, werden nach der Ordnung ihrer Ankunft ihren Platz an dem Tisch beziehen.

17) In denen Gemächern sowohl als in dem Baad, solle man so wenig als möglich Geräusch machen, damit die Nachbarn nicht beunruhiget werden.

18) Sollte auch jemand durch einigen Zufall überfallen werden, der ihne, es seye bey Nacht- oder in der frühen Morgen-Zeit, aus dem Gemach zu gehen nöthigen würde, so wird eine anständige Stille ebenfahls bestens anbefohlen, welche auch von der Herrschafft ihrem Gesunde solle eingeschärfft werden; in diejer Zeit aber sollen die hölzernen Absäg an Schuen und Pantouffeln gänzlich verboten seyn.

19) Alle Ohrenbläser, Sündertling und Murrollen sollen gänzlich von hinnen verbannifirt seyn, es seye dann Sach daß sie Besserung versprechen.

20) Und endlich, weisen der ganzen Ehren-Compagnie daran gelegen, daß Sie weder Nachtzeit noch an der Tafel, durch Hüinde nicht benruhiget werden, als solle ein jeder Ehren-Gast, welcher solcher Thieren mitbringet, gehalten seyn, selbige an gehörigem Ort verwahren zu lassen.

---

NB. Was die Strafe diejer Ordnung anbelangt, so könnte der Uebertretter derselben am Geldt, das Frauenzimmer aber am Leib abgestraft werden, welches aber billichermassen der Ehren-Compagnie zur Decision überlassen wird. Desgleichen wann ein Mann seiner Frauen, oder eine Fran ihrem Mann, innert ersten 8 Tagen keinen Besuch abstattet, solle jeder Parthey frey stehen, sich anderwärts Rath zu schaffen.

Also gegeben und vor der ganzen Ehren-Gesellschaft genehmigt den 17. Junimonat 1762 und erneuert den 13. Augst 1764.

(L. S.)

Neu Schauenburg.

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



OSWALD VON THIERSTEIN.



# Basler Jahrbuch

1883



Herausgegeben

von

Albert Burkhardt und Rudolf Wackernagel.

---

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1883.

14. - 117

B29

v5

## Vorwort.

Vor allem fühlen sich die Herausgeber des Basler Jahrbuches an dieser Stelle verpflichtet, dem herzlichsten Dank Ausdruck zu verleihen für das Wohlwollen, welches allenthalben ihrem Unternehmen entgegengebracht wurde. Mit großer Freude sind wir daher diesmal zur Arbeit geschritten, um auch für das Jahr 1883 den verehrten Lesern in reicher Abwechslung Belehrung und Unterhaltung auf dem Boden der vaterländischen Geschichte bieten zu können. Auch dieses Mal unterstützte uns in zuvorkommenster Weise eine ansehnliche Anzahl gelehrter Mitarbeiter, denen hier nochmals der verbindlichste Dank soll ausgesprochen sein.

Was den Inhalt des diesjährigen Bandes anlangt, so finden unsere Leser zuerst ein Lebensbild des leider nicht mehr in unsrer Mitte weilenden Künstlers Friedrich Weber, dessen irdische Heimat gewesen zu sein der Stadt Basel stets zur großen Ehre gereichen wird. Die mittelalterliche Geschichte ist in erster Linie vertreten durch einen Cyclus von Gedichten; sie schildern uns jene hochwichtige mit dem tragischen Ende König Albrechts in engstem Zusammenhang stehenden Streitigkeiten zwischen dem damaligen Bischof von Basel, Otto von Grandson, und dem unglücklichen Habsburger. In die innere Entwicklung der Vaterstadt zu jenen Zeiten gewährt uns die Arbeit über Bruderschaften und Zünfte einen Einblick, während die gewaltige Gestalt Oswalbs von Thierstein den Leser hinaus in Kampf

und Krieg führt. Der Held zeigt sich uns als der letzte muthige Sproß eines Grafengeschlechtes, welches tief in die Geschichte Basels eingegriffen hat. Wir sehen eine große Begabung, viel Thatkraft und Tapferkeit, allein auch viel Tücke und Bosheit noch einmal in diesem Ritter vereinigt, ein letztes Aufblühen vor dem gänzlichen Erlöschen des Hauses Thierstein.

In das siebzehnte Jahrhundert versetzt uns die kleine Novelle, welche jedermann gewiß eine willkommene Gabe sein wird; hat es doch die Verfasserin schon längst verstanden, einen großen Leserkreis durch ihre anmuthigen und heimeligen Erzählungen zu fesseln. Daß die glückliche Verbindung des Gelehrten mit dem Buchdrucker in einer Person, welche einst der berechtigte Stolz der Basler Typographie gewesen ist, bis ins XVIII. Jahrhundert gedauert hat, lehrt die Geschichte der Familie Schweighanser. Ein erfreulicher Beweis, daß auch in jener, oft allzusehr verschrieenen Zeit der wissenschaftliche Trieb in unsrer Stadt durchaus nicht ausgestorben war; in Bezug auf die bildenden Künste ist allerdings ein Rückschritt nicht zu verkennen, welchem erst durch die romantische Schule dieses Jahrhunderts mit Erfolg begegnet worden ist, sonst hätten die Basler nicht so leichtfertig eines ihrer merkwürdigsten Kunstwerke, der Todtentanz im Jahre 1806, der Zerstörung preisgegeben, wie uns dies an Hand der Acten und durch das Bild Fejrabends so drastisch dargestellt wird.

Unser Jahrbuch beschränkt sich endlich nicht auf das Weichbild der Vaterstadt; das benachbarte Elsaß findet Berücksichtigung durch Aufnahme eines in politischer Erregung gedichteten und deshalb nicht uninteressanten Liedes von 1743. Ja selbst die Geschichte des Königreichs beider Sicilien wird hier auf das Genauiste untersucht, da mit derselben

die Schicksale desjenigen Baslers auf das engste verflochten sind, welcher es von allen seinen Mitbürgern in Hinsicht auf hohe politische Stellung am weitesten gebracht hat, des Vicekönigs Don Emanuel Burchardt.

Den Schluß des Ganzen bilden einige Miscellen, ein Verzeichniß der literarischen Erscheinungen in den letzten Jahren, welche die Geschichte Basels betreffen, sowie eine Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten, welche vom 1. Jan. bis 1. Nov. 1882 sich in Basel zugetragen haben.

Fast überflüssig mag es erscheinen, die Leser des Jahrbuches auf die beiden Bilder aufmerksam zu machen, von denen das eine, von Feyrabend gezeichnet und von Mechel gestochen, den Abbruch des Todtentanzes darstellt; das andere hingegen, ein Werk unfres benachbarten Künstlers Zauslin, in flotten Zügen den Grafen Oswald von Thierstein wiedergiebt.

Zum Schluß möchten wir auch diesem zweiten Jahrgang ein freundliches und zahlreiches Entgegenkommen von Seiten der hiesigen Bevölkerung wünschen, damit durch ein solches sowohl die uneigennützigte Unterstützung der Mitarbeiter, als die selbstlose Arbeit des Verlegers belohnt würden, was zugleich auch für die Herausgeber die beste Aufmunterung zu fortgesetzter, freudiger Thätigkeit auf dem Boden vaterländischer Geschichte sein wird.

Basel, am St. Nicolausentag 1882.

**Albert Burchardt.**  
**Rudolf Wackernagel.**

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
S. Heusler: Friedrich Weber . . . . .	1
Alb. Burckhardt: Ein politisches Gedicht aus dem Elsaß vom Jahre 1743 . . . . .	35
M. Birman: Graf Oswald von Thierstein und der Ausgang seines Geschlechts . . . . .	48
L. Wieland: Ueber die Schweighauser in Basel . . . . .	87
N. v. Salis: Bischof Otto's Rache . . . . .	100
Th. Burckhardt-Biedermann: Don Emanuel Burckhardt, Generalscapitain des Königreichs beider Sicilien . . . . .	111
Nch. Burckhardt: Abbruch des Todtentanzes in Basel . . . . .	174
Elisabeth Hebel: Die muthige That einer Baslerin . . . . .	202
R. Wackernagel: Bruderschaften und Zünfte zu Basel im Mittelalter . . . . .	220
Uebersicht der baslerischen hist. Literatur (1878--82) . . . . .	250
Miscellen: Brief einer ausgewanderten Zürcherin von Phila- delphia in ihre Heimat (1736) . . . . .	260
Kaiser Joseph in Basel (1777) . . . . .	264
Anrede des Herrn Rath's-Substitut Bischofs (1796) . . . . .	268
Basler Chronik des Jahres 1882 . . . . .	271



## Friedrich Weber

geb. 10. Sept. 1813, gest. 17. Februar 1882.

Der wiederholten Aufforderung der Redaktion, für das Basler Jahrbuch einen Aufsatz über Weber zu schreiben, unterzieht sich der Verfasser nur mit Widerstreben. Seine nahen Beziehungen zum Verstorbenen, welche vielleicht den Vorwurf der Parteilichkeit veranlassen, verbürgen zwar andrerseits eine genaue Bekanntschaft mit dessen Leben und Wirken; aber um so schwerer wiegen die sachlichen Bedenken. Nicht nur ist es, vorab für einen Laien, keineswegs leicht, in richtiger und dennoch faßlicher Weise, wie es an dieser Stelle geboten ist, von einem Stecher und seiner Kunst zu reden, sondern das Beste ist überhaupt schon vorweggenommen durch die Autobiographie, welche Weber im Jahre 1874 zu Händen der Berliner Akademie verfaßt hat,\*) sowie durch die bei seiner Beerdigung verlesenen Personalien. Diese Bedenken aber müssen schließlich weichen vor der Rücksicht auf die allgemeine und große Theilnahme, welche des Künstlers Tod in unserer Stadt hervorgerufen hat, und vor der Erwägung, daß der Mann, welcher zu Basel's Ehren die Vais, den Amerbach

\*) Veröffentlicht in den ersten Nummern der „Kunstballe“, Beiblatt zur Schweizer Grenzpost, 1876, bei Weber's Tod in etwas verkürzter Form wieder abgedruckt in den Basler Nachrichten.

und den Erasmus gestochen hat, es in hervorragendem Maße verdient, daß ihm das Jahrbuch ein bescheidenes Denkmal ehrenvoller Erinnerung setze.

Von der Natur mit nicht geringem Talent zum Zeichnen ausgerüstet, jedoch erst nach weitläufigen Umwegen in die rechte Schule gelangt, hat Weber sich mit wenig Hilfsmitteln, aber mit um so größerer Energie empergearbeitet. Mit dem jeweiligen erreichten Ziele nie zufrieden, sondern über alle beengenden Schranken hinausstrebbend, hat er nur in mühsamstem Ringen die Meisterschaft erreicht. Wie lang und schwierig sein Vollendungs-gang gewesen ist, zeigt das unserm Ansätze beigegebene Verzeichniß seiner Stiche und die beinahe vollständige Sammlung derselben in unserm Museum. Ungefähr 150 Blätter hat sein Stichel geschaffen, von den frühesten schwachen Versuchen an bis zu den Hauptwerken seiner alten Tage.

Die ersten 14 Jahre seiner künstlerischen Laufbahn (1827—1840) verlebte Weber in Straßburg, Karlsruhe und München, die letzten 24 (1859—1882) beinahe ganz in Basel; dazwischen fällt der für seine Entwicklung entscheidende Aufenthalt in Paris.

Seine Einführung in die Kunst war äußerst mangelhaft. Nachdem er nämlich ein halbes Jahr in Straßburg Lithographielehrling gewesen, trat der Fünfzehnjährige ebenda bei Kupferstecher Oberthür in die Lehre, welcher sich im Contract verpflichtete, „ihn das Fach der Kupferstecherei nebst den damit verbundenen Kunstzweigen zu lehren“. Da er jedoch selber ohne gehörige Schulung war, konnte Oberthür auch seinen Schülern nicht viel bieten. Aus seinem Atelier giengen nur geringe Kupferstiche hervor, ja es fanden sich darunter Arbeiten ganz handwerksmäßiger Art, wie Vorlagen für Porzellanteller u. dgl. mehr. Daß



ein feuriger junger Mann in seinem Streben dadurch nicht befriedigt wurde, liegt auf der Hand. Weber sah sich darum genöthigt, neben seinen im Contract festgestellten Atelierstunden (des Sommers von 7 Uhr bis zum Mittag und von 2 bis 6 Uhr, des Winters von 8 Uhr bis zum Mittag und von 1 Uhr an bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit) auf eigene Faust zu studiren. Zuerst stach er zu diesem Behuf, so gut es eben gehen wollte, Stiche früherer Meister nach, später wagte er sich an selbständige Versuche. Seinen ersten derartigen Stich, eine Abbildung des Lürenne-Denkmal's in Saasbach, dedicirte er in gedruckter Widmung dessen Schöpfer, dem Bildhauer Friederich, der eine Zeit lang sein Lehrer in der Säulenordnung und Perspektive war.

Wie in Straßburg, so fühlte sich Weber auch anfangs noch in Karlsruhe unter hartem Druck. Mit unbändigem Fleiß arbeitend, mußte er von einer erbärmlichen Besoldung leben. So kam es auch, daß er bei Frommel nur die halbjährige Probezeit durchmachte. 1832 war er bei ihm eingetreten, von 1834 an arbeitete er definitiv auf eigene Rechnung. Welcher Jubel der Befreiung klingt aus den Worten: » En liberté ! premiere planche faite à Karlsruhe chez moi ayant directement à faire avec un éditeur,« die er auf das jetzt im Museum befindliche Exemplar seines „Franklin“ (Nr. 16 unseres Verzeichnisses) nachträglich in Paris notirt hat. Bis zu diesem Zeitpunkt blieb er allerdings noch in einer loseren Verbindung mit Frommel, wie denn nach seinen Aufzeichnungen sich die in dessen Auftrag gemachten Stiche, von denen er die spätern in Gemeinschaft mit dem Straßburger Schuler verfertigte, bis ins Jahr 1834 hinein erstrecken. Wie viel er bei demselben profitirt hat, ist nicht leicht nachzurechnen. Jedenfalls hat er bei ihm, dem frühesten Stahlstecher Deutsch-

lands, die erst 1820 erfundene Technik des Stahlstiches erlernt. Weber's eigene Arbeiten waren von seiner Karlsruher Zeit bis 1856, d. h. bis die Stählung der Kupferplatten ankam, ausschließlich Stahlstiche, mit Ausnahme der „Italienerin am Brunnen“, welche eine weichere Behandlung erforderte. Durch Frommel's Schule ist in ihm auch die Vorliebe für den ausgeführten Stich wenn nicht geweckt, so doch genährt worden, die ihn später von München nach Paris, und von Kaulbach zu den großen Meistern der Vergangenheit geführt hat.

Seine Freizeit benützte Weber in Karlsruhe, wie auch an den späteren Aufenthaltsorten, zum großen Theil zur geistigen Ausbildung durch Nachholung von Schuljahren und durch Lektüre (zu seinen Lieblingen gehörte schon frühe Semne). Auch die Musik fand stets an ihm einen warmen Verehrer, indem er mit seiner Flöte auf's eifrigste nicht nur zu Hause, sondern auch im Orchester exerzirte.

Das Jahr 1835 führte ihn nach München und in das brausende und in der Romantik schwelgende Leben der dortigen Künstlererschaft. Dasselbst betrieb er selbständig (nicht, wie behauptet worden ist, bei Amster) den Stich, auf der Akademie dagegen zunächst das Zeichnen nach den Antiken und im Altsaal. Natürlich kam er in Berührung mit Cornelius, dem Direktor der Akademie, aber auch mit Kaulbach, nach dessen Zeichnungen zu Schiller's und Goethe's Werken er verschiedene Stiche fertigte. Derselbe hätte ihn gern zu seinem Hauptkupferstecher herangezogen: andererseits machte ihm die Cotta'sche Kunstverlagshandlung den Auftrag, in Paris und London den neuern Geschmack im Stich zu studiren und sodann in München ein Atelier für junge Stahlstecher zu leiten, in welchem zunächst Kaulbach's Meineke Fuchs zur Wiedergabe kommen sollte.

Schon damals, wie auch noch später von Paris aus, lehnte Weber diese Anträge ab, nicht zum wenigsten aus denselben Gründen, um deren willen er sich überhaupt von der Münchner Schule los sagte und nach Paris übergieng.

Zu diesem Schritt verleitete ihn nicht etwa bloß der Glanz überhaupt, welcher die Namen der damaligen großen Pariser Stecher, Desnoyers, Forster, Henriquel, umgab, sondern ihre ganz andere Auffassung des Stiches bestimmte ihn dazu. Allerdings wurde ihm der große Gegensatz zwischen München und Paris erst später vollständig klar. Während die Münchner Stecher hauptsächlich dem sog. Carton- oder Contourstiche huldigten, war Paris die hohe Schule des ausgeführten Stiches. Zwar machten die Münchner Arbeiten auf den Unkundigen einen durchaus idealen Eindruck; sie wurden aber von den besten Kennern wegen ihres oft herben und starren Contours, wegen der nur relativen Wiedergabe sowohl der Formen als des vollen Scheines der Natur verurtheilt.

„Zwei nachtheilige Seiten“, lauten Weber's eigene Worte, die er bei einer später anzuführenden Gelegenheit aussprach, „hat meines Erachtens der Stich nach den Cartons, nämlich: den Mangel an Naturstudien, die sie enthalten, und die Schwierigkeit, mit dem Grabstichel den Umriss der Kreide wiederzugeben. Ersteres entzieht uns alle Beihülfe zum Verständniß der Form, die zuweilen nur mangelhaft angedeutet ist; der Contour wird hingegen meistens zu hart oder zu mager und sieht hölzerner aus.“ Eben dahin gehört der folgende Passus: „Das ist eben der Haken. Zeichner waren sie nicht, und ich habe nie gesehen, daß sie die Natur genau studirt noch richtig wiederzugeben gesucht. Hier ist kein Vergleich (nämlich mit Marc Anton oder Albrecht Dürer) anzuführen; denn gerade das Geistreiche, die höhere Em-

pfündung, die in einem Unriß liegen soll, fehlt der neuern Münchuer Schule total. Es konnte aber nicht anders sein. Die Münchuer Akademie, wo sich diese Cartonstecher bildeten, war keine Anstalt, um Zeichner zu bilden; das ist allgemein bekannt. Ausführen konnten diese Gründer der neugebildeten deutschen Schule nicht; ihre Bestrebungen waren mehr auf die historische Composition gerichtet, die bei den meisten Jüngern zur Manier geworden, und worein sich auch die Stecher gegeben haben. Von Natur keine Spur, tendenziöse Auffassung, harte, leblose Contouren an der Tagesordnung, und die Stecher haben es noch gräulicher nachgeahmt. Diese Zeit ist vorüber, glücklicher Weise, und es wird gewiß etwas Besseres daraus erwachsen, wenn sie sich mit der französischen Schule vereinigen und immer mehr vereinigen, um das zu erlangen, was nöthig ist, um einen schönen Gedanken auch vortheilhaft und schön darzustellen und gehörig in Haltung zu bringen.“

Diese Worte schrieb Weber in fachmännischem Eifer als private Antwort auf einen ihm von Freundesseite mitgetheilten Artikel der Allg. Ztg. (20. und 21. Juli 1867: „Ueber Reproduktion in der bildenden Kunst“, unterzeichnet „ein Kupferstecher“).

Wie ganz anders stand damals Paris mit seiner Jahrhundert alten Tradition da, wo die schon erwähnten Meister in technischer Vollendung wie auch in geistreicher Uebersetzung der Originale wetteiferten.

Erst viel später, nachdem er bereits die »Vierge au linge« gestochen, nahm Weber vorübergehend wieder den Cartonstich vor, indem er sich um's Jahr 1860 zugleich mit Mandel, Schäffer, Raab u. A. an der Herausgabe der Goethe'schen Frauengestalten nach Kaulbach betheiligte. Seine beiden Blätter, „Hermann und Dorothea“, jowie „Faust

und Helena“, verleiteten ihm aber endgiltig diese Art des Stichs, da er vergeblich und mit großem Zeitverlust versuchte, im Stiche anatomische Formen und andere wichtige Details anzuführen, welche die Originalbilder überhaupt nicht hatten.

Weber kam 1840 nach Paris. Daß er in München nicht nur das fidele Künstlerleben mitgemacht, sondern auch ernstlich gearbeitet hatte, beweisen die warmen Empfehlungen, die ihn in den neuen Wirkungskreis begleiteten. Von Cornelius hatte er Briefe an Desnoyers und Mercurj, von Gouzenbach und Kirner an Forster und die beiden Brüder Winterhalter, mit denen er später so nahe befreundet wurde. Desnoyers ermahnte ihn angelegentlich zu eifrigem Zeichnen, und Forster sprach zu ihm gar die ersten Worte: „Sie können noch gar nichts, mein junger Mann, weder stechen noch zeichnen, und müssen sich tüchtig dran machen, alle Energie aufbieten, wollen Sie nicht in Paris zu Grunde gehen.“ „Solch ernstes und kräftiges Wort,“ heißt es in Weber's Autobiographie, „übte natürlich eine mächtige Wirkung auf einen Menschen, der über sich selbst nicht blind war.“

1841 trat der Künstler für kurze Zeit in das Atelier von Paul Delaroche. Eben damals machte er den Anfang mit seinen beinahe 50 Stichen für die von Gavard im Auftrage Louis Philippe's besorgte Herausgabe der Pariser Gallerie. Die verhältnißmäßig einfachen Blätter, an denen er bis tief in die vierziger Jahre arbeitete, erhielten in der Folge öffentliches Lob gerade für ihre Einfachheit, speziell die Damenporträte für ihre graziöse Ausführung. Diese Bildnisse, und zwar namentlich die der Prinzessin Lamballe, der Herzogin von Orleans, der Königin Elisabeth, der Kaiserin Josephine, waren die Anfangsglieder jener langen Reihe von stets vollendetern Frauenbildern,

unter denen wir später u. A. die Italienerin am Brunnen, die Elisabeth, die Kaiserin Eugenie und die Violanta finden. Das Damenbild war geradezu Weber's von andern unerreichte Spezialität.

Die nähern Beziehungen zu Forster begannen 1843, als Weber eine Wohnung in dessen Haus bezog, und bald nachher durfte er sich, nach einer Zeit gegenseitiger Zurückhaltung, als eigentlichen Schüler Forster's betrachten.

François Forster, geb. 1790 in Voce (sein Leben lang hat er mit Stolz von seinem »village« gesprochen), war als Schüler von Langlois gänzlich in der französischen Kunsttradition aufgewachsen und hatte seine große Berühmtheit durch die flotte, klassische, breite Wiedergabe vieler, namentlich raphaelischer Bilder, durch seinen systematischen Stich erworben.

Bei diesem unerbittlichen und kritischen Lehrer, der auf der vollen Höhe der glänzenden französischen Schule stand, legte Weber den Grund zu seinem späteren so großen Können. „Im vollsten Vertrauen“, sagt er in der Autobiographie, „und mit großem Fleiß übergab ich mich um der Leitung meines neuen Meisters. Fast täglich erhielt ich eine tüchtige Lektion in feierlich kräftigen Worten, die mich nie einen Augenblick im Unklaren ließen über meine schwachen Seiten. Allmählig giengen mir die Augen auf. Zuerst behandelte er die plastische Wiedergabe der Formen durch enge und weite Strichlagen, durch die perspektivische Einbiegung der Strichlagen, wodurch die Zeichnung an Relief gewann, klar und verständlich wurde. Da keine Form der andern ganz gleicht, so wollte er auch eine vielseitige Abwechslung der Strichlagen, wobei aber nie der Gesamteindruck derselben, die Harmonie der Arbeit, außer Acht gelassen werden durfte. Bei Verkürzungen, zurückweichenden

Partien, bei verschiedenen Plänen von Vorder-, Mittel- und Hintergrund mußten die Lagen berechnet werden, weil nur dadurch der richtige Ton und Effect des Bildes erzielt und selbst in der Färbung wiedergegeben wird; dabei kam dann im Gegensatz zur Behandlung des Fleisches diejenige der Stoffe noch ganz besonders in Betracht. Hierzu gehörten auch Abwechslungen von schiefer und von viereckiger zweiter Lage, und ob diese stark oder schwach, ob sie durch Zwischenpunkte oder Zwischenstriche gedämpft den Charakter des Bildes zu geben hatte. In der Behandlung eines Bildes mit mehreren Figuren gieng Forster von der Hauptgruppe, von der Hauptfigur aus, die als hervorragend auch am meisten und am deutlichsten durch die Strichlagen modellirt werden mußte. Das gab ihm den Maßstab für die übrigen Figuren, für den Hintergrund, für alle Nebensachen, die in ruhiger Stimmung bloß da sind, um die erstern hervorzuheben, zu verherrlichen.“

Man muß Weber's mündliche Schilderungen angehört haben, um ganz zu begreifen, welch disciplinariſchen Einfluß der eben so große als pedantische Meister auf ihn ausübte. Vor diesem Richter fanden die romantischen Anhänger, die er von seiner bisherigen kometenhaften Bahn und namentlich von München her an sich haben mochte, keine Gnade. Forster war die Genauigkeit selbst. Als er bereits auf Weber's Rath, den er mit einer Gewissensfrage ihm abgenöthigt, zu stechen aufgehört und ihm Arbeitsstich und Grabstichel feierlich übergeben hatte (1851), stellte er sich noch immer pünktlich nach der Uhr jeden Tag in seines Schüler's Zimmer ein, nachdem er eben so pünktlich seinen Moniteur bis auf die letzte Zeile gelesen hatte.

Die wichtigsten Werke nun, die Weber in Paris geschaffen hat, sind folgende:

Vor allem war für ihn epochemachend der mit allen Mitteln seiner Kunst ausgearbeitete Stich nach dem Selbstporträt des Giulio Romano in der salle carrée des Louvre (1844), nicht nur weil dies sein Hauptschritt in größere Dimensionen hinein war, sondern vor allem, weil es für den Fremdling äußerst schwierig und nur durch die Empfehlung eines Forster möglich war, den Credit zur Ausführung auch nur einer solchen Platte zu erhalten. Darauf folgte (1846) »Napoleon et son fils« von Steuben, das erste Blatt, welches Weber eine Medaille eintrug, und zwar die zweite goldene des Salon; dasselbe mag allerdings ebenso sehr durch die packende Idee des Bildes selbst gewirkt haben, das den großen Eroberer mit seinem Kinde, ein umgeworfenes Kegelspiel am Boden, darstellt, als durch die Vorzüge der Stecherei. Bedauerte doch der Künstler später, daß er, namentlich auf Forster's Andringen, zwei Monate zu wenig auf diese Platte verwendet hatte. Dagegen war die »Italienerin am Brunnen« nach de Keyser (1851), eine weibliche Figur mit nackten Fleischpartieen in größerem Format, eine Leistung, die ihm nicht nur die große goldene Medaille der Brüsseler Ausstellung (1851), sondern, was mehr sagen wollte, das größte Lob von Seiten des Malers selbst, sowie auch Forster's eintrug. »Permettez-moi, Monsieur,« schrieb ihm de Keyser, »en vous adressant mes remerciements, de vous exprimer aussi non seulement mon entière satisfaction mais mon admiration pour votre beau talent et de la manière dont vous l'avez appliqué à la reproduction de mon œuvre. Croyez à tout le plaisir que j'éprouverais de voir mes productions confiées à un talent aussi distingué.« Forster dagegen sagte zu einem Bekanuten Weber's die Worte: »Jamais bras de femme n'a été



mieux fait. « Die „Gitanos“ nach M. Artaria (1854), ein an sich nicht sehr bedeutendes Bild, bezeichneten inunterhin für den Stecher eine neue Etappe seiner Kunst, weil sie ihm Gelegenheit gaben, einmal an einer größeren Gruppe „die verschiedensten Lichteffecte und Nüancen zur Geltung zu bringen“ — es war ein Effectstich par excellence. Winterhalter's Elisabeth (1856), welcher später in Basel ihre Schwester Madeleine folgte, eine, der Leistung nach, wie schon bemerkt, höhere Potenz der Parisaer Dameporträts, hatte weniger einen akademischen und offiziellen, als einen gewaltigen populären Erfolg.

Endlich ist die große Arbeit zu nennen, mit der Weber seine Pariser Zeit abschloß und im Cinquecento sich gleichsam festsetzte, die »Vierge au linge« nach Raphael (1854 bis 1859). Es war schlimme Zeit angebrochen; das Daguerrotyp und später die Photographie eroberte immer mehr Boden, und bei der allgemeinen politischen Unsicherheit wagte es ein Verleger nicht leicht, sich auf Jahre hinaus zu binden. Um so wichtiger war es für Weber, als ihm Doudorf zu Frankfurt diesen Stich bestellte, durch dessen Ausführung er zum ersten Mal mit andern Fachgenossen in die Schranken treten sollte. Diese berühmte Madonna war nämlich früher schon 15 mal gestochen worden, u. A. von Desnoyers.

Wie groß die Wirkung dieses Stiches war, sieht man u. A. aus einem Aufsatz im belgischen Journal des beaux-arts (vom 31. Dezember 1861) von Ad. Siret, dem bekannten Verfasser des »Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles.« Dieser Aufsatz ist gewiß ein Muster eleganter und dennoch in's Detail eindringender Kunstkritik. So sagt Siret vom Vordergrund des Stiches: »Là, le travail du burin est d'une admirable puis-

sance et semble se jouer des difficultés. La transparence de la chair et le modelé sont surtout ce qu'il y a de précieux dans l'œuvre de Weber. Je signalerai particulièrement le beau et suave visage de la Vierge, et, peut-être avant lui, le corps de l'enfant Jésus, d'une souplesse, d'une pondération, d'un moëlleux et d'une pureté dont je n'ai pas encore trouvé d'exemple. Les parties charmes sont d'un burin presque invisible; telle est la flexibilité de ce burin, telle est la combinaison des lignes droites, courbes, croisées, pointillées, continues, interrompues, qu'elles finissent par se fondre pour n'être plus que de la couleur, de la lumière, de la vie. Je crois qu'il n'est pas possible d'obtenir d'aussi admirables résultats avec tant de sobriété dans les moyens; involontairement on se rappelle tout ce qui est grand dans l'art pour se convaincre une fois de plus combien la simplicité est la seule source du beau et du vrai. « Der Ausdruck, sagt Siret, sei der des Originals, die Zeichnung » d'une netteté et pureté raphaëlesque, « mit Ausnahme der (in Folge einer Unklarheit des Originals) etwas verwischten rechten Hand der Madonna; in der Stoffbehandlung bemerkt er » une taille d'une énergie et d'un sentiment qu'il est plus facile de constater que de définir. « » De plus, ces tailles ont une extraordinaire puissance de coloris: le jour, la demi-teinte, l'ombre transparente et l'ombre obscure, ont des gammes de lumière tout à fait harmonieuses entre elles. « Der Verfasser schließt mit den Worten: » Ce qui frappe dans cette planche avant son examen et ce qui séduit encore plus après l'avoir analysée, c'est la communication intime qui s'est

établie entre le graveur et la pensée du maître, communication dont l'œuvre est tout imprégnée. Tout système, toute velléité, toute école même, disparaît quand il s'agit de graver Raphaël. C'est ce que bien peu ont compris, c'est ce qu'a fait Weber avec un tact qui est un des précieux caractères de son talent et avec un succès qui constitue le plus beau rayon de son auréole d'artiste. «

Mit diesem Stich, den Siret auch dem von Desnoyers namentlich in der Zeichnung vorzieht, war Weber auf der Höhe seiner Kunst angelangt. Welche bestimmten, aber von der Ausführung verdeckten Contouren seinen Stichen zu Grunde liegen, hat jedermann an der bei wiederholten Gelegenheiten hier in Basel ausgestellt gewesenen Reihenfolge der Probedrucke gerade dieser Madonna studiren können, wo sich von allem Anfang an und vor jeder weiteren Ausarbeitung des Stiches die Linien z. B. der linken Hand der Jungfrau mit größter Präcision gezeichnet finden.

Daß Weber neben seinen Arbeiten auch von den Vortheilen und Genüssen, welche das großstädtische Kunstcentrum ihm bot, namentlich von den Sammlungen, sowie von den Concerten des Conservatoire, soviel als möglich profitirte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Namentlich aber auch in gesellschaftlicher Beziehung fand er in Paris Anregungen, die er später oft schmerzlich vermisse. Um hier zu schweigen von dem Stern'schen Gesangsverein der vierziger Jahre, dessen hauptsächlichster Mitgründer er war, darf dagegen der Verkehr mit bedeutenden Malern, Musikern und Kunstkennern nicht übergangen werden, der die spätere Zeit seines Pariser Aufenthalts verschönerte, als er jeden Samstag bei Winterhalter, und etwa Sonntags im Hotel Bristol, mit Ruans, Goldschmidt, unserm Landerer, Leo Bürkli, Müндler

u. Aud. zusammentam. Von daher hatte er die Gewohnheit des technischen Kunstgesprächs und die Abneigung gegen alles geistreiche Geflunker. Außerdem war auch seine Wohnung in der Rue Royer-Collard, nachdem er sich 1852 verheiratet hatte, für die Basler, welche sich in Paris aufhielten, gelegentlich ein gerne aufgesuchtes Heim.

Abgesehen von verschiedenen Besuchen in der Heimat, machte W. von Paris aus auch zwei größere Reisen, die ihm viele Anregung brachten, die eine, schon 1842, mit Freunden nach der Normandie, London und den Niederlanden, die andere, 1847, mit Forster nach Berlin und Potsdam, wo er mit seinem Meister durch Alexander von Humboldt dem König Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt wurde.

Die schon bei der Verheiratung in Aussicht genommene Uebersiedelung nach Basel war nicht unabhängig von der eigenthümlichen Gestaltung, welche Weber's Verhältniß zu Forster in den fünfziger Jahren annahm. Er wich nämlich zu dessen großem Verdruß in einem Hauptpunkt immer mehr von Forster's System ab. Dieser glaubte, abgesehen von seiner Vorliebe für eine möglichst brillante Stechweise, kraft der bekannten Theorie der klassischen Schule, willkürlich gewisse Partien der Originalbilder in's Klassische der napoleonischen Zeit übertragen zu dürfen (er pflegte zu sagen: *il faut qu'un nez soit formé comme cela*), während Weber sein Ideal, das auch in der oben benützten Kritik Siret's deutlich zu Tage tritt, bei späterer Gelegenheit mit den einfachen Worten andeutete: „Die Hauptaufgabe eines Kupferstechers ist diejenige, ein Bild in Charakter und Form getreu wiederzugeben, so daß uns der Stich denselben Eindruck macht wie das Bild.“

Man braucht nur den Gegenstand, in dessen Wieder-

gabe Meister und Schüler mit einander concurrirt haben, den Jeune homme von Raphael, in ihren beiden Stichen vorzunehmen, um den großen Unterschied der Behandlungsweise zu erkennen: bei Forster in breiten Strichlagen ein großartiges Bild mit greller Beleuchtung, bei Weber ein dem Original näherstehendes, weich behandeltes Porträt mit mäßigstem Lichteffect. Die Vefehrung von Forster's Majestität und seiner etwas fremd anmuthenden Eleganz zu vollendeter Treue gegen das Original und zu einfacher, unmanirirter Stechweise vollzog sich natürlich nur ganz allmählich; jedoch zeigt schon die 1850 angefertigte Zeichnung nach der *Lais* eine von Forster ganz verschiedene Auffassung.

So verließ Weber 1850 Paris und siedelte nach Basel über, um hier die ersten 9 Jahre in ungestörter Ruhe an der *Klybeck* zu verbringen. Dieß geschah nicht ohne den auch später fortdauernden Widerspruch seiner Pariser Freunde, wie dieß ein Brief von Franz Winterhalter noch aus dem Jahr 1867 bezeugt.

„Mein lieber Freund!“ schrieb ihm dieser, „Vorerst meinen besten Dank für die *Lais*! Es gefällt dieser Stich jedermann sehr wohl, wie begreiflich. Wir haben schon oft zusammen gesprochen, Mündler, Bingham, mein Bruder und ich, wie schade es um Sie sei, daß Sie die kostbare Zeit so verlieren, und sich mit elenden Bildern (die zu stechen wir Ihnen sehr abrathen!\*) herumlagen, woben denn doch nun und nimmermehr etwas weder für Ihre Finanzen noch für Ihre Kunst herauskommen kann. Sind Sie denn gar so verliebt in Ihr Basel, als wenn außer Basel keine Welt mehr existirte? Es thut mir wehe, daß

---

\*) Es sind in erster Linie die Porträte gemeint.

Sie, einer der größten jetzt lebenden Kupferstecher, so versauern und verschwinden sollen! Noch wäre es Zeit, daß Sie etwas Bedeutendes, Würdiges unternähmen und in die Welt schickten, wenn Sie sich entschließen könnten, Basel auf mehr als 24 Stunden zu verlassen, und bin dessen gewiß, daß Sie in der großen lebendigen Welt etwas begeuen, etwas erfahren könnten, was für Sie geeignet wäre. Man achtet Sie, man schätzt Sie als Künstler und ist Ihnen gewiß gerne behülflich. Mündler spricht von einem Bilde in Brescia, ich sprach Ihnen von einem in Burgoz, vielleicht in Wien, auch in Berlin wäre jetzt vielleicht etwas zu machen. Raffen Sie sich auf, suchen Sie Ihre alte Energie wieder hervor, und versinken Sie nicht in Basel, wie die Römer in Capua! — Wenn ich Ihnen auch das Bildchen der Frau Bohren (die Madeleine) schicke, so ist dieß doch nur den Mäusen gepfiffen und zieht Sie den Frühling und Sommer herum, nachher werden Sie des Winters wegen nichts mehr unternehmen. Nur in der großen Welt ist es möglich, sich zu entfalten, und sogar das Bildchen der Frau Bohren wird Ihnen in Basel Verlegenheiten in der Ausführung machen, die hier ganz wegfallen, wegen meiner Hülfe, da es nicht so sicher und klar dasteht, wie jenes der Elijabeth.

„So spreche ich Ihnen jetzt als Künstler zum Künstler und Freunde; wenn Sie mir aber nun als Papa und Ehegemahl und einfacher Laudedelmann antworten aus dem Schloßchen Rhybeck, so habe ich freilich nichts mehr zu sagen und bitte, diese meine Epistel zu vergessen! Auch möchte ich mich nicht mit Ihrer Frau entzweyen, die ich im Gegentheile herzlich zu grüßen bitte.“

Von den Basler Stichen der ersten Jahre haben wir die beiden Blätter nach Raulbach, jowie den *Jemie homme*

von Raphael, schon erwähnt; der letztere war bestellt von der Calcographie des Louvre, was natürlich eine Auszeichnung für den fremden Künstler war. In dieselbe Zeit fällt eine ganze Reihe von Stichen nach Winterhalter, welcher für Weber wenigstens zeitweise dieselbe Bedeutung hatte, wie früher etwa Lebrun für Edelinck, d. h. die Bedeutung des angesehenen zeitgenössischen Malers, in dessen Stil sich der Stecher immer mehr hinein arbeitete. Die beiden Künstler waren in mehreren Beziehungen verwandt; namentlich aber war Winterhalter in gleichem Maße unter den Malern der unerreichte Schöpfer präziöser Damenbilder, wie Weber unter den Stechern.

Während von diesen Stichen nach Winterhalter die Porträte des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen, sowie das oben genannte Bild der Madeleine, erst in's Jahr 1868 fielen, vollendete Weber in den Jahren 1863—1864 das Porträt der Prinzessin Korjakoff, den Typus zierlich-koletter Weiblichkeit, und die im Contour des Gesichtes ebenso feine Halbfigur des Herzogs von Hamilton; diesen allen aber gieng voran der berühmte Stich nach dem Bildniß der Kaiserin Eugénie, in welchem nicht nur, wie unten zu lesen, der Contour, sondern, man kann sagen, das System überwunden ist.

Dieser Stich giebt in seinem vollen Reize das zauberhafte Bild Winterhalter's wieder, das mit dem der Mediceischen Venus entlehnten Achselmotiv und dem träumerischen Hell Dunkel die Besucher der Londoner Ausstellung vom Jahre 1862 so sehr entzückte. Derselbe war damals neben dem Gemälde zur Vergleichung aufgehängt; über ihn sagte im Conseiller des Artistes vom 1. Januar 1863 Charles de Mutrécy: »Les plus célèbres graveurs pouvaient peut-être faire aussi bien, ils n'eussent

certainement pas fait mieux,« und ein unbekannter Autor veröffentlichte im belgischen Journal des Beaux-Arts vom 27. März desselben Jahres eine feine Kritik, der wir bloß die schönen Worte entnehmen: »Je ne saurais dire que cette œuvre diaphane et séduisante soit dessinée. Il n'y a pas de contour; le graveur a imité en cela la nature qui ne fait jamais de contours; la matière cesse et aussitôt voilà que la forme se révèle. Le dessin des contours est l'œuvre de l'homme impuissant à procéder comme la création qui produit la masse sans s'occuper de la ligne tandis que l'homme indique cette masse par la ligne. Je mentionnerai particulièrement le travail du fond aux approches de la silhouette du modèle. C'est un pointillé extrêmement fin et presque invisible qui donne à tout ce qui l'entoure une atmosphère et une suavité d'un délicieux aspect «.

Das Bild der Kaiserin hat noch ein besonderes Interesse dadurch, daß in diesem Falle einmal praktisch der ewige Streit zwischen Stich und Photographie zu Gunsten des erstern entschieden wurde. „Der beste Photograph nach Bildern,“ schreibt Weber in der Autobiographie, „der mir befreundete Bingham, hatte vorher alle Mittel erschöpft, um nach dem Bild der Kaiserin gute Abdrücke zu erstellen; die hohe Frau aber schickte dieselben immer wieder als ungenügend zurück. Erst als der gute Bingham förmlich insolvent war, entschloß man sich, das Bild meinem Grabstichel zu übergeben, und die Partie habe ich gewonnen.“ „Die Kaiserin selbst,“ heißt es ebenda von diesem Stich, „hatte eine solche Freude daran, daß sie mir in einer Audienz persönlich dafür gedankt hat.“

1866 stach Weber die sogenannte Bella Visconti aus der



raphaelischen Schule und vollendete im selben Jahr seine Laïs, für welche er, wie schon angedeutet, die Zeichnung sowie die Vorbereitung der Platte schon 1850 vorgenommen hatte. So lange gieng es, bis er sich mit dem Stichel an Holbein wagte; denn er hatte vor ihm Respekt,

Seit 1870 stach Weber nur noch nach Bildern des 16. Jahrhunderts. Im genannten Jahre beendigte er Luini's Madonna di Lugano, 1872 Holbein's Amerbach, 1876 Tizian's Amor sacro e profano, 1878 Holbein's hiesigen Erasmus und 1879 Paris Bordone's sog. Violanta, die letztere nicht nach dem Exemplar der Münchner Pinakothek, sondern nach dem seines Freundes Winterhalter in Karlsruhe. Diese Blätter repräsentiren die vollendete, abschließende Thätigkeit Weber's. Angesichts der großen Anerkennung, die sie gefunden haben (es sei hier der Kürze halber nur auf die drei dießbezüglichen Aufsätze in Herman Grimm's Essays hingewiesen), braucht hier nicht weiltäufig darüber gesprochen zu werden. Nur mit einem Wort sei der Geschicklichkeit und Objektivität gedacht, mit welcher der Stecher sich in so gänzlich verschiedene Stile hineingefunden hat, wie die Holbein's, Luini's und der beiden großen Venezianer. Kann es doch z. B. keinen größern Gegensatz geben, als zwischen der Farbengluth des Tizian'schen Gemäldes und dem matten Freskovortrag der Madonna di Lugano; diese war mit trockenster Linienführung wiederzugeben (noch auf der letzten Seite seines Tagebuchs citirt Weber die Worte: »Luini est doux, mais il n'est pas mou«), jenes dagegen mit allen Mitteln des Farbensstichs.

Ueberhaupt sind ja in Weber's Stichen die verschiedensten Schulen vertreten, während nicht wenige gerade der allerersten Stecher wesentlich dadurch in ihrer Arbeit gefördert worden sind, daß sie hauptsächlich nach einem Maler gestochen haben;

so Marc Anton nach Raphael, Botswert nach Rubens, Edelinck und Audran nach Lebrun, in unserer Zeit Henriquel Dupont nach Delaroche u. s. w.

Der schwierigste Vorwurf von allen war für Weber, sowohl wegen des Gesamteindrucks als wegen der nackten Figur, das Bild Tizian's, zu dessen Studium er 1873 zum ersten und einzigen Mal in der ewigen Stadt weilte. Von diesem Stich sagte Kinkel im Bericht über die schönen Künste der Schweiz auf der Pariser Weltansstellung von 1878: „Die himmlische und irdische Liebe nach Tizian, welche den schönsten weiblichen Körper in Tagesbeleuchtung wiedergiebt, der vielleicht jemals gemalt worden, giebt gewiß auch schon dem Laien den Eindruck einer wunderbaren Arbeit; aber nur wer vom Kupferstich etwas versteht, wird den künstlerischen Verstand ahnen, womit hier die Linien geführt sind.“

Wir haben von den vielen Medaillen, die Weber zu Theil geworden sind, absichtlich nur die beiden ersten erwähnt, um damit seinen Eintritt in die Reihen der anerkannten Meister des Fachs zu markiren. Dagegen brachten ihm die siebenziger Jahre eine Reihe von Auszeichnungen, die hier nicht dürfen übergangen werden. Außer der Ehrenmitgliedschaft des Basler Kunstvereins und der Basler historischen Gesellschaft, von denen die erstere schon von früher her datirt, erhielt er 1874 die Ernennung zum auswärtigen ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie, im selben Jahr zum korrespondirenden Mitglied des Institut de France, 1878 zum Ehrenmitglied der Wiener Akademie, sowie 1876 zum korrespondirenden und 1880 zum Ehrenmitglied der Société pour l'avancement des arts in Genf.

Wie manches Bild hätte Weber nicht gerne noch gestochen! Vüßternen Auges musterte er z. B., da er in der letzten Zeit

seines Lebens mehrmals in die Lombardei kam, jene erhabene Ruine in Mailand, Lionardo's Abendmahl; aber er hätte 10 bis 12 Jahre zu dessen Stich gebraucht. Wie gut, daß er ihn nicht begonnen! Denn auch Luini's Madonna aux roses in derselben Stadt, die er für den schweizerischen Kunstverein zu stechen übernahm, konnte er nicht mehr ganz beendigen. Der Tod verhinderte ihn daran. Den beinahe vollendeten Stich übernahm zur gänzlichen Ausführung Francois, nachdem zu seinen Händen Henriquel, der immer noch arbeitende Patriarch der französischen Schule, selber eine Retouche davon angefertigt hatte. So werden merkwürdigerweise die Namen von drei berühmten Kupferstechern mit dieser Platte verknüpft sein.

Noch ist zu reden von einer Hauptseite der künstlerischen Thätigkeit Weber's, nämlich vom Zeichnen. Muß doch der Stecher von jedem im Stich zu reproducirenden Bild, ehe er zur Anlegung der Platte schreitet, eine möglichst getreue Kopie anfertigen. Diese führt er nun ganz anders aus, als z. B. auch die besten Maler zu zeichnen pflegen; denn, da dieselbe dem Grabstichel zum Muster dienen soll, so muß sie schon in ähnlicher Weise, wie der auszuführende Stich selbst, nicht nur den Gesamteffekt des Originals wiedergeben, sondern auch dessen ganze koloristische Symphonie in Licht und Schatten übertragen. In welchem Grade Weber dieß verstanden hat, zeigen die im öffentlichen Besitz vorhandenen Muster. Auf dem Museum in Basel befinden sich bekanntlich seine Zeichnungen zur „Himmlischen und irdischen Liebe“ und zum Erasmus, im Rathhaus ist die zum Amerbach. Von solchen, welche nicht zur Ausführung im Stich bestimmt waren, besitzt das Museum die Kopie des in hiesigem Privatbesitz befindlichen Lionardesken Johannes des Täufers; im Rathhaus dagegen sind die Por-

träte von Felix Blater und Andreas Ruff. Aber nicht nur vor dem Beginn des Stechens, sondern auch während des Verlaufs der Arbeit hat der Künstler reichliche Gelegenheit zur Uebung im vollendeten technischen Zeichnen; denn er pflegt an den einzelnen in der Ausführung stets fortichreitenden Probedrücken, die ihm zugleich eine auf andern Gebieten unerhörte periodische Recapitulation der Arbeit bieten, jeweilen diejenige Retouche vorzunehmen, welche bis zum nächsten Abdruck für den Stich maßgebend sein soll. Ein noch vorhandener retouchirter Probedruck des „Giulia Romano“ ist hiefür ein besonders bezeichnendes Beispiel, weil Weber da zum ersten Mal diese ausführende zeichnerische Thätigkeit entfalten konnte.

Dazu kommen nun noch diejenigen Leistungen, in denen er nicht der Uebersetzer fremder Meisterwerke, sondern selbst der originale Schöpfer war. Lag ihm das Komponiren gänzlich fern, so war dagegen das Studium des lebendigen Daseins, in der Landschaft und im Porträt, ein zwischen der berufsmäßigen Arbeit von ihm oft und gern gelibter Zeitvertreib, und er zeichnete sich darin aus durch seine klare Auffassung und lebenswarme Wiedergabe der Natur. Während aber viele gerade seiner besten Zeichnungen nicht im Stiche ausgeführt wurden, ist es zu beklagen, daß er für eine ganze Anzahl seiner Porträtstiche solche Studien nicht machen konnte. Muß doch der hentige Kupferstecher in vielen Fällen das Bild verstorbener Personen, die er wenig oder gar nicht gekannt hat, aus dem zufällig vorhandenen, d. h. oft dem unrichtigsten Material herstellen, so daß die Hauptarbeit in einem Ringen nach der Aehnlichkeit ausgeht. Wenn Weber bei Gelegenheit die Werke seiner Hand überschaute, so überschlich ihn darum ein Gefühl der Wehmuth, daß er, der Natur seines Be-

rufes nach, darunter auch unvollkommenere Schöpfungen erblicken mußte. Wie ganz anders war es im umgekehrten Fall! Wie vortrefflich sind die Porträtstiche, für die er die Zeichnungen nach gutem Material oder gar nach der Natur anfertigen konnte! Zu diesen gehören, so weit hier von ihnen die Rede sein kann, von den frühern z. B. das Porträt des Herrn Fritz Stehlin, von den spätern in größerm Format die vorzüglichen Bildnisse von Professor Rud. Merian, Rathsherr Wilh. Vischer, Rathsherr Christ und Bürgermeister Stehlin, sowie das gegenwärtig in Publikation begriffene Bild des Herrn Minister Kern.

Vielleicht ist hier der Ort dazu, einmal im Zusammenhang ganz kurz auf die besondern Schwierigkeiten hinzuweisen, die mit dem in jeder Weise so bedingten Beruf der Stecherei verknüpft sind. Dieselben beginnen mit der Herstellung der Zeichnung und hören erst auf mit dem Druck des vollendeten Stichs. In der Wahl des Vorwurfs nur äußerst selten frei, sondern gewöhnlich an das Belieben des Verlegers, bzw. an den Geschmack des Publikums, gebunden, hat der Künstler seine große Noth mit der korrekten Zeichnung oft auch von Bildern ersten Rangs; denn auch in solchen finden sich bisweilen maßgebende Formen falsch oder vielleicht nachgedunkelt vor. Daher stamnte zum Theil die freie Souveränität der klassischen Stecher, welche ihre konventionellen Formen in die Bilder hineinbrugen. Kann der Stecher nicht selber das Original abzeichnen, sondern muß er sich mit der Kopie eines Andern behelfen, so kommt er unter Umständen erst recht in die Klemme; denn es kann vorkommen, daß z. B. auch bedeutende Maler beim Kopiren den Ausdruck des Originals verfehlen. So gieng es, wie man sich noch heute täglich davon überzeugen kann, unserm Hieronymus Neß mit der

Kopie des Holbein'schen Selbstporträts, nach welcher zu seinem spätern großen Bedauern Weber 1847 seinen bekannten Stich anfertigte. Was ferner die Wiedergabe des Eindrucks anbelangt, welchen ein Bild auf den Beschauer sowohl im Ganzen als auch in seinen einzelnen Partien macht, so sind die Kunstmittel der Stecherei äußerst beschränkt; mit Schwarz und Weiß und den dazwischen liegenden Schattirungen soll sie alle Tonverhältnisse der Farben wiedergeben und ausschließlich mit der mannigfachen Modifikation der Linien die ganze Plastik der Formen ausdrücken. Endlich ist der Erfolg eines Stiches mit abhängig von der Kunst des Druckers. Auch hierin hat Weber mehrfach üble Erfahrungen gemacht. Um so intimer ist darum auch das Verhältniß, in dem ein Mann, wie sein Hauptdrucker Chardon in Paris, zu den Stechern steht.

Ein abschließendes Urtheil über Weber's Leistungen und seine Stellung in der Geschichte des Kupferstichs zu geben, ist nicht unsere Sache. Darum sei nur auf einen Punkt hingewiesen. Man hat ihm mehrfach das Kompliment gemacht (z. B. Woltmann im Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, 1867, Nr. 136), daß er „die Vorzüge der deutschen und der französischen Technik im Kupferstich in glücklicher Vereinigung zu bieten wisse.“ Genauer und richtiger könnte man sagen: Weber ist durch unvollkommenste deutsche Anfänge hindurch und über diese hinaus in französische Zucht und Schule hineingewachsen und hat es darin zu einer Technik gebracht, welche ihn befähigte, Natur und fremde Bilder in freier Weise und so wiederzugeben, wie er sie persönlich auffasste und empfand. Musterte er natürlich mit größter Aufmerksamkeit die ihm zukommenden Werke der hervorragenden deutschen Kollegen, so blieben doch die großen Meister der französischen Schule seine Vorbilder.

Sein Ideal war Edelstuck, von dessen Werken immer einige in seiner Nähe hiengen, nämlich, außer mehreren der besten Bildnisse, vor allem die „Familie des Darius“ und das „Engelkreuz“; von neuern Franzosen hatte er stets um sich Desnoyers und Henriquel.

Während dagegen manche Franzosen ihr Können benutzten zu möglichst glänzendem Effekt, machte Weber, wie wir oben ausgeführt haben, den Prunk der Eleganz immer mehr der einfachen Wahrhaftigkeit unterthan. Zwar hatte er sich der Bedingungen des vollendeten Sticks: der Zeichnung, der Metalltechnik und der getreuen Uebertragung eines Totalindrucks, völlig bemächtigt; er besaß, wie ihm Henriquel nach der Vollendung der *Lais* schrieb, »un brillant burin« und brauchte ihn, nach dem Briefe eines andern Franzosen, »avec une habileté singulière«, aber — und das ist die Hauptsache — »sans aucune affectation d'habileté.«

Wie sehr der Künstler in seinem Fach lebte, zeigen folgende Worte, die er, wie auch schon früher citirte Aeußerungen, im Verlaufe zweier guter, und gern gehörter Vorträge aussprach, welche er im Basler Kunstverein hielt: „Ich fühle mich zu Dank verpflichtet gegen die Vorsehung, daß ich gerade ein Fach ergriffen, das mir so unendlich viel edlen Genuß gegeben und noch geben wird. Mit Aufrichtigkeit muß ich hier gestehen, daß ich — wenn ich die Wahl wieder vornehmen könnte — kein anderes auf der Welt vorziehen würde.“

Er war eigentlich immer an der Arbeit, so lange es für ihn Tag war. Mußte er seine Hauptplatte zur Anfertigung eines Probedrucks fortschicken, so hatte er stets einen andern Stich in Reserve. Auch in die Ferien begleitete ihn mindestens eine seiner Platten, und seine weiteren Reisen galten fast ausschließlich seiner Kunst. Wer ihn bei

hellem Tageslicht besuchte, war darauf angewiesen, sich mit ihm zu unterhalten, während er ruhig fortarbeitete. Der Besuchende durfte es schon für etwas halten, wenn Weber sich vom Arbeitstische weg begab, um ruhiger zu plaudern, oder wenn er gar sein Holzpfetschen anzündete, um mit seiner etwas hastigen Art daraus zu rauchen.

Die Gespräche bezogen sich nur zur Seltenheit auf die Kunst, und wenn er darauf zu reden kam, vernahm man von ihm keine hohen Worte darüber. Ja, vielleicht waren manche verwundert, bei der Besprechung etwa eines Gemäldes ihn kaum von dessen geistigem Gehalt, sondern, wie er es von Paris her gewohnt war, höchstens von den technischen Eigenschaften reden zu hören. Er hatte, ohne es begrifflich so zu formuliren, die Ueberzeugung, daß das Zuerste der Kunst nicht in Worte gefaßt werden kann. Darum fanden auch diejenigen von seiner Seite keine günstige Beurtheilung, welche ohne die unumgänglichen Kenntnisse sich in gewählter Rede über Kunstgegenstände zu verbreiten pflegen.

Weber war ein durchsichtiger Mensch, und sein ganzer Habitus ließ auch den weniger Bekannten einen guten Theil seiner Entwicklung errathen. Schon sein ganz undefinirbarer Individualdialekt, gleichsam ein effektisches Sprachsystem, das von allen Stationen seiner Lebensreise an ihm haften geblieben war, mußte zeigen, daß seine Bildung nicht einheitlicher Art gewesen war. Sein Gebahren war das eines Mannes, der lange in größern Kunstkreisen und in einer Großstadt gelebt hatte und darum mit Vornehm und Gering den jeweiligen passenden Ton der Unterhaltung trefflich zu finden wußte. Das Erbtheil aber einer langen Schule in der Zucht strenger Arbeit war seine schlichte Einfachheit, eine Eigenschaft, die man auch seinem großen Vorbild Edelind



nachrühmt, und die vielleicht mit dem so mühsamen Beruf der Stecherei in einer gewissen Wesensverwandtschaft steht.

In mancher Beziehung hatte Weber viel vom weiblichen Naturell an sich. Er war mit seiner ganzen Energie auf seine Sphäre koncentrirt. Mit der Logik der Gründe, die bei ihm oft leise Ausreden waren, stand er gelegentlich auf gespanntem Fuß. Auch sein trefflicher, drastischer Ausdruck in den Briefen gehört hieher, indem er, wie man dieß von den Frauen rühmt, gerade deshalb so gut schrieb, weil er nur sich selber gab, ohne das künstliche Medium eines Stils.

Im Uebrigen war er, wenn das Wetter für seine Arbeit nicht gar zu schlecht war, durchaus fröhlicher und geselliger Natur und verweilte, so lange es seine Gesundheit zuließ, gerne bei vergnügten Leuten.

Seinem Bedürfnis nach Unbeengtheit ist es theilweise zuzuschreiben, daß er weder Schüler im Kupferstich nachgezogen noch auch sich Berufungen an offizielle Lehrstellen günstig bezeigt hat. Doch hat er sich in Basel einmal bewegen lassen, eine Zeit lang eine Art kleiner Zeichnungsakademie für Damen zu leiten; auch außerdem hat er mehrere Schülerinnen im Zeichnen herangebildet.

Geschäftlichen Sinn hatte er nicht. Nur in den Kontrakten mit den Verlegern, die von der Pariser Zeit an noch sämmtlich erhalten sind, war er nach Forster's Beispiel äußerst präzis. Dagegen hätte es ihm fern gelegen, wie dieß doch sonst so häufig der Brauch ist, zu seinem ökonomischen Vortheil ein geschäftsmäßig organisiertes größeres Atelier einzurichten.

Still und ruhig stach er an seinen Bildern fort, unbekümmert um das draußen sich laut machende hastige Getreibe dieser Welt. Hatte sein Arbeitstisch in den letzten

Jahren, wie schon früher zu Paris, als ideales Centrum der kleinen Familie, in der Wohnstube seinen Platz gehabt, so bezog Weber im vergangenen Herbst eine neue Wohnung, dießmal mit geräumigem, abgefondertem Arbeitsgemach, in dem er sich mit wohllichem Gefühl einrichtete. Leider sollte er in dieser Heimstätte nicht mehr zu freudigem Schaffen gelangen.

In den letzten Jahren hatte ihn zweimal sein Asthma genöthigt, des Winters im Süden Erholung zu suchen. Dießmal kam der Angriff auf seine Gesundheit von anderer Seite. Ein schweres Leberleiden zwang ihn Ende des vorigen Jahres, den so lange mit höchstem Ruhm und eiserne Fleiß geführten Grabstichel niederzulegen. Des Künstlers letzter Kummer war es, das ganz ausnahmsweise schöne Winterwetter im Lehnstuhl unthätig versäumen zu müssen, während die Madonna Luini's noch unvollendet auf seinem Tisch war; „das wäre jetzt ein blauer Himmel zu meiner Arbeit,“ rief er täglich aus.

Nach verhältnißmäßig kurzer Krankheit starb er, ruhig und gefaßt, und nachdem er sein Hans bestellt, in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar. Geschmückt mit Palmen und Lorbeer, den Symbolen des Sieges, und überreichem Blumenflor, schlummerte der müde Arbeiter auf seinem Lager, noch im Tode die zarte weiße Hand, wie zur Führung des Stichels, gebogen.

## Verzeichniß von Friedrich Weber's Stichen.

Dieses Verzeichniß beruht auf dem Katalog des Basler Museums, den der Künstler selbst zur dortigen Sammlung seiner Werke angefertigt hat. Dasselbe führt, mit Weglassung der bloß ornamentalen Arbeiten (aus der ersten Zeit Vorlagen für Porzellanteller, später einige Biquetten für Bankcheine), Weber's Stiche, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden, möglichst in der Reihenfolge auf, in der sie beendet worden sind. Von der Angabe der genauen Jahreszahlen ist abgesehen worden, da dieselbe nicht mit vollständiger Sicherheit hätte durchgeführt werden können.

Die mit \* bezeichneten Blätter aus älterer Zeit finden sich nicht im Museum.

Mit Anführungszeichen sind Weber's eigene Bemerkungen citirt, die er theils im Katalog der obigen Sammlung, theils auf den Blättern selbst notirt hat.

### I. Straßburg. 1828—1832.

1. „Erster Versuch“ (Porträt), nach Wille.
2. Karl der Große, nach Mettenleiter.
3. Caesar und Arvest.
4. Eine Erscheinung im Mondschein.
5. Monument de Turenne près de Saasbach dédié à M. Friederich, statuaire à Strasbourg, par son très humble serviteur F. W.
6. „Letzte Arbeit (Buch-Illustration) bei meinem Meister Oberthür in Straßburg, womit ich in das Atelier von C. Frommel in Karlsruhe aufgenommen wurde, um den Stahlstich zu erlernen.“

II. Karlsruhe. 1832—1835.

7. Die heilige Magdalena. „Erste Arbeit in Stahl bei Frommel.“
8. Lasset die Kindlein zu mir kommen.
9. Ecce homo, nach G. Dolci.
10. Châteaubriand.
11. Mädchen von Saragoſſa. Mit Eduard Schuler.
12. Gutenberg. Mit Eduard Schuler.
13. \*Zetter, nach Vegas. Mit Eduard Schuler.
14. Der verlorene Sohn. Mit Eduard Schuler.
15. Dante. Mit Eduard Schuler.
16. Franklin. »En liberté! première planche faite à Karlsruhe chez moi ayant directement à faire avec un éditeur.«
17. \*Fenimore Cooper.
18. Zauthe, ein engliſches Mädchenköpfchen.
19. Die Brüder.
20. Johanna von Arc, nach einer Bleistiftzeichnung von Ketsch.
21. Goethe.
22. Goethe. Wiederholung.
23. Christuskopf, altdenſche Schule.
24. Victor Hugo.
25. \*Die Kirchgängerin.
26. \*Das Kloſtermädchen auf der Altaar.
27. Cromwell.
28. Lionardo da Vinci, nach Raphael Morghen.
29. \*De Laſarpe.

III. München. 1835—1840.

30. \*Seppina.
31. Tirolerin (Porträt).

32. Der Verbrecher aus verlornor Ehre, nach Kaulbach.
33. Faust und Mephistopheles, nach Kaulbach.
34. Livornejerin (Porträt), nach Grevedon.
35. \*Dolores.
36. Der Gang nach dem Eisenhammer, nach Kaulbach.
37. Zweite Livornejerin (Porträt), nach Grevedon.
38. \*Johannes von Müller.
39. Die Wahlverwandschaften, nach Nuttenthaler.
40. Clavigo, nach Nuttenthaler.
41. Egmont im Kerker, nach Kaulbach.
42. Hermann und Dorothea am Brunnen, nach Bendel.
43. Die Messe, nach Walch.
44. Der Kapuziner und der Schulknabe, nach Walch.
45. Madama mit dem Jezuskind, nach Murillo.
46. Newton, nach Wilkie.

#### IV. Paris. 1840—1859.

47. Westöstlicher Divan, nach Van Muden.
48. Goethe in Italien, nach Van Muden.
49. Ein König von Frankreich.\*)
50. Eine Königin von Frankreich.
51. Chilperich I.
52. Clotar II.
- 53—56. Vier männliche Porträte.
57. Porträt eines mit dem Heiligen-Geist-Orden Dekorirten.
58. Montesquien.
59. Porträt eines Prälaten.
60. Eine Königin von Frankreich.

---

\*) Die Sujets der im Museums-Katalog nur unbestimmt bezeichneten Stiche konnten bis zur Drucklegung dieser Arbeit leider nicht mehr konstatiert werden.

- 61—64. Vier Biquetten zur Histoire des papes publiée par M<sup>r</sup> de la Châtres.
- 65—68. Vier Porträte von Maréchaux de France.
69. F. J. Comte de Bernis. 1744.
70. Ch. Delonémie de Brienne. 1770.
71. Porträt eines Maréchal de France.
72. Henri IV.
73. St. Vincent de Paule.
74. Philippe de Champagne.
- 75—78. Vier Porträte von Maréchaux de France.
79. Grabstein von Pierre de Navarre.
80. Grabstein von dessen Gattin.
- 81—82. Zwei Porträte von Maréchaux de France.
- 83—84. Porträte der Rechtsgelehrten Bartholus und Baldus, Professoren zu Bologna 1250.
85. Sartines, préfet de police à Paris.
86. Mirabeau, nach Massard.
87. Cardinal Alberoni.
88. Mlunge, nach David.
89. Jeanne, reine de Naples.
90. St. Louis à l'âge de 12 ans.
91. Casimir Ferrier.
92. Duchesse de Vendôme.
93. Kaiserin Josephine, nach David.
94. Marie Adélaïde, duchesse de Bourgogne.
95. Princesse de Lamballe.
96. Louise Adélaïde de Bourbon, duchesse d'Orléans, mère de Louis Philippe.
97. Königin Leśczyńska.
98. Giulio Romano, Selbstporträt.
99. Madame Louise Colet, nach Winterhalter.
100. Ste. Cécile, nach Landelle.

101. Napoléon et son fils, nach Steuben. »Première planche de grand format.«
102. Hans Holbein, Selbstporträt, nach der Kopie von Hier. Feß.
103. Canova, nach Gérard.
104. L'Italienne à la fontaine, nach de Kenjer.
105. Prinz Moriz zu Nassau, nach E. Peter.
106. Leonhard Euler, nach Handmann.
107. Heinrich Heine, nach Kieß.
108. Jesuskind, nach Deschwanden.
109. Die Königin von Saba, nach Barrias.
110. Los Gitanos, nach W. Artaria.
111. Johannes der Täufer als Kind, nach W. Artaria.
112. Elisabeth, nach Winterhalter.
113. Porträt von Herrn Rektor A. Heußler.
114. " " " Eduard Geigh.
115. " " " Fritz Stehlin.
116. " " " Bankdirektor F. Speijer.
117. Vierge au linge, nach Raphael.

V. Basel. 1859—1881.

118. Hermann und Dorothea, nach Kaulbach. Großes Format.
119. Porträt von Herrn F. Riggensbach-Huber.
120. " " " Rathsherr Karl Geigh.
121. Hermann und Dorothea, nach Kaulbach. Kleines Format.
122. Kaiserin Eugénie, nach Winterhalter.
123. Faust und Helena, nach Kaulbach.
124. Prinzessin Korjakoff, nach Winterhalter.
125. Madame de Grignan.
126. Herzog von Hamilton, nach Winterhalter.
127. Porträt von Herrn Oberst Hans Wieland.
128. Le jeune homme, nach Raphael.

129. La bella Visconti, raphaelische Schule.
130. Lais Corinthiaca, nach Holbein.
131. Porträt von Herrn Oberst Wilh. Geigy.
132. Madeleine, nach Winterhalter.
133. Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, nach Winterhalter.
134. Kronprinzessin Viktoria von Preußen, nach Winterhalter.
135. Madonna di Lugano, nach Enni.
136. Bonifacius Amerbach, nach Holbein.
137. Porträt von Herrn Prof. Rud. Merian.
138. " " " Prof. Karl H. Hagenbach.
139. " " " Wilhelm Burchardt-Preiswerk.
140. " " " Prof. Wilh. Vischer.
141. Amor sacro e profano, nach Tizian.
142. J. P. Hebel.
143. Erasmus, nach Holbein.
144. Porträt von Herrn Rathsherr Ad. Christ.
145. Violanta, nach Paris Bordone.
146. Porträt von Herrn Bürgermeister J. J. Stehlin.
147. " " " Oberst Siegfried.
148. " " " K. Burchardt-Vischer.
149. " " " Minister J. Kern.



# Ein politisches Gedicht aus dem Elsass

vom Jahre 1748.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt.

Das Gedicht, welches hier wiedergegeben wird, führt den Leser in eine sehr bewegte Zeit, da es schien, als ob das alte Europa plötzlich in seinen bestimmenden Machtverhältnissen eine ganz andere Gestalt annehmen, als ob nach dem Aussterben des habsburgischen Mannesstammes mit Kaiser Karl VI. die durch Heirathen und Kriege so mühevoll zusammengebrachte Monarchie auseinander fallen und den übrigen Mächten Europas zur Beute werden sollte.

In diesem Basler Jahrbuch lassen wir das handschriftlich auf der hiesigen Bibliothek aufbewahrte Lied erscheinen, weil es einen Einblick gewährt in die Stimmung des damaligen Elsasses. In der Regel wurde angenommen, daß erst mit der französischen Revolution dieses Land vollständig für Frankreich gewonnen und dem deutschen Reiche entfremdet worden ist; allein das vorliegende Dokument belehrt uns eines andern, und wenn auch die in demselben enthaltene Stimmung nicht die einzig herrschende gewesen ist, so sehen wir doch, daß schon damals in gewissen Kreisen

wenigstens vollständig französisch gedacht wurde, und daß man sich schon so frühe darin gefiel, einen unnatürlichen, heftigen Deutschenhaß an den Tag zu legen, eine feindselige Gesinnung gegen die eignen Stammesgenossen zu Gunsten einer fremden Nationalität, wie wir sie in der Geschichte bei verschiedenen Völkerschaften und Bevölkerungsschichten hie und da anzutreffen pflegen.

Die politische Lage Europas im Jahre 1743, der Abfassungszeit unsres Liedes, war kurz folgende:

Am 20. Oktober 1740 hatte Karl VI. die Augen geschlossen, männliche Nachkommen waren keine vorhanden, seine einzige Tochter, Maria Theresia, vermählt mit Herzog Franz Stephan von Lothringen, sollte das ganze Erbe antreten, worunter natürlich die Kaiserkrone nicht inbegriffen war. Mit vielem Gelde und großen ConzeSSIONen hatte der kaiserliche Vater durch die sogenannte pragmatische Sanction die Zustimmung der europäischen Höfe zur Erbfolge der Erzherzogin erlangt; sobald er jedoch das Zeitliche gesegnet hatte, war man in den meisten Kabinetten entschlossen, das Versprechen nicht zu halten, den Eid zu brechen, die beehrlichen Feinde Oesterreichs zu unterstützen und wo möglich selbst noch einen Fegen von der habsburgischen Löwenhaut an sich zu reißen. Am meisten kam auf die Haltung Frankreichs an, welches gegen die zugesicherte Abtretung des Herzogthums Lothringen die pragmatische Sanction ebenfalls unterzeichnet hatte. Für dieses eröffnete sich die Aussicht auf Verwirklichung der Politik Heinrich's IV. und Richelieus, wenn man die Erbansprüche des Kurfürsten Karl von Bayern unterstützte, welcher neben der Kaiserkrone auch noch die ganze österreichische Monarchie, gestützt auf einen alten, gewaltfam interpretierten Erbvertrag, verlangte und sofort ausstalten zu deren Eroberung traf. Sollte Frankreich, seinen

Eiden treu, der Lockung widerstehen, ähnlich wie hundert Jahre zuvor die Schiedsrichterrolle in Deutschland zu übernehmen, eine Stellung, welche auch dieses Mal sichern territorialen Gewinn und Mehrung des Ansehens versprach. Kardinal Fleury, bisher die Seele der französischen Politik, zählte damals 88 Jahre, sein Alter machte die Fassung eines so wichtigen Entschlusses unmöglich, obchon große Bedenken wegen des Eidbruches auch bei ihm nicht vorhanden waren. Um so eifriger wünschten einige junge verwegene galante Herren und Damen am Hofe, an ihrer Spitze der Graf von Belle-Isle, den Krieg mit Oesterreich. Allein noch während man sich in Versailles besaun und in München protestierte, griff ein Dritter zu den Waffen, welcher sich als wenigstens ebenso rücksichtslos gegen Eid und Vertrag wie Frankreich und Bayern, jedoch besser gerüstet als beide erwies, Friedrich II., König von Preußen. Schon am 22. Dezember rückt er in Schlesien ein, seine Anträge, wonach er gegen theilweise Abtretung Schlesiens die von seinem Vater beschworene pragmatische Sanktion halten will, werden von Maria Theresia mit Entrüstung zurückgewiesen. Um so eifriger suchte Belle-Isle auch sein Land in den Krieg zu verwickeln, um mit Friedrich ein Bündniß abzuschließen, während die übrigen Garantemächte, England und Rußland, unthätig der Eroberung Schlesiens durch die Preußen zusahen. Im Juni 1741 kam dann der geheime Vertrag zwischen Ludwig XV. und Friedrich II. zu Stande. Preußen verzichtet auf die Landschaften Berg und Jülich und verspricht bei der Kaiserwahl für Karl VI. zu stimmen, wogegen Frankreich dem König den Besitz von Niederschlesien gewährleistet und zwei Armeen zur Unterstützung Bayerns und Preußens nach dem Reiche absendet. Nun erfolgte Schlag auf Schlag. Bayern und

Franzosen dringen bis gegen Wien vor, Sachsen fällt von Oesterreich ab, verführt durch das ihm vorgepiegelte Herzogthum Mähren; Georg II. von England, zu schwach, um den Krieg allein zu führen, sucht Neutralität für sein Hannover zu erlangen. In der äußersten Gefahr wendet sich Maria Theresia an die Ungarn und findet, allerdings nicht ohne beträchtliche Conzessionen machen zu müssen, die gewünschte Unterstützung. Im Anfang 1742 wurde die bayrisch-französische Armee aus Oberösterreich vertrieben, Bayern selbst besetzt, so daß zu derselben Zeit, als Kurfürst Karl zu Frankfurt mit der Krone des deutschen Reiches geschmückt wurde, seine Hauptstadt München den Feinden in die Hände fiel. Allerdings mußte im Sommer 1742 Maria Theresia im Breslauer Frieden Schlesien den Preußen Preis geben, erhielt aber dadurch vollkommen freie Hand in Böhmen, so daß im Winter Belle-Isle Prag verlassen und unter unjäglichen Beschwerden nach der Oberpfalz marschieren mußte. Um diese Zeit griff nun auch Georg II. thätig in den Krieg ein, indem ein englisches Heer zum Schutze der österreichischen Niederlande und des Kurfürstenthums Hannover über den Kanal geschickt wurde, auch Holland trat nun entschieden auf die österreichische Seite, indem es sich anheischig machte, 20,000 Mann Hilfstruppen für die Königin von Ungarn auszurüsten. Im Mai 1743 überschritt König Georg mit etwa 35,000 Mann den Rhein, um Bayern von einem französischen Heer, das der Herzog von Noailles gesammelt hatte, abzuschneiden, während zu gleicher Zeit Karl von Lothringen, der Schwager der Maria Theresia, die Staaten Karls VII. von Osten angreifen sollte. In der That wurden die Bayern unter Seckendorf und die Franzosen unter dem Herzog von Broglie geschlagen und zurückgeworfen, München wurde auf's neue von den Oester-

reichern besetzt und am 27. Juni besiegten die Engländer nebst ihren Verbündeten den Herzog von Noailles bei Dettingen am Main. Mit diesen Ereignissen wuchs nun auch der Muth und stiegen die Ansprüche des Wiener Kabinetts; man wollte nicht mehr sich damit begnügen, die Grenzen der Monarchie, wie sie beim Tode Karls VI. bestanden hatten, zu behaupten, sondern glaubte auch die günstige Gelegenheit benützen zu müssen, um die frühern Besitzungen und Reichsgebiete Elsaß, Lothringen und die Freigravenschaft Burgund zu erobern. Man kann sich denken, welchen Schrei des Entsetzens ein solches Unterfangen in Frankreich hervorrief, und einen Wiederhall desselben treffen wir auch in unserm Gedichte an. Karl von Lothringen dringt durch Süddeutschland gegen den Sundgau vor, zu gleicher Zeit setzt Georg II. bei Mainz über den Rhein und bedroht so Lothringen und den Norden des Elsaßes. Die Ereignisse, welche sich im Herbst 1743 abspielten, bilden den Gegenstand des Liedes. Auf österreichischer Seite that sich neben Karl von Lothringen hauptsächlich der Husarenoberst Johann Daniel Menzel hervor. Er hatte sich schon früher ausgezeichnet durch seine persönliche Tapferkeit und seinen waghalsigen Unternehmungsgeist. Seine Kenntniß der slawischen Sprachen ermöglichte ihm die Anführerschaft einer wilden Schaar kroatischer Reiter, mit welchen er auch jetzt die Grenzen des Elsaßes und Lothringens durch Seigen und Brennen, Plündern und Morden beunruhigte. Im August 1743 erfolgte sein Haupteinbruch in diese Landschaften; die angst erfüllte Bevölkerung wurde durch Proklamationen zum Aufgeben der französischen Herrschaft und zur Rückkehr unter die Fittige des deutschen Adlers aufgefordert. Bis an die Saar und in die Nähe von Metz gelang es dem kühnen Abenteurer vorzudringen; vor Saar-

burg jedoch wurde er gefährlich verwundet und fand im folgenden Jahre durch eine feindliche Kugel seinen Tod, als er unweit Worms die Tiefe des Rheines unterjuchen wollte. Während Menzel seinen Zug nach Lothringen unternahm, suchte Karl von Lothringen von Breisach aus mit seiner Armee den Rhein zu überschreiten. An drei Punkten, bei der genannten Festung selbst, etwas unterhalb derselben und bei Rheinweiler, sollte der Uebergang geschehen, als ein plötzlicher dichter Nebel das ganze Unternehmen zu Nichte machte. Weitere Versuche scheiterten an der Wachsamkeit der auf dem linken Ufer aufgestellten französischen Posten, über welche der Marschall Coigny den Oberbefehl führte, nachdem Broglie in eine Art von Ungnade gefallen war. Coigny, damals ein Mann von 73 Jahren, stand nicht zum ersten Male den Oesterreichern gegenüber; 1734 hatte er den General Mercy bei Parma geschlagen und darauf gegen Prinz Eugen gefochten, jetzt bewies er seine Geschicklichkeit dadurch, daß er das ganze Jahr hindurch den Herzog von Lothringen am Rheinübergange zu verhindern und so das obere Elsaß vor einer Plünderung, welche in der Ernte- und Herbstzeit besonders drückend gewesen wäre, zu bewahren im Stande war. In dem untern Theile des Landes stand Noailles dem König von England gegenüber, allein auch hier kam es zu keinen weiteren Kriegsthaten, indem Georg II. sich im Oktober wieder auf Speier und Worms zurückzog, um Winterquartiere zu beiden Seiten des Rheines zu beziehen. Karl von Lothringen hingegen setzte sich über die kalte Zeit in Breisach und Freiburg fest. Auf diese Weise wurde allerdings das Elsaß von einem feindlichen Einfälle im Jahre 1743 bewahrt und konnte die reiche Ernte an Getreide und Wein ungeheimst werden, ohne daß der Bauer von den plündernden Feinden an der

Arbeit gestört wurde. Der weitere Verlauf des Krieges gehört nicht hieher; nur noch kurz sei erwähnt, daß im folgenden Jahre 1744 schließlich doch ein Einbruch Karls von Lothringen erfolgte, daß es ihm gelang, Lanterburg, Hagenau und Weißenburg einzunehmen. An Stelle Menzels durchzog Trenk mit seinen Panduren das Land, überall drangen die Oesterreicher vor, so daß Coigny sich schließlich auf Straßburg allein angewiesen sah. Französische Verstärkungen langten im Sommer an, es schien, als ob es zu einer Entscheidungsschlacht in der Nähe Straßburgs kommen müßte, als Karl von Lothringen plötzlich mit seinen Truppen den Rückweg antrat; in Böhmen und Mähren waren die Preußen auf's Neue eingefallen, seine Anwesenheit war zum Schutze der Monarchie in jenen Ländern unumgänglich nöthig. Es wäre damals für Noailles und Coigny nicht schwer gewesen, den sich durch Süddeutschland zurückziehenden Oesterreichern die größten Schwierigkeiten zu bereiten, dafür begnügte man sich mit der Einnahme der Waldstädte am Rhein und der Stadt Freiburg. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich dauerte noch bis in's Jahr 1748 fort, nachdem schon drei Jahre vorher Friedrich II. und Bayern mit Maria Theresia Frieden geschlossen hatten. Frankreich hat bei der ganzen Aktion nichts gewonnen, große Summen wurden ausgegeben und schließlich nicht nur das Erbe der Maria Theresia, sondern auch die Kaiserwürde ihres Gemahls, Franz I. anerkannt. Allerdings wurden auch durch den Frieden von Aachen (1748) die Erwerbungen, welche Frankreich hundert Jahre vorher auf Kosten des Reiches gemacht hatte, nicht in Frage gestellt, ja man konnte von Versailles aus mit einer gewissen Befriedigung auf diese östlichen Provinzen hinblicken, welche zur Zeit augenblicklicher Schwäche trotz den eindringend-

lichen Aufforderungen von Seiten Oesterreichs niemals daran gedacht hatten oder daran zu denken wagten, ihre Herrschaft zu ändern und zum alten natürlichen Verbande zurückzukehren. Als Ausdruck dieser französischen Gesinnung im österreichischen Erbfolgekrieg soll denn auch dieses politische Lied, welches mit seiner kleinlichen Beurtheilung der großen Habsburgerin die französische Unzulänglichkeit, erlauchte deutsche Charakteren schätzen zu können, sehr sprechend an der Stirne trägt, hier wiedergegeben werden.

1. Straßburg preise deinen Gott  
Und verlach der Feinde Spott,  
Die dich suchen zu betriegen  
Und dein Elsaß zu besiegen  
Early, Menzel halten dir  
Mord, Blut, Brand und Rauben für.
2. Doch die Miegel deiner Thor  
Hielten ihm wieder vor,  
Wie sie fest gebautet wären,  
Daß kein Feind sie könnt zerstören,  
Deiner Kinder Wohlergehn  
Wird auch stets im Segen stehn.
3. Droben schon zwei Krieges Herre  
Zu ersechten Ruhm und Ehre,  
Dennoch mußten ihre Degen  
Sich nicht in der Scheiden regen;  
Frankreichs Grenzen an dem Rhein,  
Schlossen Friedens vestung ein.
4. Unser Weizen stund ja schön,  
Doch der Feind konnt ihn nicht sehn;



Die Panduren und Hujaren  
Nebst der Oesterreicher Scharen  
Dachten der giebt uns Zwiback  
Nein, der Weizen ist im Sack.

5. Ja der edle Nebenfaß  
Welcher dies Jahr voller Kraft  
Sollt der Teutschen Gurgel nehen  
Wann sie wurden rüber setzen,  
Aber Coigny und der Rhein  
Sprechen, dies mal kauns nicht sein.
6. Der Carthannen Donnerknall  
Hörte man zwar überall;  
Aber weil bei uns war Friede  
Wurden auch die Bomben müde,  
Dann der uns getreue Rhein  
Schlucket sie wie Pillen ein.
7. Selbst der Himmel half darzu,  
Straßburg, daß du bleibst in Ruh.  
Dann er ließ des Feinds Armeen  
Nichts als lauter Regen sehen,  
Jeder gieng draus ohne Schmans  
Unverrichter Sach nach Haus.
8. Des Prinz Carls und Mengels Wuth  
Kraubte kein Elßasser Gut  
Mengel muß statt haun und stechen  
Noch zuletzt ein Bein zerbrechen,  
Dieses war sein Heldenthath  
Die er uns gezeiget hat.

9. Dort jach Mojes auf der Höh  
Bei der Israels Armee  
Canaan von ferne liegen  
Konnt es aber doch nicht kriegen,  
Ja er kam gar nicht hinein  
Weilen es nicht sollte sein.
10. Fürst und Prinz gedenk daran  
Dir gieng's wie bei Canaan  
Elsaß konntst du zwar sehen  
Aber nicht hinüber gehen,  
Deine Macht war viel zu klein  
Unser Elsaß lachte dein.
11. Drum geh fort, durchlauchter Prinz  
Denk nicht mehr an die Provinz,  
Die dich so viel Geld gekostet,  
Daß dein Schwert darob verrostet.  
Framen, Schulden und kein Geld  
Gehen mit dir aus dem Feld.
12. Eile, dann jeß hast du Zeit,  
Höre wie der Franzos schreit  
Weicht Panduren, flucht Hujaren  
Nicht mehr könnt ihr zu uns fahren  
Ein Sündgäuer Baurerjohu  
Sagt euch wie der Blitz davon.
13. Ihr habt ja bereits erfahren  
Was Sündgäuer Banern waren,  
Und da euer Schiff verschossen  
Kam der Teutschen Blut geflossen,  
Die noch leben schreien schon  
Franzmann, gieb uns doch Pardon.

14. Elfaß fürcht sich nicht vor euch,  
Wärt ihr auch den Türken gleich,  
Feuer, Kugeln und Cartanonen  
Seht ihr uns ja nicht erstannen  
Und der Generalen Muth  
Streit für Elfaß bis aufs Blut.
15. Elfaß hat Courage noch  
Weg mit euerm Teutischen Joch;  
Frankreich pranget mit Duplonen  
Und mit tausend Millionen  
Auch den ganzen Schlangen Rhein  
Schließet Ludovicus ein.
16. Kein Provinz ist noch verjagt,  
Daran sich der Feind ergötzt;  
Holland sein wir auch nichts schuldig,  
Engelland ist ungeduldig  
Denke dran Theresia  
Schulden hast du gung allda.
17. Ja du sprichst mein Kriegesheer  
Geht zu euch, ich kann nicht mehr,  
Alles hab ich schon verjagt  
Und umsonst mein Schwert gewetzt;  
Kommt ihr Hunger, geht nach Haus,  
Deum bei uns sieht's hungrig aus.
18. Straßburg wünscht euch tausend Glück  
Nur auf euer Reis zurück.  
O ihr fast ergrimmete Feind  
Werdet doch bald wieder Freund:  
Suche Fried, Theresia  
So klingt drauf Victoria.

19. Ganz Europa haltet dir  
Tausend Friedensvorschläg für,  
Weil du aber stets wilt kriegen,  
Bleibet Frankreich doch im Siegen  
Und wer weiß, was noch geschieht  
Königin bedenkst du's nicht?
20. Alles wechselt in der Welt  
Carl gedacht sein Kriegeszelt  
Hier im Elsaß aufzuschlagen  
Und viel Leute zu verjagen  
Held gedenk, das Glück verspricht  
Oft gar viel und hält es nicht.
21. Jezo schlagen dir bereits  
Unjre Völker deinerseits  
Ihre Zelten anf mit Freuden,  
Das müßt ihr geduldig leiden,  
Freiburg sieht mit Augen an,  
Wie das Glück sich wenden kann.
22. Freiburg stehet in Gefahr  
Und eilt zu der Todesbah;   
Breisach wanket hin und wieder  
Und sinkt in die Ohnmacht nieder,  
Königin schick Volk und Geld  
Oder räume gar das Feld.
23. Suche Fried, Theresia  
Suche Fried die Zeit ist da;  
Dann wer große Krieg will führen  
Muß oft Land und Lent verlieren  
Und wo nicht klingt Gold und Geld,  
Räumet der Soldat das Feld.

24. Deine Ungarisch Huzaren,  
Die soust wie die Teufel waren  
Kommen ja zu uns geloffen,  
Weil sie gar kein Geld zu hoffen  
Denk daran Theresia  
Dann dein Untergang ist nah.

25. Laß die Kriegsgedanken fahren  
Wahrlich du wirst viel ersparen  
Zahl die Schulden, leb in Frieden  
Frankreich machst du doch nicht müden  
Ludovicus und der Rhein,  
Weißt du was, die Lachen dein.

1743.

Finis.

Strasßburg.

# Graf Oswald von Thierstein

und

der Ausgang seines Geschlechts.

Von

M. Birmann.

Das Geschlecht derer von Thierstein hat für unsre Landesgeschichte seine hohe Bedeutung gehabt für die Zeitdauer eines halben Jahrtausends. Das erste Blatt seiner Geschichte, wie wir es im ersten Jahrgang dieses Jahrbuches zu geben versuchten, mußte geschrieben werden gleichsam in der Morgendämmerung, da die maßgebenden Gegenstände noch verhüllt dastehen und dem Auge nicht klar erkennbar, da von Einem Punkte das spärliche Licht erborgt werden muß, um den andern zu beleuchten, da Combination und Schluß helfen müssen, die historischen Gestalten zu umreißen und faßbar zu machen. Das heute gebotene Blatt dagegen ist beleuchtet vom hellen Mittag der Geschichte. Nicht nur die abgebrochene Notiz eines Klosterbriefs oder zusammenhangslose Blätter der Archive nennen uns die Namen der letzten Grafen von Thierstein, sondern die Protokolle der Häupter und Räte der Städte, die Chroniken der zeitgenössigen Geschichte und selbst das Volkslied beschäftigen sich mit ihnen und ihrer Bedeutung. Aber ge-

rade darin liegt wieder eine neue Schwierigkeit des richtigen Erkennens: den in die großen Zeitfragen tief verslochtenen Grafen ward in reicher Fülle Haß und Liebe zu Theil; ihr Ruf und Namen wurde von den Einen hoch erhoben, von den Andern tief erniedrigt, je nachdem der Zeitgenossen Vortheil oder Stimmung es mit sich brachte. Da sind die tausend vereinzeltten Notizen der Urkunden mit ihrem rein thatfächlichen Inhalt doppelt willkommen; denn sie geben uns Spätern bestimmte Winke zur richtigen Würdigung.\*)

## I.

Es war an einem der letzten Märztage des Jahres 1452, als auf der Tiberbrücke zu Rom in glänzendem Aufzuge deutsche und wälsche Herren, zweitausend an der Zahl, einherritten. Die Bevölkerung der ewigen Stadt war versammelt, die Vornehmen auf dem hohen und weiten Rund der Engelsburg, die andern auf den Gebäuden und den Anhöhen der Umgebung, um Zeugen zu sein des großartigen Schauspiels des Ritterschlags durch kaiserliche Hand, um — es war freilich zum letzten Mal — einen von der Hand des Papstes geweihten römischen Kaiser deutscher Nation zu sehen in erneuter Machtfülle und Herrlichkeit. Zur bestimmten Stunde ritt Friedrich mit seinem Gefolge

\*) Hauptsächlich benützte Quellen sind: v. Mülinens Bibliothek in Bern; Staatsarchive von Solothurn, Baselstadt, Baselland; Urkunden bei Trouillat, Schöpflin hist. Zar. Bad., Scheubelin 3. Gesch. d. Schl. b. Murten; Eidg. Abschiede; Chroniken v. Kuebel, Wurzlißen, Ischachlan, Hafner; Arch. f. Schw. Gesch.; Joh. v. Müller, Schw. Gesch.; Pichnowsky, Gesch. d. Hauses Habsburg; Lohs, Gesch. v. Basel; Mone, 3. Gesch. d. Oberrheins.

Jahrbuch 18-3.

einher, strahlend von innerm Glück und äußerem Glanz; denn innert dreier Wochen war ihm vom hl. Vater die portugiesische Gemahlin angetraut und war ihm die lombardische Königskrone wie die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt worden; und das Alles hatte er erreicht mit sorgfältiger Vermeidung jeder Gefahr und um geringes Geld. Huldvoll hatte er darum die Boten der Länder und Städte empfangen, freigebig Ehren und Titel, Privilegien und Patente ertheilt und auch den Boten der getreuen Reichsstadt Basel gerne die alten kaiserlichen Briefe erneuert. Heute nun galt es, den jugendlichen Genossen des Römerzuges an geschichtlicher Stelle den erhohnten Mitterschlag zu ertheilen; unter ihnen erhielt auch die Weihe Graf Oswald von Thierstein.

Wohl waren hierbei sorgfältig die feierlichen Formen alter Zeiten beobachtet worden; aber doch fehlte dem Tage die alte Würde, weil es an innerer Kraft fehlte. Die heute gethanen Gelübde wurden nur zum kleinsten Theil erfüllt; denn fort und fort litten im Reiche Wittwen und Waisen, litten die Wanderer auf freier Heerstraße Bedrängniß und Gefahr, an die Erlösung des hl. Grabes dachte Niemand mehr, und ungehindert von der abendländischen Ritterschaft, sprengten schon im folgenden Jahre die Ungläubigen die Thore Konstantinopels, des letzten Bollwerks der Christenheit im Morgenlande.

Kaiser Friedrich freute sich auf dem Heimwege des neuen Glanzes der höchsten Würde, an seine erhöhten Pflichten gegen das zerrissene, bedrängte Reich dachte er weniger; denn der österreichische Hausstreit war seine schwerste Plage. Anders die junge Ritterschaft: verlangend nach Thaten und Kriegsrühm kam sie aus Rom in die deutschen Lande zurück.



II.

Während Ritter Oswald im Dienste des Kaisers dem größern Krieg oder den kleinern Fehden oblag, verlebte sein alternder Vater, Graf Hans von Thierstein, nach bewegtem Leben noch einige ruhige Jahre auf Schloß Pfeedingen. Als Kastvogt des Klosters Weinswil und als Vertrauensmann der Parteien schlichtete er die Streitigkeiten geistlicher und weltlicher Herren; als österreichischer Landvogt im Elsaß überwachte er die dortige Verwaltung, und neben alledem hatte er immerfort zu thun mit der Vereinigung seiner Schulden. Der einstige Kriegermann, der sein Schwert mit allem Fleiß gebraucht und gegen die Ungläubigen bis zur untern Donau getragen, der im Dienste deutscher Städte und Fürsten, zumeist Oesterreichs, gekämpft und mit den Eidgenossen und besonders der nahen Stadt Basel bald in offenem Streit, bald in verhaltenem Mißtrauen gelebt, er betrieb nur noch die Werke des Friedens.

Nicht, daß ein innrer Frieden ihn erfüllt hätte; denn dazu war seine Lage nicht angethan. Die einst so belebten Burgen Thierstein und Pfeedingen erschienen ihm wie ausgestorben. Sein Bruder Bernhard hatte einst gehofft, durch die Verbindung mit der Schwester des letzten, des reichen und kinderlosen Grafen von Toggenburg des Hauses sinkende Kraft wieder zu heben. Aber er hatte es selber noch erleben müssen, wie sein Sohn Walraf am Hoflager des Oheims zu Feldkirch bei ausgebrochener Feuersbrunst durch ein brennendes Pulverfaß getödtet worden, war dann selber gestorben, und ihm war der jüngere Sohn, noch in Kinderjahren gefolgt. Das uralte, einst so weit verzweigte Geschlecht, es stand nur noch auf dem Grafen Hans und seinen beiden Söhnen Oswald und Wilhelm.

Dazu war die Lage des Hauses mit den Jahren eine immer gespanntere geworden. Die alte Einrichtung des Lebenswezens und der Adels Herrschaft, in der ganzen abendländischen Welt schon lange in der Umbildung begriffen, war diesseits des Rheines so viel als gefallen. Ganze Länder hatten sich der Herrschaft des Adels entzogen, ebenso die Städte, und beide im Bunde der Eidgenossen bestrebten sich, den letzten Rest der Adelsmacht zu brechen und in die Burgen der Herren ihre bürgerlichen und ländlichen Landvögte zu setzen. Ihnen hatte geholfen das große Erdbeben, das so manches alte Haus verarmter Geschlechter für immer von den Höhen gestürzt, ferner der Tag von Sempach, der manchen Stamm geknickt, auch den Vater und den Oheim des Grafen Hans ins Grab gebracht hat. So waren Graf Hans und seine zwei Söhne noch die letzten Vertreter nicht nur ihres uralten Hauses, sondern der einstigen Grafengeschlechter in den deutschen Landen Helvetiens überhaupt.

Und auch ihrem Hause war die Art an die Wurzel gelegt. Die vielen im Lande zerstreuten Güter und Zinse waren auf dem Wege des Erbnehmens ihren Händen entglitten und fast werthlos geworden, oder sie waren den vielen kleinen und großen Gläubigern versetzt; selbst auf Thierstein waltete ein solothurnischer Landvogt und auf dem nahen Angenstein ein Bürger Basels. Zwischen Solothurn und Basel, gleichsam in einer Zange gefaßt, lag der Rest thiersteinischer Macht. Mit jenem hatte es das Haus in Freundschaft, mit diesem in Feindschaft versucht, und die Folge war gewesen, daß jenes zum Vohue stets bereiter Hilfe einen großen Theil thiersteinischer Güter an sich gezogen, dieses in kräftiger Fehde den Rest derselben empfindlich geschwächt hatte.

Unter dem Druck dieser Umstände verzichtete nun der alt gewordene Graf Hans auf den weiteren Kampf mit dem Schicksale seines Hauses. Er starb den 27. August 1455 und ward in der Schloßkapelle zu Pfeedingen begraben.

### III.

Nach der Beerbigung seines Vaters blieb Graf Oswald, nun des Hauses Haupt, noch einige Wochen in Pfeedingen; er ordnete den Nachlaß, ließ sich von Kaiser und Bischof neu belehnen und verließ wieder die lange Reihe der von seinen Vorfahren zu Erblehen gegebenen Güter.

In dem heimischen Kreise mußte er sich eben sehr beengt fühlen; denn Alles mahnte an des Hauses sinkende Macht. Vor zehn Jahren noch war er in diesen Manern Zeuge gewesen des baslerischen Ueberfalls, hatte er, noch ein Knabe, mit seiner Mutter, seinem Bruder und schwächlichen jungen Vetter unter der Führung des Bischofs und des Ramssteiners und unter dem Hohngeschrei der bürgerlichen Kriegsmannen Pfeedingen fluchtähnlich verlassen müssen. Wie ganz anders war das Leben dort über dem Rheine, wie festgewurzelt erschien dort im Wiejenthale, das wie ein offenes Buch vor seinen Augen lag, das wachsende Nöteln, die Feste seiner Verwandten. Und weiter hinter jenen Spitzen des Schwarzwaldes lag Bilingen, wo er in jugendlichem Uebermuth den ersten Streich gegen die gehafteten Städte -geführt. Als vor fünf Jahren Schaffhausen den Muth gehabt, der Gräfin von Sulz wegen einiger Plünderung ulmischer Kaufleute Schloß Balm zu verbrennen, da hatte er mit dem kriegslustigen Junker Peter von Mörsberg für die letzte Erbtöchter von Habsburg-Laufenburg fast der Stadt Fehde angesagt, und die Sache war noch zu gutem Ende gekommen. Dort drüben

im Reich, im Gefolge des streitlustigen Erzherzogs Albrecht, hatte er in der Folge manch fröhlichen Strauß mitgefochten und darauf im Gefolge des Kaisers und von dessen Hand Ehren und Gaben und die Rechte des Ritters erlangt. Dort klang noch helle der Schwerter Schlag und der Krieger lustiger Ruf, es gab Burgen zu stürmen, reiche Kaufleute zu erleichtern, Dörfer im Rauche gen Himmel zu schicken und in stürmischem Reitergefecht oder kühnem Zweikampf seinen Muth zu zeigen. Dorthin zog es den jugendlichen Herrn von Thierstein-Pfeffingen.

Mit Freuden vernahm Graf Oswald den Ruf des Kaisers, der ihm befahl, über die Güter des Burchard von Ellerbach herzufallen. Solches Handwerk liebte und verstand er, und bald war der Auftrag gründlich erfüllt. Als weitbekannter Reiterführer kam er dann nach Augsburg, wo die Söhne der Kaufmannsfürsten auf glänzendem Turniere mit den Trägern alten Adels um die Wette sich übten im Kampfspiel. Als einer der preisgekrönten Sieger verließ er nach frohen Tagen die gastliche Stadt.

Da machte der Erzherzog Albrecht endlich Frieden mit seinem Bruder, dem Kaiser, und die weiten Lande des Hauses Oesterreich konnten sich von den Folgen des schrecklichen Bruderkrieges erholen. Als Preis seiner Dienste erhielt Graf Oswald hohe Summen verpfändet auf die dem Kaiser sonst so treue Freistadt; dahin setzte er seinen Bruder Wilhelm als Verwalter der Pfandschaft; aber die Bürger wollten für ihre treuen Dienste gegen das Erzhaus nicht den fremden Söldnern untergeben sein und machten sich selber und dem Grafen Wilhelm das Leben recht sauer. Oswald indessen suchte einen andern kriegerischen Wirkungskreis: als Reiterführer trat er in den Sold der freien Reichsstadt Augsburg.

Das Bild seines bedrängten Vaterhauses begleitete den Grafen Oswald auch in die Ferne, auch in's Gewühl des Kriegslebens. Die Erinnerung an jenen Ueberfall des Schlosses Pfeffingen durch die Basler konnte er nicht vergessen. Es erschien ihm immer wie ein Hohn, daß die Breisacher Richtung, welche einst den langen St. Jakobskrieg abschloß, der Stadt Basel bloß eine Entschädigung von fl. 100 anferlegt hat. Er machte selber die Rechnung und stellte noch von Oesterreich ans an die Stadt eine Forderung von fl. 17,000 für erlittenen Schimpf und Schaden. Als Basel nicht zahlte, rief er kaiserliches Recht an. Ein Bote des Landgerichts zu Nürnberg kam im Namen des Markgrafen Albrecht nach Basel und meldete dem Bürgermeister, daß Graf Oswald auf alle Güter, welche die Bürger Basels in der Landgrafschaft Nürnberg haben möchten, Arrest ausgewirkt hätte, und daß die Stadt sich innert sechs Wochen und drei Tagen dort ins Recht stellen sollte. Eine schriftliche Vorladung, wie der Bürgermeister sie verlangte, ward nicht abgegeben, da es dieses Gerichtes Herkommen sei, „solches bloß von Mund aus zu Mund zu verkünden.“ Der Welthandel war das Lebenselement Basels, mit Nürnberg bestand ein lebhafter Verkehr, und im dortigen Kaufhause lagen gewöhnlich baslerische Güter; darum mußten sofort Boten eilen zum hl. Vater nach Mantua und zum Kaiser nach Wien, und sie waren so glücklich, einen Verbotbrief wider Grafen Oswald auszuwirken.

#### IV.

Nach mehrjähriger Abwesenheit war Oswald von Thierstein heim gekommen und saß nun wieder auf seinem Schlosse Pfeffingen. Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft von Basel waren auf ihrer Hut, sorgfältig wurde beachtet, er-

forscht und verzeichnet, was er that, und selbst was Solothurn und Andere redeten. Er hatte gleich nach seinem Eintreffen sein Schloß und Dorf Brunnstatt bei Mülhausen um fl. 2900 verpfändet und Pfeffingen ausgerüstet; er hatte im erneuten Bürgerrecht mit Solothurn nicht nur Schloß Thierstein und Beinwil inbegriffen, sondern auch Pfeffingen und Angenstein als jener Stadt offene Häuser anerkannt und sich zur Zahlung eines jährlichen Bürgergeldes von zwei Mark Silbers verpflichtet. Basel fühlte sich ohnedies schon lange durch die eidgenössischen Städte Bern und Solothurn immer mehr eingeengt, und letzteres hatte nun mit Hilfe des Grafen freie Hand bis Gündeldingen. In den Gassen der Stadt wurden allerlei Kriegsleute bemerkt, deren Herkommen nicht bekannt war. Der Landvogt auf der neu erkauften Farnsburg, Peter von Offenburg, meldete sogar, es habe „der alte Schultheiß von Olten, ein Gewerk seines Handwerks, einem Knecht in Gelterkinden unter Anderm gesagt: Lieber, du sollt wissen, daß mine Herren von Solothurn dinen Herren nit hold sind. Ueber kurz oder lang werden sie ihnen eine Schmachheit erbieten. Dine Herren hand drei Änter, Waldenburg, Viestal und Homburg, die werden minen Herren wenn sie wollen. Denn die von Waldenburg händ mine Herren lieber als die von Basel. So werden ihnen die von Viestal und Homburg auch wohl. Farnsburg wäre auch minen Herren billiger als denen von Basel, denn die von Basel hand Farnsburg minen Herren us der Hand gekauft, da sie solches von ihnen in Geding gehabt hatten.“ Der Landvogt meldete ferner, daß einige Tage vorher bei nächtlicher Weile etliche verdächtige Kerle um das Schloß herum argwöniglich gegangen wären. — Der Rath sah nun seine Landschaften wie die Stadt selber in großer Gefahr. Er erhob Rundschaften und sammelte

Beweisstücke und ließ auch Graf Oswalds Schulden gegen die Stadt neu verbriefen. Selbst die thiersteinischen Klosterfrauen, Gredlin und Katharina im Gnadenthal, mußten solche bezeugen. Der Rath ließ die Ausgänge der Stadt gegen den Rhein hin vermauern, die Papiermühlen zu St. Alban mußten des Nachts stille stehen, damit nicht ihr Geräusch heimliche Anläufe verdeckte. Die Wachen mußten von der Bürgerschaft persönlich geleistet werden; Viestal erhielt eine Besatzung, und Mannschaft aus den Aemtern wurde in die Stadt gezogen.

Basel sah in all diesen Sticheleien und Feindseligkeiten der Solothurner das Treiben des Grafen von Thierstein. Wirklich gingen die Beiden mit einander Hand in Hand in der Meinung, daß jeder Theil den andern suchte zum Helfer seiner Pläne zu machen. Basel ging soweit entgegen, daß es auf Verwendung Oesterreichs und für Rechnung des Erzherzogs Sigmund die von diesem dem Grafen Oswald schuldigen fl. 4100 zu zahlen übernahm. Aber damit waren seine persönlichen Ansprüche in der Stadt nicht erledigt. So währten die Neckereien fort: thiersteinische Knechte rannten auf dem Gundeldinger Felde harmlose Bürger an und drohten ihnen mit gespannter Armbrust; Graf Oswald wußte sich durch Bestechung eines Spetterknechts am Kaufhause Mittheilungen zu verschaffen, wenn Waaren nach Mumpelgard, mit dem er Fehde hatte, abgingen, und rannte dann diese Wagen auf offener Straße an. Als Basel wiederholt sich bei Solothurn über den Thiersteiner beklagte, ward nichts geändert; vielmehr wurde in Erfahrung gebracht, daß solothurnische Knechte ungebührliche Worte gebrauchten und sich nach der Nacht und dem Vermögen der Hünfte erkundigten; ja, ihr Rathschreiber hatte sogar offen in Viestal gefragt, wann es wohl daran

sein werde, daß er da den Schultheißen setze; und Graf Oswald's Trompeter hatte selbst die Frechheit, gleichsam zur Uebung oder zum Spott, bei des Brunnmeisters Hause über die Stadtmauer zu steigen. Alles das mehrte das allgemeine Mißtrauen gegen den Grafen und steigerte solches gegen den Schluß des Jahres hin zur offenen Feindschaft.

Zu gleicher Zeit hatte Graf Oswald nach einer andern Seite hin eine ernstliche Fehde zu führen. Seine Staudesgenossen im Elsaß waren erbittert gegen ihn wegen seines Anschlusses an Solothurn, die den Eidgenossen so nahe stehende Stadt. Am 28. Oktober 1465 kam Marquard von Stein, der württembergische Landvogt zu Mümpelgard, mit Heeresmacht nach Reich und Pfeffingen und brannte beide Ortschaften vor den Augen des Grafen größtentheils nieder. Höhnend riefen sie zum Schlosse hinauf, er möchte es nun seinen städtischen Freunden klagen. Da ritt er eilends über die Berge, und schon am 3. November erschien unter der Stadt Banner die rüstige Mannschaft Solothurns, Alle in der Stadt Farben gekleidet, weiß und roth, und sie eilten hinaus in die sundgauische Ebene und standen am 9. November vor Mümpelgard. Da aber regnete es fort und fort, die Gräben der Stadt flossen über, und sie konnten nicht an die Mauern gelangen; als sie auszogen, die in der Ebene angelegten Schlösser des Adels heinzufuchen, da standen auch diese Steinhäuser alle in einer wahren Flut. Bornig brannten sie Dorf um Dorf nieder, nahmen das nicht geflüchtete Vieh und beluden sich mit den armen Habseligkeiten der Bauern, mit Bettwerk und Plunder, mit Kesseln und Pfannen, Werkzeug und Lebensmitteln und kamen Dienstags nach Martini frisch und fröhlich, ohne den Verlust auch nur Eines Mannes, zu müniglicher Freude in Solothurn wieder an.



Dieser Streit des Grafen Oswald mit dem Herrn von Stein erschien von größter Bedeutung; denn hinter diesem stand sein Herr, der Graf Eberhard von Württemberg, hinter Jenem die Stadt Solothurn, zwischen beiden die große Streitfrage der Zeit, ob die Herrschaft des Adels oder der Städte. Der Bischof von Basel schrieb und ritt hin und her, um den Frieden zu erhalten; er lud die Beteiligten, die eidgenössischen Städte und Länder, die Stadt Basel, den hohen Adel in weitem Umkreis zum Werke der Verständigung und der Ausgleichung nach Basel, und er brachte es nach mühsamen Verhandlungen dahin, am 7. Jenner 1466 selben den Spruch geben zu können. Eine Menge von Streitigkeiten, welche, gefahrdrohend wie Funken um den gehäuften Haufen, mit dieser Fehde sich berühren wollten, wurden geschlichtet.

Unter den vielen und vornehmen Gästen und Theilnehmern dieses Friedenstages konnte Basel auch seinen Nachbarn von Schloß Pfeffingen sehen. Es war das um so auffallender, da wenige Tage vorher seinetwegen die Stadt in eine furchtbare Aufregung versetzt worden war.

Am Neujahrstage saßen die Zünfte wohlgemuth beim friedlichen Schmanse, als auf einmal das Geschrei ausbrach, es wäre soeben ein Knecht im Wirthshause zum Schnabel, dem Kaufhanse gegenüber, ob der Brandlegung ergriffen worden. Derselbe hätte bekannt, vom Grafen Oswald gedungen zu sein, das Feuer anzulegen, damit beim Zuströmen der Bürger des Grafen Leute zum Aeschenthor einbrechen und der Stadt sich bemächtigen könnten. Man hatte schon vorher bemerkt, daß an zweihundert von Bewaffneten, als ob sie aus Frankreich kämen, sich in den Gassen umhergetrieben und an verschiedenen Orten Herberge genommen hatten.

Nun brach der Lärm aus, die Zweihundert, meist Eidgenossen, wurden einfach fortgewiesen, und während der Bischof seinen Friedenstag abhielt und die Boten des Herzogs von Burgund, der Städte Basel, Zürich, Bern, Freiburg, Luzern, Biel und der Länder Schwyz und Glarus mit dem Grafen Oswald in der Stadt weilten, wurde der Prozeß des Brandstifters verhandelt. Solothurn hatte verlangt, bei der Gerichtsverhandlung zugegen zu sein, und als schließlich der Angeklagte sein ihm vorgelezenes Geständniß nochmals bejahte, trat der solothurnische Seckelmeister vor und mahnte ihn, seine Seele zu räumen und diejenigen zu nennen, die das Verbrechen ihm befohlen. Da gab er zur Antwort, der Seckelmeister sei nicht einer von denen gewesen; er wolle aber auf seine Aussage hin sterben. Graf Oswald schien von der ganzen Geschichte, als berührte sie ihn nicht, keine Notiz zu nehmen.

Die Durchsicht solcher Akten wäre wohl eine interessante Aufgabe. Die schon bestehende und in diesen Neujahrstagen aufs höchste gesteigerte Feindschaft und öffentliche Anklage gegen den Plagegeist Basels stellt sich seltsam zusammen mit seinem persönlichen Kommen und unbehelligten Gehen am 7. Jenner; seine sonst überlegte Handlungs- und Kriegsweise nicht minder seltsam mit dem abenteuerlichen Plan, mit einigen Hunderten die Stadt zu bewältigen an einem Tage, da die Bürgerschaft auf den Zünften oder gar auf dem Brandplatze in Aufregung versammelt war. Mußte nicht vielmehr das klare Ergebniß jeder überlegten Berechnung die Gewißheit sein, daß am Abend eines solchen Neujahrstages die ganze erbitterte Mannschaft Basels vor dem Schlosse Pfeffingen zu erwarten war? — Man hielt ihn eben der That fähig, war in Aufregung und glaubte daran. Der Uebelthäter wurde hingerichtet, und das Geschrei zu

Stadt und Land gegen den Grafen von Thierstein und gegen Solothurn dauerte fort. Solothurn sandte nach Basel, um dem Rath in Erinnerung zu bringen, daß der Verbrecher in Gegenwart ihres Seckelmeisters den Oswald von Thierstein wie die von Solothurn, zuerst öffentlich im Rath und dann im Hofe vor dem Gericht und der ganzen Gemeinde, ganz unschuldig gegeben, und gleichfalls hätte auch der Oberstzunftmeister sie öffentlich vor der ganzen Gemeinde verantwortet und schuldlos erklärt. Das Geschrei aber dauerte fort gegen den Grafen und gegen Solothurn, und es kamen zuletzt der Stadt Schultheiß, Seckelmeister und Rathschreiber zusammen nach Basel, um ernstliche Beschwerden zu führen vor kleinem und großem Rathe. Sie erklärten, einem Jeden gegen solche Anklagen der Mordbrennerei rechtlich Rede stehen, dann auch Jeden, wenn auf ihrem Gebiet über solchen Reden betroffen, als Verleumder vor Gericht stellen zu wollen. Beide Rätthe bezeugten ihr Mißfallen über das fortdauernde Gerede und anerbieten sich, die Verleumder, wenn namhaft gemacht, strafen zu wollen.

Der Knecht war zu Tode gebracht. Graf Oswald war nicht versöhnt, sondern noch mehr verbittert.

## VI.

Die alte Römerstraße von Augst nach Bizanz führte einst über die Birse bei St. Jakob, den Brüglinger Main hinan, am Fuße des Margarethenhügels über den Birsig. Das Stück vom Brüglinger Main bis zum nächsten Gumbdingen hieß schon vor 400 Jahren und heißt heute noch der Walenweg, Weg der Wälschen, der Römer. Er wurde gekreuzt durch die von Basel nach Reinach führende Straße, heute die alte genannt und mehr am Fuße des Bruderholz hinführend, während jetzt die neue dem einstigen Münchens-

steinerweg nachgeht und von diejem beim Ruchfelde abzweigt. An der alten Kreuzungsstelle am Walenweg, der Grenze zwischen seinem und der Stadt Basel Gebiet, errichtete nun Graf Oswald eine Zollstätte. Sofort schickte der Rath an den Zoller eine Abordnung, um ihm das Ungehörige klar zu machen; dieser aber berief sich auf den erhaltenen Auftrag und auerbot, dem Herrn das Gehörte mitzutheilen. Am folgenden Tage jedoch antete er wieder.

Sogleich ritt Peter Schönkind im Auftrage des Raths nach Solothurn, um dort den Grafen zu verklagen, und dieser, vorgeladen, redete mit dem Boten „gräßliche zornige Worte.“ Er beschwerte sich über die fortwährende Verleumdung der Mordbrennerei; die Metzger, wenn sie die Seinen in den Gassen der Stadt träfen, erblödeten sich nicht zu sagen: das sind die Bösewichter von Pseffingen. Er drohte, wenn er Einen von Basel sähe, ihm ins Gesicht zu sagen: das sind die Bösewichter von Basel. — Solothurn konnte oder wollte Basel nicht helfen, da der Graf sein Bürgerrecht bei ihnen aufgesagt hätte.

Am 28. April 1466 beschäftigten sich die Tagherrn der Eidgenossen zu Luzern mit dem Handel; am 7. Mai beschloffen sie auf die Klagen des Bischofs und der Stadt Basel „eine Botschaft von allen Orten nach Solothurn zu senden und mit denen von Solothurn ernstlich reden zu lassen, daß sie mit dem Grafen verschaffen, daß er den Zoll abthue; sie wollten an dem Ende keinen Zoll dulden, selbst wenn Basel am kaiserlichen Hofe im Recht unterläge.“ Am 9. Mai erklärten die Tagherrn einhellig, „daß si den zolle, so graf Oswald fürgenommen hat, in dheiuen weg zulan lassen noch haben wellent, und haben auch das grafe Oswalten und den von Solotoru luter geseit; denn wo das nit beschee, so wolten si das selbs abtun, und ee sie den

zoll liden wellent, ee wolten sie Pfeffingen umbkeren oder zu iren handen nemen.“ Aber den Boten gab Graf Oswald den Bescheid „mit lachendem Munde,“ der Zoll bleibe so lange er selber lebe, er werde sich zu wehren wissen. Da zogen die Basler aus, verbrannten das Zollhäuslein, und führten den Zoller in die Stadt.

Einen Mann von großen Kräften des Verstandes und des Willens zu sehen, wie er in kleintlichen Kämpfen sich aufreibt, das ist kein erhebender Anblick. Graf Oswald erscheint hier eben als der Vertreter seines Standes in damaliger Zeit. Der Adel, dessen älteste Häuser einst zum Schutz der offenen Straße erbaut worden sind, erscheint nun geradezu als ein Stand privilegirter Wegelagerer; es gab schon lange keinen Kaiser mehr, der wie der Barbarossa mit fester Hand oder wie König Rudolf mit geschwinder List Zucht und Ordnung aufrecht erhielt. Der Kaiser suchte auf Kosten des Reiches seine Hausmacht zu heben, der Adel auf Kosten Anderer seine sinkende Kraft zu erhalten. Der ideale Geist des Ritterthums und seine hohen Ziele waren vergangen und vergessen; der Kampf und Streit für eiteln Sold, ob für Recht oder Unrecht, selbst der Kampf um des Kampfes willen, war getreten an die Stelle der Gelübde der Christentreue, des Schutzes der Wittwen und Waisen, der Bewahrung des Reichsgutes. Graf Oswald von Thierstein, Ritter, hatte völlig vergessen, wie sein Bruder Wilhelm als *vir strenuus in armis, capitaneus imperatoris* in der Verfolgung der Türken bis zur Grenze des österreichischen Landes kam; wie sein Vater, Graf Hans, noch vor kaum 27 Jahren zu Slankensmund in Ungarn vom ritterlichen Kaiser Albrecht als reichen Lohn die Güter erhalten hatte des verstorbenen Patriarchen von Aquileja. Ludwig von Teck. Ihn zog es nicht in den edlern Kampf für die Ehre und

den Bestand der Christenheit im Osten, für die einst so viele des Adels auch aus unserem Lande das Leben gelassen, wie Burkhard Münch von Landskron, wie der Schwiegersohn des Bürgermeisters Hans Pulicort von Eptingen, Götzmann Münch, dessen Wittwe ihn so lange beweinte und dessen Wappen mit dem seiner Gattin heute noch den Kirchthurm zu Muttensz ziert. Graf Oswald kämpfte ziellos und gegen den natürlichen Verlauf der Dinge und gewann nur Schaden statt des Erfolges.

Indessen pflegte und unterhielt er seine häuslichen Verhältnisse. Auf seiner zwölfjährigen Kriegsfahrt draußen im Reiche hatte er sich eine Gattin gefunden in der Gräfin Ottilia von Nassau, der Tochter Heinrichs, Herrn von Breda. Sie war eine ganz junge Wittve und hatte ein Töchterlein, Ottilia, von Philipp, dem letzten Grafen des alten Hauses Katzenellenbogen (phonetische Verdeutschung des Namens Chattimelibocus). Von ihrem Schwiegervater, dem Grafen Philipp, hatte sie reiches Widungut, vom Grafen Heinrich von Hessen, ihrem Schwager, 4000 Gulden erhalten. Ihr Töchterlein sollte später die Gattin werden Christophs, des einzigen Stammhalters des alten zähringisch-badischen Geschlechtes, des Neffen Kaiser Friedrichs; sie wurde durch 15 Kinder die neue Stammutter des badischen Hauses.

Fort und fort hatte Graf Oswald zu urkunden über seines Hauses Güter. Eine Menge alt-thiersteinische Höfe und Häuser, Matten und Aecker, Zinse und Zehnten, Kirchensätze und andere Gerechtigkeiten in Gelterkünden, Normandingen, Notensflue, Siffach und vielen anderen Dörfern des Sissgau, waren von jeher ausgethan zu Erbglehen; größere Besitzungen, wie die Schlösser zu Thierstein, Angenstein, Büren, Brunnstatt im Verlaufe geldnöthiger Zeiten weggegeben worden zu Pfandlehen. Mit den Veränderungen hatten die Erwerbungen nicht Schritt gehalten. Im Ver-

laufe der Zeit waren viele Verhältnisse und Rechte dunkel geworden, und mit ihrer Vereinigung in möglichst vortheilhafter Deutung für sich suchte der Graf seinem Hause den fernern Besitz zu sichern. Aber Alles hielt so schwer; wie manchen Ritt hatte er doch zu machen, wie manchen Tag zu besuchen, bis nur zwischen ihm und Henmann von Ramstein die Rechte an Schloß und Herrschaft Büren kargestellt waren.

Solothurns Freundschaft drückte ihn immer mehr. Er konnte es vorsehen, wie die ganze Herrschaft Thierstein sammt der Kastvogtei von Beinwil der Stadt zufallen mußte. Die Freundschaft wollte pünktlich bezahlt sein; für ihre schnelle Hilfe gegen Mümpelgard hatte die Stadt sich von Marquard von Stein eine Entschädigung von fl. 400 zahlen lassen. Dem Grafen war für die verbrannten Dörfer Aesch und Peflingen nichts geworden. Mit getheilten Gefühlen mochte er zusehen, wie die Beamten der Stadt auf seinem Gebiete schalteten und den Peterhans Wötu, der den von Neuenstein wegfangen wollte, zu Aesch in seiner einzig ihm noch frei verbliebenen Herrschaft hinrichten ließen. Es ist möglich und wurde vielfach geglaubt, daß er von dem Plane Bernhards von Eptingen gewußt, der sich durch Thenion von Eß die Dörfer Nunningen und Büßerach wollte verrathen lassen.

Basel war in den letzten Jahren stark und immer stärker geworden. Mit der einen Hand führte die Bürgerschaft das Schwert, gewandter und wuchtiger als der Adel es je vermocht hatte; mit der andern schuf sie sich im Handel bis Lyon, Köln, Nürnberg und Mailand, wie in der Pflege der Gewerbe fort und fort neue Hilfsmittel. In der Landgrafschaft des Sisgau, einst der Krone des thiersteinischen Besitzes, hatte die Stadt durch sorgfältige Erwerbung der

Rechte von Zwing und Bann, von Dorf zu Dorf, sich eine völlige Landeshoheit ausgebildet; in Basel selber fiel ihr ein Stück bischöflicher Gerechtsame um das andere zu, und der Bischof war weniger mehr der Herr, sondern der Gast der Stadt. Ja, mitten in Kriegsnoth und unter dem Drucke der Kriegsteuern, hatte die Stadt den Muth und die Kraft, in der Gründung einer Universität den Grundstein zu legen geistiger Größe.

Und wo war der Adel, wo die frohen Genossen festlicher Kampfspiele, die Gefährten ernstestem Waffenganges? Ausgestorben, ausgewandert, ausgekauft von der Stadt; ihre Burgen als Sitze städtischer Vögte oder als Trümmer waren zu stillen Häusern geworden. Hans Münch von Münchstein war auf dem Wege, ein Söldner der Stadt zu werden. Dem Adler der Eptinger von Pratteln waren die Schwingen bereits völlig gestugt. Der streitbare Veruhard sollte später bei seinem Tode nicht einmal ins Erbbegräbniß bei den Franziskanern kommen, sondern wegen des Interdikts über die Stadt vor dem Altar zu Pratteln bestattet werden.

Graf Oswalds Lage war eine schwere geworden. Seine Hoffnung waren seine zwei Söhne, Heinrich und Oswald, die einzigen, die letzten Sprößlinge des alten Geschlechtes. Wie er selber neben dem Schwerte die Feder zu führen verstand, so ließ er auch die Söhne unterrichten. Mancher Brief von ihrer Hand liegt in den Archiven aus einer Zeit, da der Schultheiß von Freiburg des Schreibens unfähig war.

## VII.

Indessen bereiteten sich große Ereignisse vor. Dem am 16. Juli 1467 verstorbenen Herzog Philipp von Burgund folgte sein Sohn Karl, der sich berufen fühlte, den uralten



Namen zum höchsten Glanze zu führen. Von der Nordsee bis zum Mittelmeer sollte das neuburgundische Reich sich erstrecken; darum griff er freudig zu, als der gnußsüchtige Erzherzog Sigmund kein anderes Mittel mehr wußte, als die Verpfändung uralter Erblande seines Hauses, um an Basel und die Eidgenossen seine Schulden zu zahlen. Aus der Geschichte ist bekannt, wie mehr und mehr durch das heimtückische Verfahren König Ludwigs und die arglistige Feigheit Kaiser Friedrichs zwischen dem Herzog Karl und den Eidgenossen ein Knoten geschürzt wurde, den nur das Schwert zerhauen konnte. Sigmund, der einzig durch die Eidgenossen wieder zur Erlangung seiner Erblande kommen konnte, hielt, aller Tradition seines Hauses entgegen, stets zu ihnen.

Graf Oswald war ein aufmerksamer Beobachter der Ereignisse; ob er den Herzog oder ob dieser ihn gesucht hat, wissen wir nicht; aber schon 1473 steht er mit dem Titel eines herzoglichen Rathes um jährlich Pfd. 4000 in des Burgunders Dienste.

Von den glänzenden Festtagen zu Trier, wo der Herzog in fabelhafter Pracht die Majestät des Kaisers überbot, kam am 11. November Graf Oswald nach Mülhausen mit dem Ansinnen an die Reichsstadt, sich an Burgund zu ergeben. Darauf ging er nach seinem nahen Brunnstatt, sah, wie Dorf und Schloß vor fünf Jahren so jämmerlich verheert worden war, als Mülhausen mit dem Zuzuge der Eidgenossen den ihm auffässigen Adel bekämpfte und verfolgte. Indessen eilten die Boten der Stadt wieder zu den Eidgenossen und zu den anderen Reichsstädten des Elsasses, die alle den Burgunder fürchteten und sich vom Kaiser völlig verlassen, wenn nicht verrathen fühlten. Ueberall wurde gewaffnet und sorgfältig gewacht.

des Herzogs von Burgund nach Mülhausen mit dringlicherer Mahnung; aber die Bürgerschaft fühlte sich im Bunde mit den Eidgenossen stark genug, schickte die Boten trotzig fort und brach aus, um das Oswald von Thierstein zugehörige Brunnstatt ganz zu zerstören. Im festen Weiherchloß mit den vier runden Ecktürmen weilte Graf Oswalds Schwester; ihren dringenden Bitten gelang es, von ihren Leuten die Zerstörung der kaum aufgebauten Wohnungen abzuwenden.

Graf Oswald hatte in Brunnstatt gesehen, wie der Pfandinhaber Ze Rhin das durch die Mülhauser und Schweizer beschädigte Schloß schlecht hergestellt hatte. Er sann auf Vergeltung; dem Domcustos wollte er die schuldigen fl. 1000, wofür er ihm das Schloß verpfändet, nicht unbestritten abzahlen, und Domcustos Caspar Ze Rhin, der des Grafen Stimmung kannte, wick ihm vor der Hand aus und getrostete sich der bündigen Schuldbriefe.

Es war am 26. November, als der Domcustos mit zwei anderen Domherren und dem Bürgermeister Johann von Bärenfels von einer Sendung an den Bischof aus Bruntrut zurückkehrte, nicht durch das Birsthal an Pfeffingen vorbei oder über gräßliches Gebiet, sondern über Reimen nach Basel. Sie wußten nicht, daß Graf Oswald ihnen im weitesten Kreise auflauerte; daß er fünfzig Knechte als zur Jagd auf Repphühner und Hasen, mit Jagdhunden und Falken und Schußwaffen ausgerüstet und zum Streifen ausgesendet hatte. Beim Hofe Schönenbuch redeten die arglosen Reisenden solche Jäger an, der Custos wurde aber höflich und fest im Namen des Grafen eingeladen, auf Schloß Pfeffingen zu folgen. Der Bürgermeister und die Andern wollten ihren Gefährten nicht verlassen, und so traten die unfreiwilligen Gäste am späten Abend mit einander in den Schloßhof. „Ah, Sie sind's, Herr Custos,“ rief ihnen Graf Oswald entgegen,

„ich schulde Ihnen tausend Gulden, und Sie haben meinem Bürgen eine Mahnung zugeschickt, obschon Sie mir ein Jahr Aufschub gegeben hatten.“ Der Custos wollte nichts von letzterem wissen, er berief sich auf die Briefe und verlangte Zahlung nach deren Wortlaut und nach der bei der Rückgabe von Brunnstatt geschenehen Abrede. „Führt sie in die Burg hinein!“ rief zorn erfüllt Graf Oswald, worauf der Bürgermeister zu vermitteln suchte und es dahin brachte, daß Herr Caspar sich am achten Tage oder daß als seine Bürgen der Propst Werner von Flachsland und Domherr Hartmann von Halwil sich in Pfeffingen zu stellen hätten. Sie gaben hiefür das Ehrenwort und kamen spät in der Nacht nach Basel. Das Domkapitel und Abgeordnete des Rathes suchten den Zwist zu vermitteln und anerbieten, Recht zu nehmen vor dem Herzog von Burgund, vor dem Rath zu Solothurn oder vor den Eidgenossen. Aber Graf Oswald verlangte einfach die persönliche Stellung des Custos im Schlosse. Zwei Abgeordnete des Rathes gingen nach Pfeffingen, den Grafen inständig zu bitten um Zulassung gütlichen Vergleiches; er aber verlangte die Stellung des Custos oder der Bürgen, „eher wolle er sterben oder verderben oder aus dem Lande weichen.“ Eine Sendung seiner Vasallen, der Ritter Hermann von Eptingen und Johannes von Flachsland, hatte den gleichen Erfolg. — Der Bischof kam von Bruntrut nach Basel und vermochte den Grafen, in die Stadt und in den Bischofshof zu kommen, wo in Gegenwart einer großen Zahl von Vertrauensmännern nochmals eine Ausgleichung versucht werden sollte. Nach vergeblichen Verhandlungen und Zureden ergriff endlich, erregt, Ritter Hermann Waldner, der burgundische Unterlandvogt, das Wort: „Herr Graf Oswald, Ihr seid nicht in des Herzogs Rath und Dienst aufgenommen, um Andere gefangen zu setzen

und zu berauben, sondern um solche Uebelthäter zu strafen. Ich fordere Euch bei Euren Eide auf, den Herrn Custos in Ruhe zu lassen und Euren Handel vor uns, des Herzogs Rätthe, zu bringen.“ Der Frieden kam endlich zu Stande und wurde besiegelt.

Zudeffen war von Trier weg auch Herzog Karl selber ins Elsaß gekommen. Umsonst hatte er Mülhausen eingeladen, an seinen Gnaden theilzunehmen und sich ihm zu unterwerfen. Nach vierzehntägigem Aufenthalt im Elsaß und Erweckung allseitiger Befürchtungen kehrte er wieder nach Burgund, ließ aber ein ruchloses Volk im Lande zurück, das zwischen Freund und Feind keinen Unterschied machte. Gerade zu Brunnstatt, als vor den Thoren Mülhausens, lagerte ein solcher Trupp, meistens lombardischer Söldlinge. Hatten sie nicht Stroh für die Pferde, so warfen sie denselben die Betten des Landvolks unter, Lebensmittel und bewegliches Gut nahmen sie einfach weg, Frauen und Kindern thaten sie unsagbare Schmach an. Kaum war der Herzog über die Grenze nach Burgund gezogen, als Graf Oswald mit 44 Pferden von Pfeffingen eilig durch das Illthal über Altkirch nach Brunnstatt eilte und die Unholde so gründlich hinauswarf, daß die Bewohner dankend ihm ein Geschenk von fl. 100 anboten.

Sei es, daß die seinen Leuten angethane Schmach ihn erbitterte, sei es, daß er die Unhaltbarkeit der burgundischen Herrschaft erkannte: der Graf zog sich aus dem Dienste Karls zurück. Schon lassen sich auf allen Seiten die nächst kommenden Ereignisse errathen. Das Geschrei des vom Landvogt Peter von Hagenbach bedrückten Landes, die Sorge der als rechtlos behandelten und in ihrem innersten Wesen bedrohten Reichsstädte, die klaren Ausblicke der Eidgenossen, das gedemüthigte Oesterreich hatten sich schon seit geraumer

Zeit vereinigt, um dem Zustande ein Ende zu machen. Schon manche Konferenz hatte sich mit der Beschaffung der hohen Pfandsumme von fl. 80,000 beschäftigt; nach des Burgunders Abreise aus dem Elsaß reisten die Entschlusse rajch zur That.

Das Geld ward zusammengelegt, und die Pfandschaft wurde aufgekündet, wenige Tage vor Ostern des Jahres 1474. Da athmete das ganze Land auf, die Freude wurde wach, Lieder wurden gesungen auf die glückliche Erlösung, und des Landvogts Ansehen war auf einmal gebrochen. Am 15 April wurde derselbe sogar gefangen und in gemeinschaftlicher Verhandlung durch die Vertreter der betheiligten Länder und Städte am 9. Mai zum Tode gebracht.

Damit waren die Kriegswürfel mit aller Ueberlegung geworfen worden. Denn daß der Herzog Karl solchen Tod seines Landvogts gelassen hinnehmen würde, glaubte Niemand.

Graf Oswald hatte sich, wenn Oesterreich seiner bedurfte, nicht lange zu besinnen, er wurde von der ersten Stunde dieser Krisis an eine der kräftigsten Triebfedern österreichischer Rüstung. Ihn, dem „obersten Hauptmann und Marschall,“ schreiben am 20. August: „Gemeiner Eidgenossen Boten von Städten und Ländern,“ daß er die Träger des Briefs, ihre Schreiber, welche ihm die von ihnen beschlossene Richtung zwischen dem Grafen, dem Bischof und dem Vogte von Zwingen zustellen, für Kosten, Mühe und Arbeit gnädiglich entschädigen wolle. Ihn empfehlen sie den Melchior Ruß von Luzern seiner Geschäfte halber, wie den Hans Schilling, Schreiber zu Luzern. Am 21. Oktober 1474 erfolgte von Luzern aus die Kriegserklärung der Eidgenossen an Herzog Karl von Burgund. Die Schweizer waren gewohnt, rajch vorzugehen, und so zogen sofort die Berner und Freiburger durch die Jura-

pässe in's obere Burgund und braunten und plünderten, und als durch den Erzherzog ein bestimmtes Ziel bezeichnet wurde, Ericourt, da sah auch Basel die Eidgenossen aus den obern Landen, aus den österreichischen Erblanden, aus dem Reiche erzherzogliche und kaiserliche Truppen heranziehen, hinüber in's Sundgau, Alle in gemeinschaftlichem Unternehmen mit den Städten der andern Vereinigung. Die Schlacht und die Einnahme von Ericourt war die erste große Kriegsthat, die den Verbündeten hohen Siegesruhm und Beute brachte.

Bald zeigte sich ihnen der Werth allerhöchster Freundschaft: der Kaiser schloß mit Karl von Burgund Frieden, ohne die Verbündeten einzuschließen, und König Ludwig traf ebenfalls mit seinem Todfeind ein gütliches Abkommen. So blieben noch die Eidgenossen und die Städte der niedern Vereinigung, die Bischöfe von Straßburg und Basel und vor Allem Oesterreich. Es lag viel Unnatur in diesem Bunde und darum fortwährender Argwohn und viel Mißtrauen. Hatte doch Erzherzog Sigmund einst gerade den Schweizern zu Troß und Schaden die Erblande dem Burgunder gegeben, stellte er nicht jetzt, wie den Baslern zu Leide, gerade den Grafen Oswald an die Spitze der Verwaltung und der Heerführung. Der Rath beschloß, es soll Graf Oswald, wenn er ausdrücklich als österreichischer Landvogt nach Basel kommt, als solcher empfangen, bloß von Pfeffingen kommend aber nicht beachtet werden.

## VIII.

Graf Oswald von Thierstein hatte nun den Gipfel seiner Lebensstellung erreicht, er stand an der Spitze der österreichischen Vorlande zur Zeit ihrer größten Gefahr. Auf den Eidgenossen und auf ihm lag das Schwergewicht

der furchtbar ernsten Zeit. Wie kam es ihm nun gut, daß er durch Solothurn mit den Schweizern verbunden war; wie mußte er's büßen, daß er so oft und so lang, namentlich mit Basel, in kleinlicher Streitsucht sich vergnügt hatte. Nun stand er wieder im großen Kriege und zwar als ein Führer desselben. Gewaltige Rüstung mußte er aufzurufen, und ein Kriegszug der Verbündeten um den andern fand statt, bald nach Burgund, bald nach Lothringen. Eingenommene und geplünderte Städte, verbrannte Dörfer, gebrochene Burgen, erwürgte Besatzungen, in offenem Kampf erschlagene Feinde, geraubte Güter und Herden, bilden den Inhalt der Geschichte des Jahres 1475. Oft brach dabei der alte Groll und das Mißtrauen des gemeinen Mannes gegen den österreichischen Landvogt aus. Bald ward ihm bei der Beutetheilung Selbstsucht, bald auf den Zügen die eigennützigte Schonung seiner burgundischen Freunde und ihrer Burgen vorgeworfen. Es kam soweit, daß geordnete Züge ihm auseinander liefen, ja, daß er selber mit dem Tod bedroht wurde. Natürlich war er nicht der Mann, der sich so leicht meistern ließ; er stellte Trotz dem Trotz gegenüber und wählte sich seine eigenen Wege, so daß eine Zeit lang der Ritter Hermann von Eptingen die Elsäßer führte, und mit den Eidgenossen zog. Dann wandte er sich wieder an die Tagsatzung, und diese brachte ihm mehr Vertrauen entgegen als die Mannschaft im Felde. Ihm mit dem Erzbischof von Metz und dem neutralen Markgrafen von Hochberg zu Nöteln vertrauten sie die Verwendung beim Herzog Carl für einige gefangene eidgenössische Kriegsknechte. Mit Basel auf einen bessern Fuß zu kommen war ihm aber nicht möglich. Im November brachte er die Bürgerschaft auf's Neue auf durch die Gefangennahme eines Mailänder Kaufmanns, der mit Basels Geleitsbrief reiste und von

jeinen Leuten von der Heerstraße zu Muttenz weg nach Pfeffingen geführt wurde. Basel stellte Wachen auf zum Schutze Handels und Wandels und verhielt den Zorn. Auch da noch, als er den Kajeufang in der Birs über Gebühr ausdehnte und den städtischen Fischern die Nege nehmen ließ und als man vernahm, wie er auf seinem Zuge nach Lothringen schmählich über Basel sich ausgesprochen. Nur hätte er zu dieser Zeit nicht in die Stadt kommen dürfen ohne ausdrückliches Geleit des Raths.

All diesen Mißverhältnissen machte ein plötzliches Ende die Nachricht von dem Heereszug des Herzogs Carl.

Mit dem Beginn des neuen Jahres 1476 bewegte er sein durch das Gerücht ins Endlose gesteigerte Heer aus dem eben weggenommenen Lothringen nach dem Oberlande. Schon am 12. Februar hatte er den Paß von Jougne hinter sich, aber am 2. März beschien die Abendsonne die entsetzlichen Trümmer burgundischer Herrlichkeit auf dem Felde vor Granjon.

Oswald von Thierstein war nicht bei Granjon, wohl aber Hermann von Eptingen. Ihn selber finden wir 16 Tage später als Vertreter Oesterreichs auf dem gemeinschaftlichen Tage zu Luzern. Es wurde das Aufgebot aller Kräfte beschlossen; denn Herzog Carls Wiederkehr wurde als sicher erwartet. Der Graf versprach durch seine Boten „von mins gnedigen herrn von Oesterreich wegen alles das zutun, das den eidgnossen lieb und dienst sig, und sib und gut und was er vermag trülich mit macht zu inen zu setzen.“

Der österreichische Landvogt entfaltete auch wieder seine Thätigkeit, selbst von der Etz kamen 40 Reiter durch Basel; Fußvolk und Reiter übten sich zu Ensisheim und zu Thann. Dabei schützte er in der bewegten Zeit Handel und Wandel, sicherte die Fahrt der Schiffe auf dem Rhein, gab den zu



Rheinfelden bedrohten Boten des Erzbischofs von Mainz das Geleite und gab zu Neuenburg am Rhein ein glänzendes Exempel landesväterlichen Schutzes gegen die Ränke kleinstädtischer Gerichte. Es ging ihm der Ernst der Zeit so nahe, daß er selber zu einem weissagenden Priester nach Mümpelgard ging und beim Bischof von Basel in einem beweglichen Schreiben die Anordnung wöchentlicher Gebete und Kreuzgänge nachsichte, welchen durch etwas Indulgenz und Ablass besserer Zuspruch verschafft werden könnte. Dazwischen führte er nun Kriegs- und Raubzüge nach Bifanz und drüber hinaus. Selbst in die Ferne griff er mit bewehrter Hand und nahm drüben im Breisgau den niemals ruhenden Thomas von Falkenstein gefangen, der ihn wegen Büren mit unberechtigten Ansprüchen vor Gerichten und vor hohen Herren plagte. Ende Mai ließ er das allgemeine Aufgebot ausgehen, und am 12. Juni forderte er den Landschreiber Michel zu Ensisheim auf, Alles zum Zuge nach der Schweiz, nach Murten aufzubieten, wo Herzog Carl sein Lager aufgeschlagen. Alle Edeln im Sundgau und Elsaß müssen persönlich und beritten erscheinen auf den 20. zu Habsheim, das Fußvolk auf den 21. zu Muttenz, Piestal und Umgebung, „die Brisgover und Schwarzwälder wollend wir selber lassend schreiben und zu Friburg die brieff fertigen, tuon das best, das den edlen allen geschriben und keinem übersehen werde — lieber landschreiber gedenk — als lieb dir lib und leben sige — daß die brieff gemacht und botten hends hinweg geschickt werden.“ Schon am 20. Juni sandte Bern den Seinen im Feld die Abschrift eines Briefes von Graf Oswald, worin er heiter und trostlich seinen raschen Zuzug meldet und die Hoffnung auf ein gutes Ende ausspricht. Am 21. meldete der Rath von Solothurn den Mitbürgern vor Murten, wie Jung

und Alt Gott und St. Ursen un Sieg aarufen und täglich andächtige Kreuzgänge machen, wie am Vormittag der Herzog von Lothringen mit 300 Pferden durch die Stadt gekommen. „Unser gnediger herre und getrüwer mitburger der landvogt (Oswald von Thierstein) ist uff nächt mit 10 Pferden in der 10. stund vor mitternacht von uns gen Bern gerhyten, und in hoffnung gewesen zu dem angriff zu kommen — sin reißiger gezüg ist och hüt früh durch gen Bern zu ryten, die sich och nit sumen werden, so verre sie mügen. viel hüpscher pferdt werdent ab gerhyten und hinden gelassen.“ Graf Oswald hatte Eile, er ritt mit 700 Pferden seinem Fußvolk voraus, um noch zur rechten Zeit nach Murten zu kommen. Der folgende Tag sollte sein Ehrentag sein.

Auf einer Anhöhe vor Murten stand Herzog Carls Zelt, um ihn stand sein Heer. Sein Auge war bald auf die bestürmte Stadt, bald auf den nach Osten hin sich ausdehnenden Wald gerichtet, in dem er die Eidgenossen versammelt wußte. Diese hatten sich nach dem regueriſchen Vormittage aufgestellt, der Kriegs-rath ging auseinander, und es brach vorerst die gesamte Reiterei mit 5000 Mann Fußvolks hinaus ins Feld gegen das burgundische Lager. Rasch und kurz, bloß um des Feindes Aufstellung zu erkennen; nach kurzem Scharmüttel kehrten sie zum Gewalthausen zurück. Der entscheidende Moment, für Viele der letzte, war da: Graf Oswald erhob sich, mit feierlichem Ritterschlag die Tapfern zu weihen für den Sieg oder den Tod. Der Herzog von Lothringen, Graf Ludwig von Dettingen, Rageneck von Straßburg, von Zürich Hans Waldmann und der Bürgermeister Rüst, etwa achtzig drängten herzu, um das geweihte Zeichen zu empfangen. Dann rief der Graf Alle auf zur Anrufung des Herrn der Heerschaaren,

und sie fielen auf die Kniee, einen Augenblick sich sammelnd, dann stürmten sie auf und bei durchbrechendem Sonnenschein in gedrängter Ordnung hinaus, vorwärts in den Feind, in den Kampf, und errangen den blutigen Siegespreis von Murten.

Das war Graf Oswalds schönster Tag.

Freitlich nicht viel mehr als Ein Tag unbestrittener Ehre. Schon am 26. Juli meldet Ritter Hermann von Eptingen den Eidgenossen, daß der Erzherzog seinen obersten Hauptmann und Landvogt, Oswald von Thierstein, „etlicher Ungeschick halb“ entlassen habe, und an nächster Tagjagung ersuchten die versammelten Orte einstimmig den Fürsten, er möchte den ihnen Allen besonders lieb gewordenen und dem Herzog tren erfundenen Wilhelm Herter an Graf Oswalds Stelle setzen.

Herzog Renat von Lothringen säumte nicht, den gewandten Krieger für sich zu gewinnen, und sofort zog unter Aufsicht und Leitung Graf Oswalds eine Schaar geworbener Kriegsgesellen nach der andern durch Basel, zu Fuß oder zu Schiff, hinunter auf den entscheidenden Kriegsschauplatz vor Nancy. Oesterreichische und schweizerische ordentliche Hilfstruppen schlossen sich den Söldnern an, und am 26. November 1476 ließ der Herzog von Lothringen zu Basel Schaaren solcher Fußzügler an sich vorüberziehen. Am 21. December musterte er mit seinem Marschall Grafen Oswald die Truppen von Luzern und Zug und wenige Tage darauf die 500 Bewaffneten aus der Landschaft Basels. Dann, eilig, zog Alles abwärts, siegesfroh und fast zügellos, um mit dem Burgunder den letzten Kampf zu bestehen. Am 5. Januar 1477 ordneten vor Nancy Graf Oswald und Ritter Wilhelm Herter den Angriff, der rasch das Schicksal des Tages entschied und mit dem Leben Herzog Karls den Burgunderkriegen ein Ende machte.

Allgemeiner Jubel erfüllte die Schweiz, Deutschland und Frankreich; den burgundischen Landen aber standen schwere Zeiten bevor. Bei Nancy waren die Schweizer weniger getragen vom Gedanken der Nothwehr für Vaterland, Weib und Kind, wie zu Granjon und Murten; Abenteuerlust und frevler Muth wie die Erinnerung an Granjons märchenhaften Reichthum der Beute hatte Viele sich anwerben lassen; auf der Hin- und Rückreise wurden die elsässischen Orte jämmerlich behandelt, und Basel hatte mit den rückkehrenden Siegern seine liebe Noth. Vor Allem wollten sie ihren Sold bezahlt haben; aber der damals arme Herzog von Lothringen hatte das Geld nicht hiefür. Sie hielten sich nun an den Grafen von Thierstein und bedrohten ihn so, daß er fliehen mußte. Nach vielen Unordnungen kam endlich die Sache so in Ordnung, daß die Städte Basel, Schlettstatt, Colmar und Straßburg die nöthigen fl. 14,000 vorstreckten und Graf Oswald hiefür seine Burgen Thierstein und Peffigen verpfändete.

Da die eidgenössische Beuteordnung, nach welcher ein Jeder das Gewonnene zur allgemeinen Vertheilung abzugeben hatte, hier nicht zur Geltung kommen konnte, war diesmal manches burgundische Beutestück, darunter manche silberne Schale nach Hause gebracht. Ein einziges derselben hat sich bis zum heutigen Tage erhalten, die silberne Schale zu Kiestal. Der Schultheiß Heinrich Strübin, der an Geschick und Einfluß weit hervorragende Führer der Zuzüger aus den Aemtern, bestimmte das schöne Stück zum bleibenden Andenken in seiner Familie, und so blieb sie, bis 1795 an der Steigerung des letzten Strübiniſchen Pfarrers zu Bubendorf sie um Pfd. 270 (Fr. 463) von der Gemeinde Kiestal ersteigert wurde.

Die Angabe des burgundischen Geschichtschreibers, daß Herzog Carl es geliebt, das Bild der Krone überall anzu-

bringen, wird bestätigt durch die Gestalt des abnehmbaren Fußes der Schale: umgekehrt stellt er eine zierliche Krone dar. Auf den innern Grund des Gefäßes ist ein silbernes Medaillon mit dem Bilde des Herzogs in Relief gelöthet, wie es, wohl von diesem Stück, als Holzschnitt in die Chroniken von Stumpf und Wurstisen übergegangen ist. Im 17. Jahrhundert hat dann ein Künstler der Familie auf den äußern Grund das Strübingische Wappen angebracht und auf den äußern obern Rand mit gravirter Einfassung die Rundschrift gestochen:

Heinrich Strübin gon Liechstal bracht  
Diese Schalen us Ranse Schlacht  
Flüch Hochmuth fürcht Gott sinz Worts acht  
Im 1477. Jahre es geschach.

Als lothringischer Marschall und Rath trat nun Graf Oswald auf schweizerischen und deutschen Tagen auf; Baillif hieß in wälscher Sprache dieser Würdeträger, der „deutsche Bälli“ wurde er nur vom Volke genannt. Er hatte im Auftrag seines Herrn manchen Ritt zu thun, dazwischen weilte er wieder auf Schloß Pfeffingen, wo während seiner Abwesenheit sein Oheim Hans von Wynck seine häuslichen Angelegenheiten besorgt hatte. Nun fand es auch König Ludwig in seinem Interesse, wie so manche hervorragende Eidgenossen, so auch diesen Edelmann durch eine Pension an sich zu binden, er verlieh ihm jährlich Fr. 1200. — Auch Kaiser Friedrich bereinigte eine alte Schuld dadurch, daß er den Grafen Oswald und Wilhelm für treue Dienste die Erlaubniß gab, die Hohenkönigsburg in den Vogesen wieder aufzubauen. Am schönsten Punkte des an Ausichten so reichen Gebirges bauten nun die Brüder die Burg in großem Maßstabe wieder auf; von hier umfaßt das Auge

die verschlungenen Thäler und Höhen der Vogesen, das Rheinthal weit über Straßburg hinaus, den Lauf des Rheines, die badischen Höhen und Thaleingänge, bis hinauf, wo der Jura sich erschließt, über dem die weißen Alpengipfel in fernem zierlichen Bilde sich zeigen. Erzherzog Sigmund sah diesen Bau nicht gerne, er verließ Grafen Oswald dafür andere Güter, wie Schloß Roggenbach, er setzte ihn wieder zum Landvogt über den Elsaß und den Breisgau; aber die Grafen behielten ihre Hohenkönigsburg. Solothurn wünschte ihrem Mitbürger in verbindlichem Schreiben Glück zu seinen hohen Würden und zeigte ihm den förmlichen Eintritt in den Eidgenössischen Bund an.

### IX.

Graf Oswald stand nun im 55. Lebensjahre; er hatte nun eine Lebensstellung und einen Wirkungskreis erworben, um die ihn Viele beneideten. Er wollte diese Stellung benützen, um die am Jura bei den Eidgenossen unhaltbar gewordene Lage seines Hauses zu vertauschen gegen eine bleibende in den Vogesen, im engsten Anschluß an Oesterreich. Darum verbaute er hier seine letzten Mittel, während er dort zu gleicher Zeit mit Solothurn in fortwährendem Briefwechsel um schließliche Ueberlassung seiner uralten Familiengüter unterhandelte. Die Geschichte des Uebergangs der Grafschaft Thierstein an Solothurn zieht sich durch viele Jahrzehnte hindurch; geduldig und consequent, bald freigebig bald rückhaltend, hatte die Stadt, mit möglichster Schonung des hochadeligen Selbstgefühls, den Grafen für den ersehnten Besitz immer engere Kreise ihrer Rechte gezogen, immer bindigere Zusicherungen der Grafen verlangt. Gerne nahm die Stadt seine Erklärung entgegen, daß er bei seinen auswärtigen hohen Stellen keine inländischen Besitzungen

mehr behalten möge. Es war ihr Recht, daß er seine Burgen für ewige Zeiten zu ihren offenen Häusern machte und versprach „eine anzal in der bescheidenheit, als uns und unserer auffschaft gemäß und vermüglich ist, erbar leut ze roß und ze fuß ze schicken.“

So lösten die Grafen allmählig den angestammten Besitz von sich ab, aber im Reiche draußen festen Fuß zu fassen, ward ihnen verwehrt. Der Graf von Rappoltstein mußte die Ausdehnung der Hohenkönigsburg so viel als möglich hindern, und Erzherzog Sigmund bot selber nirgends die Hand zur Erweiterung des Besitzes.

Dadurch kam Graf Oswald immer mehr in Verstimmung, und die letzten Jahre seines Lebens sind wieder bezeichnet durch beständige Streitigkeiten. Mit dem Bischof bekam er Streit, weil dessen Leute ihm in seiner Herrschaft gejagt, geholt und einen Zaun niedergedrissen; mit Thomas von Falkenstein kam er wegen alter Erbschaftsansprüche gar nie zum Frieden; den Vogt zu Zwingen nahm er ab offener Straße gefangen, und manche Tagsatzung mußte auf des Bischofs Klage hin den Grafen zur Freilassung des Vogts und zum friedlichen oder rechtlichen Ausgleich auffordern. Besonders gegenüber Basel veräumte er keine Gelegenheit, Händel anzufangen. Als die Nonnen im Klingenthal geistlichen und weltlichen Behörden den Gehorsam auftrudeten und kurzer Hand aus dem Kloster gesetzt wurden, machte er Wiene, bewaffnet in den Streit einzutreten; und besonders in der immer noch ungelösten Frage des Umfanges der Landgrafschaft Sisgau half er für Solothurn in Wisen, wie besonders in seinen abgetretenen Herrschaften von Sewen, Büren und Dornach alle möglichen Vortheile zu erreichen. Zuletzt setzte er sich doch auch über diesen Punkt mit Basel friedlich aneinander. Bei der Tagsatzung wurden seine

Angelegenheiten immer mit großer Rücksicht aufgenommen und behandelt; aber doch wurde am Ende bestimmt ausgesprochen, daß keine Selbsthilfe mehr gestattet, sondern jeder Beteiligte vor seinem natürlichen Richter zu suchen sei. Damit waren die Handstreichs des letzten Grafen im Gebiete der Eidgenossen abgebrochen.

Graf Oswald starb im Jahre 1487; nach einer vereinzelt Notiz starb er in Oberbaden; den Todestag des vielgenannten, des wohlbekannten, des gewaltigen und gewaltthätigen Mannes öffentlich zu verzeichnen, hat sich Basel, hat sich selbst Solothurn nicht veranlaßt gesehen.

## X.

Wiederum sehen wir, wie vor 40 Jahren, das Haus derer von Thierstein auf einzig drei Namensträger beschränkt. Graf Wilhelm erscheint immer als ein Kriegsmann von Beruf, der besonders im kaiserlichen Lager und am Hofe zu hoher Vertrauensstellung aufgestiegen ist. Als Kaiser Friedrich keinen Krieg mehr zu führen hatte, ging Graf Wilhelm zum König Matthias von Ungarn, um an dessen Reichsgrenze den immer lebhaften Kampf gegen die Ungläubigen fort zu führen. Eine besondere Botschaft der Eidgenossen wurde an den König gesandt, 1482, um für den Grafen einen Urlaub auszuwirken, damit er heimkommen könnte. Mit seinem Neffen und wohl auch allein, als Herr von Thierstein und Pfeffingen, betrieb er seines Hauses Geschäfte, belehnte er den Sohn der letzten Schaler'schen Erbtöchter, Franz von Lehmen, mit den halben Gerichten zu Benken, und verkaufte er stiftische Lehen in den umliegenden Dörfern das Birseck. Die einzige Pfandstadt Freistadt hatte er schon 1477 um die Summe von fl. 4000. — räumen müssen; aber Erzherzog Sigmund schuldete ihm und



den Erben Oswalds noch große Summen, die er schließlich nur auf der Eidgenossen dringendes und wiederholtes Mahnen erhalten konnte. Ob in baar oder in Verrechnungen ist nicht klar; denn die Beiden hatten noch allerlei Abmachungen. Graf Wilhelm verkaufte dem Erzherzog alle noch unbereinigte Rechte seines Hauses an den Erbschaften derer von Rüsch, Roggenbach, Harburg, Weissenburg, Krenkingen, Klingen, Buisnang, End und Bubendorf um die Totalsumme von fl. 348; dagegen wurde ihm die Vogtei der Herrschaft Rheinfelden in Pfand überlassen, und noch von Stuhlweissenburg aus erklärte er, dieses Pfand gegen Zahlung wieder zurückgeben zu wollen. Auch der Kaiser zahlte dem wackeren Kriegsmann den schuldigen Sold lange nicht, und noch 1496 mußte er der Stadt Solothurn seine Herrschaften zur Obhut empfehlen, da er genöthigt sei, um das Geld zum Kaiser zu reiten. Am 12. September 1498 meldet Vogt Hügi zu Dornegg seinem Herrn, daß er vernommen, Graf Wilhelm liege zu Brunnstatt an den bösen Blattern und habe zum Scherer nach Viestal geschickt; am 17. Oktober schreibt Graf Oswald der jüngere in bewegten Worten dem Schultheiß und Rath, wie gestern „mein lieber Herr und Vetter, Graf Wilhelm von Thierstein, von dem Licht dieser Welt, doch bewahrt mit beiden Sakramenten mit guter Vernunft geschieden ist.“

Graf Heinrich, der ältere Sohn Oswalds, weilte zu dieser Zeit am kaiserlichen Hofe; die Beiden ordneten darauf die Verhältnisse ihres Hauses mit Solothurn und gingen wieder ihre besondern Wege.

Vom Grafen Heinrich kamen weniger Berichte nach Hause, als vom jüngern Bruder. Dieser hatte schon vor Jahren als ganz junger Mann viel von sich reden machen. In Innsbruck, am Hofe des abgelebten Erzherzogs Sigmund,

war Jahre lang die Frage der Erbfolge Gegenstand der widrigsten Intriguen. Der Herr brauchte Geld und suchte solches von allen Seiten her zu erhalten. Seine Rätthe waren durch den Kaiser, der mit seinem Sohne Maximilian die andern Habsburger alle überlebte und der richtige Erbe war, mit Titeln und Jahrgeldern gewonnen, damit sie den wankelmüthigen Erzherzog vor nachtheiligen Abmachungen bewahrten. Dieses geschah aber nicht, und der Herzog von Baiern erhielt gegen große Jahrgelder an seinen Schwiegersohn Sigmund die Anwartschaft auf das schöne Tirol. Es mußten viele dunkle Fäden gesponnen worden sein, bis Kaiser Friedrich von Nürnberg aus dem Erzherzog befohl, seine Rathgeber zu fangen und ihm anzuliefern, die Grafen Georg von Sargans, Oswald von Thierstein, Heinrich von Fürstenberg, die vorgegeben, daß der Kaiser seinen Vetter habe entsetzen oder vergiften wollen, worauf dieser sein Land Fremden zuwenden möchte. Graf Oswald mußte für sich schon einen schlimmen Ruf erworben haben, sonst hätten nicht Freunde die aus Italien heimkehrenden Grafen von Hanau und Nassau gewarnt, sich auf der Durchreise in Tirol vorzusehen, wo Oswald von Thierstein ihnen auflaure.

Das Jahr 1499 stellte die beiden Brüder auf eine schwere Probe. Es war ein die Schweizergrenze umfassender, ein grimmiger, es war der letzte Krieg des deutschen Adels gegen schweizerische Unabhängigkeit. Das Herz zog die Grafen zu ihren Standesgenossen, die Pflicht und das Interesse band sie an die Eidgenossen. Da wünschten sie neutral zu bleiben, aber Solothurn bewachte jeden ihrer Schritte, hielt fest an seinem Besatzungsrecht und schrieb Mahnungen, Aufforderungen, Vorstellungen und Vorwürfe, wogegen die bedrängten Herren in eben so zahlreichen Briefen auf ihren guten Willen und ihre bescheidenen Thaten hinwiesen. Nachdem

der Krieg am Horizonte des Vaterlandes hin wie ein mahnendes und wieder weiterziehendes Gewitter getobt hatte, schloß er ab mit dem schrecklichen Donnerschlag vor Dornach; Angesichts der Burgen seines Freundes Oswald von Thierstein lag der in diese Lande gezogene kaiserliche Feldhauptmann, Graf Heinrich von Fürstenberg, erschlagen.

Von nun an beschäftigten sich die beiden Grafen fast nur noch mit den Angelegenheiten des Hauses. Heinrich hatte sich schon 1491 mit Gräfin Margareta von Neuenburg und Finstingen, Oswald 1510 mit Elisabeth, Gräfin von Löwenstein und Scharfeuegg vermählt; Beide blieben kinderlos.

Den uralten Streit über ihre Ansprüche an die Landgrafschaft Sisgau schlichteten sie mit Basel, so daß dieses sich vom Bischof vorbehaltlos konnte belehnen lassen. Heinrich wohnte gewöhnlich in seinem Hofe zu Basel, heute der Württemberger Hof geheißten. Auf Beider Bitten übernahm noch 1510 der Markgraf Rudolf von Hochburg die Vogtei ihrer Mutter Ottilia. So verzichteten sie auf die kriegerischen Neigungen ihrer Jugend und ihres Geschlechtes. Sie verwahrten sich 1512 den Eidgenossen und in beweglichem Briefe dem Kaiser gegenüber entschieden gegen den Vorwurf, als besorgten sie Verbungen für Frankreich in dessen Streit mit dem Papst; „sie wüßten ihre Pflichten gegen Römische Majestät und gegen die Eidgenossen zu wahren.“ Graf Oswald starb den 30. November 1512 zu Längenach.

Nun war Aller Aufmerksamkeit gerichtet auf das Erbe des Letzten des Geschlechtes. Solothurn hatte schon 1502 bei der Erneuerung des Bürgerrechtes verlangt, daß die Grafen in ihrer Stadt ein eigenes Haus unterhalten müßten. Nun begannen die Verhandlungen zwischen Graf Heinrich, den Städten Basel und Solothurn, dem Bischof und selbst

dem Kaiser. Die Herrschaft Thierstein mit der Kastvogtei Beinwil sollte als Reichslehen fallen an Solothurn, die Herrschaft Peffingen als erlochenes Lehen zurück an den Bischof; Allodialerbe war die Gemahlin des Grafen.

Dieser starb am Andreastag den 30. November 1519.

Zu einer uns unbekanten Zeit ist vom Kaiser dem Bischof von Basel das Land zwischen dem Blauen, der Virs und dem Birsig gegeben worden; im Jahre 1041 war dazu das Land gekommen zwischen dem Zurakamm, der Virs und der Siffelen, und bald darauf, 1048, wird der erste Sigauische Graf genannt, Rudolf, der Stammvater derer zu Thierstein bei Witnau. Dieses Geschlecht in seinen Zweigen von Alt Honberg und Neu Thierstein erscheint bald als die Herren des Landes, Reichsvögte der Stadt und Schirmvögte des Bisthums. So lange der Bischof in diesen Landen mit weltlicher Herrschaft ausgerüstet war, so lange ihm nur ein Schatten solcher blieb, standen die Grafen von Thierstein als seine obersten Würdeträger, zuletzt als Pfalzgrafen, ihm zur Seite. Mit dem Erlöschen des Geschlechts, fast 500 Jahre nach dem erkennbaren Anfang, fiel zu gleicher Zeit auch der Rest weltlicher Herrschaft dahin für den Bischof; denn bei Graf Heinrichs Tod hatte bereits die Reformation ihre ersten Hammerschläge geschlagen an die bischöfliche Pfalz. Das adelige Geschlecht, die Träger des herrschenden Gedankens einer vergangenen Epoche der Weltgeschichte, erlosch mit dem Anbrechen einer neuen Zeit.

# Ueber die Schweighauser in Basel.

Von

C. Wieland.

**I**m Laufe des letzten Jahrhunderts hat in Basel ein Geschlecht geblüht, dessen Namen uns nur in den Firmen zweier hiesiger Geschäfte überliefert wird: das der Schweighauser. Ich beabsichtige in den folgenden Blättern nicht eine ausführliche Familiengeschichte zu bringen, wohl aber möchte ich den Lebenslauf einiger hervorragender Träger dieses Namens anzudeuten versuchen. Vielleicht finde ich Nachfolger und unternimmt später ein Anderer die Aufgabe, über weitere verschwundene Geschlechter unserer Vaterstadt zu berichten. Noch gar manche, die längst verschollen sind, haben wackere Männer gestellt, welche nach Kräften das allgemeine Wohl zu fördern bestrebt gewesen sind. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in unserer Geschichte, daß wir Geschlechter auftauchen sehen, die rasch eine gewisse Geltung erlangen, und nach wenigen Generationen vollständig aussterben.

Den Namen Schweighauser treffen wir noch jetzt vielfach in den benachbarten Dörfern des Birseck an, von wo aus auch der Stammvater des baslerischen Geschlechtes nach Basel gekommen ist. Wir werden wohl nicht irre gehen,

wenn wir als ursprüngliche Heimat aller diesen Namen Führenden das in der Nähe von Mülhausen im Elsaß liegende Dorf Schweighausen ansehen. Bei den mannigfachen Kriegszügen und Fehden, durch welche zeitweise das Oberelsaß verwüstet worden ist, mögen manche Bewohner desselben veranlaßt worden sein, die alten Wohnsitze zu verlassen und anderswo sich niederzulassen. Den neuen Ankömmlingen ist dann, wie es vielfach zu geschehen pflegte, der Herkunftsort als Beinamen beigelegt worden, welcher später zum Geschlechtsnamen wurde. Die Einen suchten unter dem Krummstabe des Bischofs von Basel Schutz, andere, die sich in der Folge Schweighäuser nannten, mögen innert den Mauern der Stadt Straßburg ihr sicheres Heim gefunden und dort jenes Geschlecht gegründet haben, welches dieser Stadt einen hervorragenden Gelehrten schenkte.

Der Stammvater der Basler Schweighäuser, Konrad, war aus Oberwil im Birsack, wo die Anhänger der reformirten Confession durch die übermächtige Gegenreformation arg bedrängt wurden, in früher Jugend nach Riestal gezogen und als Schreiber bei Hans Keller, damaligem Stadtschreiber, eingetreten. Er verblieb in dieser Stellung auch unter den späteren Stadtschreibern bis 1639. Von 1639 bis 1641 finden wir ihn als Substituten der Kanzlei in Mülhausen. Im März 1641 ward er in das Basler Bürgerrecht aufgenommen und zwar soll er dasselbe unentgeltlich erhalten haben „zur Bezeugung des obrigkeitlichen Vergnügens über seine geleisteten Dienste und seine Fähigkeiten.“ Bald nachher, im Juli, ließ er sich nach damaligem Gebrauche von dem Comes Palatinus und Notar J. J. Graffer zum sogen. kaiserlich geschwornen Notarius ernennen. In dieser seiner neuen Thätigkeit soll er Dank seiner geraden und bescheidenen Gesinnung allgemeines Zutrauen genossen haben.

Während mehr als eines Jahrhunderts folgten seine Nachkommen seinem Beispiele und widmeten sich der juristischen Laufbahn.

Sein Sohn Hans Konrad setzte die väterliche Schreibstube bis zum Jahre 1692 fort, in welchem er vom Großen Rathe zum Director der Schaffneien der geistlichen Güter ernannt wurde. Während der bekannten Unruhen von 1691 hatte er getrenlich zu der Obrigkeit gehalten; er saß auch als der eine der zwei Beisitzer, welche die Bürgerschaft zu bezeichnen hatte, in der Verhörcommission, die den gegen Dr. Fatio eingeleiteten Criminalprozeß zu führen hatte.

Die im Jahre 1692 ihm übertragene Verwaltung der Kirchen- und Klostergüter war ein mühsames Geschäft: die verschiedenen bis jetzt getrennt geführten Schaffneien wurden zu einer Verwaltung verschmolzen und diese seiner Aufsicht unterstellt. Die Einkünfte der Kirchen und der zur Zeit der Reformation aufgehobenen Klöster und Stifte bestanden aus Zehnten, Bodenzinsen und sonstigen Gefällen, die zum großen Theile von ausländischen Liegenschaften, namentlich im Elsaß gelegenen Grundstücken, erhoben werden mußten. Deren Einzug stieß daher auf vielfache Schwierigkeiten, weil öfter den Baslern die Berechtigung bestritten wurde, diese Einkünfte zu beziehen. Um solchen Einreden möglichst vorzubeugen, hatte man es für klug und angemessen erachtet, die einzelnen Schaffneien fortbestehen zu lassen, die frühere Verwaltung wenigstens dem Namen nach also fortzusetzen. Es war damit noch der Vortheil verbunden, daß eine Menge von Stellen und kleinen Aemtchen befreundeten Rathsgliedern oder Bürgern zugetheilt werden konnten. Aber mit der Zeit machten sich denn doch allerlei Uebelstände fühlbar. Diese kleinen Verwaltungen kosteten viel und schmälerten die Einkünfte noch mehr, welche ohnedieß unter dem Drucke der

Kriegsjahre spärlich genug einliefen; kam es doch vor, daß in dem gleichen Dorfe elf verschiedene Schaffner die Gefälle für die baslerischen Kirchengüter erhoben, zu welchem Geschäfte ein einziger hingereicht hätte. Nachdem nun durch den westphälischen Frieden die staatsrechtlichen Verhältnisse geordnet worden, lag kein Grund mehr vor, die früher beobachteten Vorsichtsmaßregeln fortzusetzen und so wurden nach ziemlich langen Verhandlungen die meisten dieser Sonderverwaltungen aufgehoben und der Bezug der Einkünfte für die Kirchengüter und für die anderen Stiftungen dem Direktor der Schaffneien unterstellt und diesem als Amtswohnung das Steinemloster angewiesen. Bekanntlich blieben diese Räumlichkeiten bis in die jüngste Zeit den Zwecken dieser Verwaltung gewidmet.

Hans Konrad Schweighauser bekleidete diese Stelle bis zum Jahre 1710, in welchem er zum Mitglied des kleinen Rathes gewählt wurde. Mit seiner Geschäftsführung als Verwalter der Stiftsgüter muß der Rath zufrieden gewesen sein, denn bereits 1704 war ihm zum Beweis „obrigkeitlichen Vergnügens“ das sogen. Hattstatter Wehen verliehen worden. — Im Jahre 1585 nämlich hatte ein Klaus von Hattstatt, Bürger von Basel, gewesener Oberst in spanischen Diensten, durch Testament die Stadt Basel zur Erbin seines Vermögens eingesetzt, das aus einzelnen Grundstücken, namentlich aber elsässischen Zehnten und Bodenzinsen bestand, von welchem er aber einen Theil bereits im Jahre 1547 dem Mathis Günzer von Colmar als Erblehen für sich und seine männlichen Nachkommen zu nutzen und zu nießen übergeben hatte. Im Jahr 1704 war nun der letzte der Familie Günzer mit Tod abgegangen, und nun übertrug der Rath von Basel diese Güter zu Erblehen an Hans Konrad Schweighauser für sich und seine Nachkommen gegen eine



jährliche Recognitionengebühr. — Hans Konrad Schweighauser saß nicht lange im Kleinen Rathe; denn bereits 1713 starb er, 65 Jahre alt.

Von den zwölf Kindern, welche ihm geboren worden, waren fünf in frühester Jugend gestorben; zwei Söhne, welche sich dem Kaufmannsstande gewidmet, blieben unverheirathet. Ein Sohn verheirathete sich nach Plombières. Mehrere Nachkommen desselben wanderten in der Folge nach Amerika aus und ließen sich in Philadelphia nieder.

Namhaft gemacht zu werden verdienen Johannes und Hans Georg Schweighauser.

Johannes war der Nachfolger des Vaters im Notariatsgeschäfte und Stammhalter des hier verbleibenden Geschlechtes. In der väterlichen Schreibstube mit den Geschäften vertraut geworden, deren Besorgung während der Jahre, in welchen der Vater die Verwaltung der Schaffneien zu führen hatte, ihm anvertraut wurde, erwarb er, nachdem er zuvor bei Prof. Battier einen Curfus in der Rechtswissenschaft durchgemacht hatte, 1714 das Diplom eines geschwornen Notars. Seine Berufsthätigkeit hinderte ihn nicht, an den Staatsgeschäften regen Antheil zu nehmen. Wenige Jahre nach dem Tode seines Vaters wurde er, als Meister der Kunst zum Himmel, in den Kleinen Rath erwählt; daneben war er Beisitzer verschiedener Gerichte und Behörden. Es würde den Raum von mehreren Zeilen in Anspruch nehmen, wollten wir alle die von ihm ziemlich zu gleicher Zeit bekleideten Ehrenstellen aufzählen. Ein heiterer, geselliger, gesunder Mann, welchen bis zu seinem 87. Altersjahre, in welchem er starb, außer Anfällen des Podagra's keine Krankheit anfocht, war er im Stande, bis zum 80. Jahre die Würde eines Appellationsherrn zu bekleiden, dem Ladename, mit dem Einzuge von Gefällen und Bodenzinsen in der Stadt betraut, blieb er sogar bis zu seinem Tode getreu.

Weit über ihn stand aber sein jüngster Bruder Hans Geor., dessen Lebensgang auch jetzt noch ein menschliches Interesse erregt. Auch er sollte der juristischen Laufbahn sich widmen, aber das Leben in der dumpfen väterlichen Amtsstube zog ihn nicht an; die Rechtswissenschaft hatte mehr Reiz für ihn, als das geschäftliche Treiben. Nachdem er hier die juristischen Vorlesungen, namentlich diejenigen von Professor Battier besucht, daneben durch Prof. Jakob Chr. Hjelin in der Geschichte unterrichtet worden war, und promovirt hatte, trieb es ihn in die Ferne. Zuerst folgte er den Vorträgen von Barbeirac in Lausanne über Hugo Grotius, dann durchwanderte er, um die dortigen Alterthümer zu studiren, den Süden Frankreichs, verweilte einige Zeit in Paris und bezog 1716 die Universität in Leyden, um unter der Leitung der dortigen berühmten Rechtslehrer seine Studien zu vollenden. Nach zweijährigem Ansenhalte in dieser Stadt, während dessen, nach seinem eigenen Bekenntniß, er fleißig bemüht war, seine Kenntnisse auszubilden, kehrte er 1718 nach der Vaterstadt zurück, begierig, die Früchte seiner Anstrengungen in deren Dienste zu verwerthen, hoffend, einen seiner Bildung entsprechenden Wirkungskreis finden zu können. Aber alle seine Hoffnungen, eine akademische Lehrstelle zu erhalten, scheiterten, so oft er sich auch um solche bewarb. Bei Besetzung der öffentlichen besoldeten Aemter, auch der Professuren an der Universität, entschied damals das blinde Loos und dieses erwies sich ihm beharrlich ungünstig. Es war, um bei Besetzung von Aemtern allen ungebührlichen Umtrieben, Praktiken, wie man sich ausdrückte, möglichst vorzubeugen, welche bei jenen engen und kleinsichen Verhältnissen die Gemüther nur zu oft in Wallung brachten, die Einrichtung getroffen worden, daß bei jeder Wahl ein Dreier-Vorschlag, Ternarium, gebracht werden müsse und daß

das Loos unter den drei Vorgeschlagenen entscheiden solle. Die Vorsicht wurde dabei so weit getrieben, daß bereits die Wahlmänner durch das Loos bezeichnet werden mußten. Im Großen Rathe wurden  $\frac{2}{3}$  der Mitglieder, alle welche schwarze Kugeln gezogen, von der Wahl ausgeschlossen; das letzte Drittel, gebildet durch solche, welche weiße Kugeln gezogen, wurde durch diesen Kugeln beigefügte Nummern 1, 2, 3 in Gruppen geschieden, von denen jede einen Namen für das Ternarium zu bezeichnen hatte. Die Stimmabgabe erfolgte hinter einem Umhange vermittelst Stimmzettel. — Ob schon nun Hans Georg Schweighauser regelmäßig ins Ternarium gezogen wurde, so konnte er doch zu keinem Amte gelangen, denn das Loos entschied stets gegen ihn. In späteren Jahren pflegte er über sein Mißgeschick zu lächeln und zu sagen: Ich bin überzeugt, daß wenn ich den Einfall hätte, die Hutmacher-Profession zu erlernen, die Menschen sofort ohne Kopf auf die Welt kommen würden.

Zimmerhin ward ihm die Geungthnung, mit der Ausarbeitung einer neuen Landesordnung betraut zu werden, also das für die Landschaft Basel geltende Civilrecht zusammenzustellen. Die Landesordnung von 1654, welche meist nur das Erbrecht und eheliche Güterrecht festgestellt hatte, das Verkehrs- oder Obligationenrecht fast unberührt lassend, war durch mehrfache Rathserkenntnisse und Mandate modificirt und ergänzt worden, so daß allmählich eine gewisse Rechtsunsicherheit zu herrschen begann, die zu beseitigen nothwendig erschien. Im Jahre 1754 ward der Landkommission daher der Auftrag ertheilt, die alte Landesordnung, sowie die seitherigen Erlasse zu durchgehen und dem Großen Rathe den Entwurf eines neuen Gesetzes vorzulegen und diese Arbeit wurde Hans Georg Schweighauser übertragen. Ob schon ihm auferlegt worden, sich mit den Ober-

vögten, den Landtschreibern und sonstigen Beamten ins Einvernehmen zu setzen, deren Ansichten anzuhören, förderte er die Arbeit doch so rasch, daß sein Entwurf bereits Anfangs 1757 dem Großen Rathe konnte vorgelegt werden. Nach kurzen Berathungen, durch die sein Inhalt keine wesentlichen Modifikationen erlitt, wurde derselbe am 20. Juni desselben Jahres zum Gesetze erhoben.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, über den gesetzgeberischen Werth dieser Arbeit sich länger zu verbreiten; doch darf bemerkt werden, daß Schweighauser seine Aufgabe, dem Richter die Rechtspredung durch ein klares Gesetzbuch zu erleichtern, dem Volke die Rechtsfälle verständlich zu machen, in gediegener Weise zu lösen verstand. Seine Begriffsbestimmungen, namentlich im Obligationenrechte, zeugen dafür, daß er seines Stoffes vollständig Herr war. Im wesentlichen beruht übrigens die jetzt noch geltende Landesordnung auf der Grundlage des Gesetzes von 1757.

Der Rath, welcher sonst auch öfter, namentlich bei Verhandlungen mit der französischen Gesandtschaft, die Dienste Schweighauser's in Anspruch genommen, belohnte ihn für diese Arbeit mit einem Geschenke von 100 Louisd'or. Auch sonst wurde sein Rath in zweifelhaften Rechtsfällen vielfach eingeholt. Im übrigen lebte er zurückgezogen in der väterlichen Behausung zum Drachen in der Aeschenvorstadt, Trost gegen die Unbilden des Schicksals im Studium der Alten suchend, von welchen Horaz sein Lieblingschriftsteller war. Welche harte innere Kämpfe er aber hat durchmachen müssen, um bei dem Scheitern aller seiner Hoffnungen, aller Pläne, welche er über seinen Lebensgang gehegt, bei dem geschäftigen Nichtsthun, welches mit dem Bekleiden einiger Ehrenstellen verbunden war und ihn nicht befriedigen konnte, den Muth, die Lebenslust nicht zu verlieren, die weisen Lehren seiner

Vieblingschriftsteller praktisch zu verwerthen, gleichsam ins Baseldeutsche zu übertragen, davon giebt der klagende Ton der Inschrift Kunde, welche seiner Anordnung gemäß über sein Grab im Kreuzgange des Münsters gesetzt wurde:

. . . . .  
numeribus autem academicis  
et publicis officiis sorte constanter exclusus,  
vixit tamen et vivere desiit ut virum honestum  
deceat.

Er starb unverheirathet 1779.

Der Sohn seines vorerwähnten Bruders Johannes Schweighauser, wiederum Hans Konrad genannt, erhielt 1735, nachdem er in Halle, Holland und Paris seine juristischen Studien durchgemacht und hier promovirt hatte, die Stelle eines Domprobstei-Schaffners; er starb aber noch vor seinem Vater, kaum 35 Jahre alt. Aus seiner Ehe mit Sara Beck wurden ihm ein Sohn und drei Töchter geboren, von denen die eine den nachmaligen Bürgermeister Andreas Buxtorf heirathete; der Sohn, gleichen Namens wie der Großvater, ist der aus den „Rosium“-Kalendern bekannte Johannes Schweighauser.

Wie sein Vater und Großvater, hätte auch er gerne die juristische Laufbahn betreten; ohne allen Zweifel hat sein Großvater Hans Georg auf seinen Bildungsgang großen Einfluß ausgeübt, und begann er auch bei Professor Joh. Rudolf Iselin rechtswissenschaftliche Vorlesungen zu hören. Allein die Verhältnisse gestatteten ihm die Fortsetzung der Studien nicht; er übernahm 1766 die Buchdruckerei und Buchhandlung von Joh. Rudolf Thurneysen, welche, wie er uns berichtet, der Sohn „langsam“ fortgeführt hatte. Wenn ich nicht sehr irre, haben sich die baslerischen Buchdrucker im letzten Jahrhundert im Ganzen, die berühmte Haas'sche

Offizin und Gießerei natürlich ausgenommen, nicht sehr vortheilhaft hervorgethan. Der Nachdruck trieb hier damals seine schönsten Blüthen; die Werke Friedrichs des Großen z. B. wurden in hübscher Ausstattung herausgegeben. Es wäre unbillig, allzuscharf darob mit ihnen ins Gericht zu gehen. Die Leute wollten doch auch leben und die litterarischen Zustände Basels waren wahrlich nicht geeignet, den Buchhändlern das Leben leicht und bequem zu machen. Man bezog den meisten Lesestoff aus Frankreich, und was für Zeug! Unsere Großmütter und Urgroßmütter haben als junge Mädchen Romane in die Hände bekommen, welche dermalen ein junger Mann blos etwa im Verstorbenen liest, und dieß höchstens seinen besten Freunden eingesteht. Sie hatten eben noch gute Nerven, so daß trotz dieser leichtfertigen Lecture Zucht und Sitte keineswegs aus Land und Wand giengen; auch bildete das streng geordnete Leben in der Familie ein kräftiges Gegenmittel gegen jene Lehren.

Johannes Schweighauser war nun entschieden eher zum Gelehrten als zum Kaufmann geboren, und wenn er auch durch seine Thätigkeit und solide Geschäftsführung seiner Officin einen geachteten Namen zu verschaffen wußte, so behandelte er sie doch mehr als Stiefkind, als „Geschäft“, dessen Beforgung ihm oblag; seine Lieblingsbeschäftigung, welcher er jede freie Minute muß gewidmet haben, waren historische Studien, und die schöne deutliche Schrift, in der alle seine Aufzeichnungen uns entgegentreten, legt Zeugniß von der Vorliebe ab, mit welcher er diesen Arbeiten sich hingab. Mit staunenswerthem Fleiße sammelte er Materialien der verschiedensten Art zur Geschichte Basels. Unsere öffentliche Bibliothek besitzt von seiner Hand eine Sammlung von biographischen und bibliographischen Bemerkungen über Basler Buchdrucker, welche „verdienstlich durch Fleiß und

Sorgfalt“ laut den einleitenden Worten von W. Wackernagel den 1840 herausgegebenen „Beiträgen zur Basler Buchdrucker-Geschichte“ als Leifaden gedient hat. Seinem und wahrscheinlich auch des Großvaters Sammelfleiß verdankt die Bibliothek sodann einen reichen Schatz von Briefen berühmter Gelehrter und Männer der vergangenen Jahrhunderte.

Dabei fand er noch Zeit, sich den öffentlichen Geschäften zu widmen; noch nicht 28 Jahre alt, trat er 1768 als Sechster der Weinleuten-Zunft in den Großen Rath ein; neun Jahre später wurde er Appellationsherr und 1795 in den Kleinen Rath eingeführt. Er galt als ein Gegner der Revolution, wenn er auch, wie ich aus den Briefen seines Schwiegerohnes schließe, die Schwächen der bestehenden Einrichtungen sehr wohl fühlte und von der Nothwendigkeit, eine Verbesserung der Zustände anzustreben, sie den gegebenen Verhältnissen anzubequemen, überzeugt war; aber die Bundes-Genossenschaft mit Frankreich, welchem die Führer der Bewegung sich täglich sichtbarer unterwarfen, schreckte ihn ab, sich ihnen anzuschließen und die gewaltsamen Auftritte in der Landschaft, welche der Umwälzung vorangiengen, die Feuerfäulen, die aus den verwüsteten Landvogtei-Schlössern emporloderten, alles dieß war nicht geeignet, den stillen, ruhigen Mann mit dieser Bewegung zu befreunden. Aber er war viel zu sehr Vaterlandsfreund, als daß er sich in den Schmollwinkel theilnahmslos gegen Alles hätte setzen können; wenn er auch den politischen und verwaltenden Behörden während der Helvetik fern blieb, so nahm er doch als Criminal- und Kantons-Richter regen Antheil an der Rechtspflege.

Mit ihm, der 1806 verstarb, erlosch das Geschlecht im Mannesstamme, in seiner Ehe mit Marie W. Preiswerk waren ihm keine Knaben geboren worden. Von seinen

beiden Töchtern führte die eine, Sara, das Buchdrucker-Geschäft und die Buchhandlung in dem Hause zum Esfringen an der Schneidergasse unter Beihilfe ihres Schwagers weiter, bis ein Sohn des Letztern dieselben übernahm; die andere Marie Magdalena war mit Johann Heinrich Wieland, nachmaligem Bürgermeister verheirathet. Es soll dem Vater anfänglich schwere Sorge bereitet haben, als der Schwiegersohn nach stattgehabter Umwälzung, welcher er, als Stadtschreiber zu Liestal und als Beamter der Regierung, fern geblieben, auf die Seite der Einheitsfreunde trat, regen Antheil an dem Aufbau der helvetischen Republik nehmend; aber trotz diesen abweichenden politischen Meinungen waren ihre Beziehungen stets sehr herzliche. Während seines Aufenthaltes in Bern, dem Sitze der Central-Regierung, gab Wieland, so oft Wichtiges sich zutrug oder bedeutende Ereignisse bevorstanden, in täglichem Briefwechsel seinem Schwiegervater Bericht hierüber und sprach sich über seine Stellung zu den Ereignissen und über seine Handlungsweise offen aus. Der heitere Humor und die gesunde Lebenslust, welche Eigenschaften allen Schweighausern nachgerühmt wurden, zeichneten seine Frau bis in ihr spätes Alter, — sie starb 1851 achtzig Jahr alt —, in hohem Grade aus. In vielen seiner Briefe pries sich Wieland glücklich, eine Frau zu besitzen, die alles Ungemach ruhig und gelassen hinnehme, dabei heiter bleibe, es trefflich verstehe, Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu schaffen, so daß er mit ganzer Kraft den Pflichten seiner Stellung und seines Amtes obliegen könne, und diejenigen eines Finanzministers der in den letzten Zügen liegenden helvetischen Republik mögen keine ganz leichten gewesen sein. Und später, in den Jahren 1813 bis 1815, als es galt, in des Bürgermeisters Amtswohnung die fremden Gäste zu empfangen, wußte sie ohne Entfaltung



falschen Prunkes in bürgerlicher Einfachheit als Hausfrau mit Würde zu repräsentiren. Sie erzählte gerne von allen den hohen Herren, die sie bei sich gesehen und der mit ihnen gepflogenen Unterhaltungen. Mit Vorliebe aber berichtete sie von einem Gespräche mit General Ney, welchem sie „die Meinung gesagt habe.“ Als dieser nämlich auf den Befehl des Consuls Napoleon an der Spitze einer französischen Armee, um die Tagsatzung in Schwyz aufzulösen, in die Schweiz einrückte, habe er, erzählte sie, den Armen irgend einer Gemeinde eine erkleckliche Wohlthat erwiesen. Abends habe sie ihn auf einem Balle getroffen und ihm hiefür ihren Dank ausgesprochen, die Bemerkung aber nicht unterdrücken können, diese Gutthat sei um so anerkennenswerther, da sie von solcher Seite komme, *car nous ne sommes pas accoutumés de recevoir des bienfaits de la part des généraux français.* Da aber habe Ney den Hieb fein pariert mit den Worten: *Si j'ai fait quelque bien, je le dois à ma femme, car ce sont toujours nos femmes qui nous apprennent à faire le bien.*

## Bischof Otto's Rache.

Von

Arnold von Salis.

(1908)

**I**hr Herru, jetzt biegt es, oder bricht:  
„Nicht länger mag ich's leiden,  
„Wie mich, — vom Rechte laß' ich nicht, —  
„Der König thät bescheiden.

„Demüthiglich von ihm erbat  
„Mein Bisthum ich zu Lehen;  
„Herr Albrecht bis zur Stunde hat  
„Verweigert mir mein Flehen.

„Tritt mir, sagt' er, dein Viestal ab!  
„Die Ford' rung ist geriuge;  
„So leg' ich fluggs den Herrscherstab  
„Zum Krummstab dir und Ringe!“

„Von Hombergs Gräfin haben wir  
„Erkauft mit schwerem Gelde  
„Viestal die Stadt, des Siggau's Bier,  
„Derweil er lag zu Felde.

„Die Stadt ist mein, die laß' ich nicht;  
„Den Truß will er nicht lassen:  
„Darum, jetzt biegt es, oder bricht!  
„Helst einen Rath mir fassen!“

Also in Basel-Stadt am Rhein  
Sprach Otto, der Prälate,  
Zu Raperg, Herru von Fürstenstein,  
Zum bischöflichen Rathe.

Und Raperg drauf: „Der König weilt  
„In unsern Mauern eben:  
„Macht euch an ihn, Herr Bischof, eilt!  
„Laßt euer Leh'n euch geben!

„Und giebt er nicht euch euer Recht,  
„Und weigert er's euch wieder,  
„So zieht den Dolch, o Herr, und stecht  
„Ihn ohne Zaudern nieder!“

## II.

Im Mönchshof Bischof Otto fleht,  
Das Knie gebeugt zur Erde,  
Den König, welcher vor ihm steht,  
Daß er belehnet werde.

Und es verdeutscht sein welsches Wort  
Hugo dem Potentaten;  
Und, was der König spricht, sofort  
Verwelscht er dem Prälaten.

Als Albrecht kaum das Wort verstand,  
Schnaubt er: „Was will der Pfaffe?“  
Der schnellst empor: „Was sagt der Fant?“  
Und greift nach seiner Waffe.

Wie er den Dolch sah im Talar,  
Sprach Hugo, Herr zur Sonnen,  
Albrecht zu retten aus Gefahr,  
Zum Bischof schnell besonnen:

„Der König sieht euch gnädig an,  
„Erhöret euer Flehen;  
„Und morgen sollt ihr hier empfab'n  
„Aus seiner Hand das Lehen!“

Doch als der Bischof dankend schied  
Und stolz schritt aus der Pforte,  
Sprach Hugo: „Mein Herr König, flieht  
„Noch heut' aus diesem Orte!“

Der König drauf: „So soll es sein!  
„Doch der ihn das geheßen,  
„Hans Kaperg, Herr zu Fürstenstein,  
„Der soll in's Gras mir beißen!

„Wir reiten ab noch diese Nacht,  
„Den Bischof zu bethören;  
„Und Fürstenstein laß' ich mit Macht  
„Belagern und zerstören!“

III.

Was reitet für ein schmucker Zug  
Herauf, entlang dem Rheine?  
Es stürmt heran in raschem Flug,  
Es blüht im Sonnenjehine:

Elisabeth, die Königin,  
Sie ist es, deren Wagen  
An Basel will vorüberzieh'n,  
Rheinfeldern zu erjagen.

Herr Konrad Münch auf hohem Hof,  
Der reitet ihr zur Seite,  
Ein starker ritterlicher Troß  
Giebt stolz ihr das Geleite.

Doch wie sie nun an Basels Thor  
Vorüber wollen fahren,  
Tritt Bischof Otto rasch hervor  
Aus dichten Gafferschaaren.

Er winkt gebietend mit der Hand,  
Es halten Troß und Wagen;  
Er wünscht, zur Königin gewandt,  
Ein Bittwort ihr zu sagen:

„Hochedle Frau, gedenket mein  
„Mit eurer milden Rede:  
„Der König möge gnädig sein  
„Und enden unsre Fehde!“

Die Fürstin hat sich abgewandt  
Mit stolzester Gebärde;  
Herr Konrad Münch ruft, zornentbrannt:  
„Haut, Reitknecht, auf die Pferde!“

Und eh' noch Otto, der Prälat,  
Vermag sich recht zu fassen,  
Steht er, bespritzt von Huf und Rad,  
Verhöhnet auf der Gassen.

Sein Auge flammt, die Wang' erblaßt,  
In Wuth die Faust er ballt;  
Dann kehrt er um in Hitz und Hast;  
Vom Tritt das Pflaster schallt.

Und eine Stunde später lief  
Zu Herzog Hans gen Baden  
Ein Bote mit geheimem Brief  
Von bischöflichen Gnaden.

#### IV.

Herzog Johann von Schwaben sprach  
Zu seinen Schwertgenossen,  
Von Wart, von Palu, von Eschenbach:  
„Wohlan, ich bin entschlossen!

„Mein Ohm, der König, weigert mir  
„Mein väterliches Erbe,  
„Daß er in seiner Ländergier  
„Es für sich selbst erwerbe.

„Bei Bischof Otto such' ich Rath  
„In meinen schweren Nöthen;  
„Es helfe, schreibt mir der Prälat,  
„Nur Eins: den König tödten!

„Er selber hoffte, durch Geduld  
„Sein Lehen zu erlangen;  
„Doch hat nur bitteru Hohn, statt Huld,  
„Vom König er empfangen.

„Sein Wort ist hart, doch ist es wahr:  
„Ihr, meine Herru Barone,  
„Ihr wißt, wie mir der Dhm in's Haar  
„Ein Kränzlein flocht zum Hohne,

„Und sprach, das zieme sich für mich  
„In meinen zarten Tagen;  
„Denn noch sei ich zu jugendlich,  
„Das Herrschen zu ertragen.

„Soll ich mein väterliches Gut  
„Nicht dürfen selbst genießen,  
„So soll, ich schwör's, des Räubers Blut  
„Zur Sühne doch mir fließen!“

Der Herzog sprach im Zorn das Wort  
Zu seinen Schwertgenossen;  
Und alle stimmten bei sofort:  
„Wohlan, wir sind entschlossen!“

V.

Vom Stein zu Baden ritt zu Thal  
Der König mit den Seinen,  
Um seinem fürstlichen Gemahl  
Am Rhein sich zu vereinen.

Das Kornfeld ward, der Wiesenplan  
Zerstampft von seinen Rossen;  
Zur Seit' ihm ritt Herzog Johann  
Mit seinen Schwertgenossen.

Und bald dem Fluß der Reuß sie nah'n,  
Die Wellen mächtig flossen;  
Der König hält, bei ihm Johann  
Mit seinen Schwertgenossen.

Den Schiffer winkt der Fürst heran:  
„Ihr sollt uns überstoßen!“  
Er tritt in's Schiff, mit ihm Johann  
Und seine Schwertgenossen.

Sie steigen drüben aus dem Kahn  
Mit Waffen und mit Rossen,  
Und hinterm König, Mann für Mann  
Des Herzogs Schwertgenossen.

„Wie lange lassen wir den Hund,“  
Brüllt Wart, „noch fürder reiten?“  
Sie dringen, auf sein Wort, zur Stund  
Heran von allen Seiten.



Dem König fällt in stummer Wuth  
Ein Reitknecht in die Bügel;  
Der Dolch des Herzogs trifft ihm gut  
Die Keh!, er wanzt im Bügel.

Bis an den Griff rennt ihm Herr Wart  
Das Schwert in's Eingeweide;  
Herr Palm hat ihm den Schädel hart  
Zerspellt mit scharfer Schneide.

Und drüben hebt ein Heulen an,  
Geschrei und Händeringen:  
Und Jeder möcht', und Keiner kann  
Dem König Hilfe bringen.

Der röchelt auf dem Wiesenplan,  
Von Dolch und Schwert durchstoßen.  
Doch in die Weite jagt Johann  
Mit seinen Schwertgenossen.

## VI.

„O, weh' mir!“ sprach zu Fürstenstein  
Herr Raperg voller Trauern:  
„Drei Tage ohne Brot und Wein!  
„So kann's nicht länger dauern.

„Und rings das königliche Heer  
„Gelagert vor den Thoren;  
„Wir sind bedrängert gar zu schwer,  
„Weh' mir! wir sind verloren.

„Bringt uns nicht Rettung diese Nacht,  
„Ade dann, freies Leben!  
„Wir müssen, wenn die Sonn' erwacht,  
„Dem König uns ergeben.“

Vom Thurm Herr Raperg niederschaut,  
Das Herz voll Grimm und Klagen;  
Da ruft's vom Berg gegenüber laut:  
„Der König ist erschlagen!“

Herr Raperg hört's; die Botschaft bracht'  
Sein Herz zu frohem Pochen.  
Es hört's der Feind; der hat zu Nacht  
Sein Lager abgebrochen.

Und als der erste Sonnenstrahl  
Aufleuchtet' ob den Tannen,  
Da ritt Herr Raperg frei zu Thal  
Mit seinen reiß'gen Mannen.

Gen Basel will in scharfem Trab  
Die neue Kund' er tragen.  
Bald schallt's die Gassen auf und ab:  
„Der König ist erschlagen!“

## VII.

Es dröhnt herab vom Münsterthurm  
Der Bischofsstadt am Rheine;  
Kings in die Runde läuten Sturm  
Die Glocken, groß' und kleine.

Zum Rathhaus eilt das Volk herbei,  
Es wächst und schwillt die Menge.  
Dort ruft, — es legt sich das Geschrei, —  
Der Bischof in's Gedränge:

„Der König, Basel's Feind, ist todt,  
„Der Herr, der ungerechte;  
„Den sind wir los; wir woll'n, bei Gott,  
„Loswerden auch die Knechte!

„Jedweder, der zum Königshaus  
„Mit Herz und Sinn gestanden,  
„Der soll aus unsrer Stadt hinaus!  
„Hinaus aus unsern Landen!“

So sprach Herr Otto, der Prälat,  
Und that das Panner fassen  
Und trug es selbst dem Volk der Stadt  
Voran durch Markt und Gassen.

Herr Konrad Münch, unn sieh dich vor!  
Dir gilt der Zorn des Pfaffen:  
Der Riegel springt, es kracht das Thor,  
Das Volk dringt ein in Waffen.

O weh' dir, schöner Mönchshof, wie  
Hat man dich da verstorret!  
O weh', Herr Münch, wie haben sie  
Den Keller dir geleeret!

Den Königlichen jagt man nach,  
Als wie verschenkten Rehen;  
Von Haus zu Haus, von Dach zu Dach  
Sie hüpfen, wie die Krähen.

Umsonst! Urphede mußten all  
Vor Rath und Bischof schwören,  
Auf vierzehn Jahr' in Thor und Wall  
Nicht wieder heimzukehren.

Zu Wagen ward Herr Münch gebracht;  
Mit höhnischer Gebärde  
Sah ihn der Bischof an und lacht':  
„Haut, Reitnecht, auf die Pferde!“

\* \* \*

Also nahm Bischof Otto sich  
Sein Bisthum selbst zu Rehen,  
Weil ihm der König trugiglich  
Verweigerte sein Flehen

# Don Emanuel Burckhardt,

Generalscapitän des Königreichs beider Sicilien.

Nach den Papieren

von

Joh. Rudolf Burckhardt (Siscal)

in neuer Bearbeitung durch

Th. Burckhardt-Biedermann.

**D**er Mann, aus dessen Leben hier einige Züge mitgetheilt werden, ist von Geburt ein Basler, und somit darf er in diesem Jahrbuch einige Blätter in Anspruch nehmen. Allein sein Wirken gehörte nicht der Vaterstadt, sondern fremden Ländern an, in denen er, durch Verhältnisse seiner Familie genöthigt, frühe schon Kriegsdienste suchte. Das Interesse des heimischen Lesers muß sich darum von der Vaterstadt weg auf die Geschichte eines Landes wenden, das mit unserm engern und weitem Vaterland keine Beziehungen hatte. Um so merkwürdiger ist es, daß wir unsern Mitbürger auch dort in Neapel sich das Zutrauen des Hofes und selbst eines Volkes gewinnen sehen, das seiner Sprache und seiner Religion fremd war; ja, er stieg zuletzt bis zur höchsten militärischen Würde des Landes. Zwar stand er auch dann nicht in einem solchen Wirkungskreis, der ihm ein bedeutendes politisches Schaffen ermöglichte; Burckhardt war Militär und machte nicht Anspruch

darauf, mehr oder etwas Anderes zu sein. Allein es ist von allgemein menschlichem Interesse an diesem leider nur zu bruchstückartig überlieferten Leben wahrzunehmen, wie Tüchtigkeit im Berufe, Unbescholtenheit im Wandel mitten unter einer verdorbenen Gesellschaft, Charakterstärke und Muth einem bescheidenen Manne den Weg zur Anerkennung bahnen durch die schwierigsten Verhältnisse. Es wird darum gerechtfertigt erscheinen, wenn hier gerade diejenige Zeit der Lebensgeschichte ausführlicher behandelt wird, in welcher der Handelnde durch die größten Hindernisse durchzubringen, seine Tüchtigkeit und Charakterstärke erst zu erproben hatte. Das war der Feldzug Neapels gegen die französische Republik im Dezember und Januar der Jahre 1798 und 1799. Hier führte Burckhardt zum ersten Mal ein höheres Commando und zeigte sich zu Größerem fähig. Es wird dabei nöthig sein, den ganzen Feldzug in Kürze zu schildern; denn seine Veranlassung und sein Verlauf werfen ein helles Licht auf das Wirkungsfeld, auf dem sich die ersten und die spätern Thaten unseres Helden bewegen sollten. In diesem Unglückssturm mußte er sich bewähren: wie er dann später in glücklichern Zeiten die sonnigen Gefilde der Ehre durchwanderte, soll nur in Umrissen dargestellt werden.

Doch zuerst Einiges über die Jugend und Bildungsgeschichte des spätern „Vicekönigs.“ Emanuel Burckhardt gehört zu dem mittlern der fünf Zweige des seit dem Jahre 1523 zu Basel eingebürgerten Geschlechtes Burckhardt von St. Trutpert. Er war im vierten Gliede ein Nachkomme des bekannten Oberstzunftmeisters Christoph Burckhardt, der in dem Aufstande des Jahres 1691 war abgesetzt worden. Der Sohn desselben, der Stiftschaffner Christoph, war Vater des Licentiaten der Rechte und Oberschreibers Emanuel, der im Jahr 1739 von seiner Stelle entsetzt ward und bald

darauf starb. Dieses Unglück brachte seine Nachkommen in bedrängte Verhältnisse. Die beiden Söhne, deren einer, Emanuel, ebenfalls Licentiat der Rechte war, sahen sich genöthigt, Lieutenants-Stellen in einem französischen Schweizer-Regimente zu suchen, worin Basel von je her einige Compagnien stehen hatte, und verbrachten von da an die eine Hälfte ihrer Zeit auf Urlaub und Werbung zu Basel, die andere in ihrer Garnisonsstadt. Dem Licentiaten Emanuel nun wurde von seiner Gattin Anna Maria Linder zu Basel am 25. November 1744 ein Sohn geboren, eben unser Emanuel. Wie sein Vater und wie mehrere seiner jüngern Brüder, so widmete auch er sich der militärischen Laufbahn. Schon den zehnjährigen Knaben nahm der Vater von der Mutter, die den ersten Unterricht erteilt hatte, und aus der kinderreichen Familie fort; als Begleiter seines Vaters sah der kleine Emanuel Schlachten des siebenjährigen Krieges und machte sogar im 15. bis 18. Altersjahr als Cadet und Fähndrich die letzten Feldzüge desselben mit. Er bewies bei verschiedenen Anlässen, wo sein Regiment sich auszeichnete, eine für sein Alter seltene Geistesgegenwart und Uner-schrockenheit. In einer dieser Schlachten ward sein Oheim an seiner Seite todt darniedergestreckt.

Die Tapferkeit, die der junge Krieger bewies, wurde später bei Anlaß einer Beförderung in Erinnerung gebracht und mit dem Militär-Verdienstordenkreuz des heiligen Ludwig belohnt. Allein mit der Beförderung selbst gieng es sehr langsam vorwärts. Er war zwar nach dem Tode seines Vaters (1765) gestiegen; aber seit dem Frieden gab es nun keine Gelegenheit, im activen Dienste sich auszuzeichnen, denn es war den Schweizerregimentern laut Capitulation nicht gestattet, an den überseeischen Kriegen der Franzosen in Corsica (1768) und Amerika (1774—82)

Antheil zu nehmen. Bis zum 43. Lebensjahre brachte er es daher kaum zur Hauptmannsstelle, da in Friedenszeiten meist nur diejenigen befördert wurden, welche dem Hofe oder dem Kriegsministerium nahe standen, oder solche, die hauptsächlich auf dem Paradeplatze sich auszuzeichnen verstanden. Allein Burckhardt wußte die Lede des langen Garnisonslebens mit Arbeit auszufüllen und sich brauchbar zu machen. Er beschäftigte sich mit tactischen Studien, erweiterte seine Kenntnisse durch eifrige Lectüre militärischer Schriftsteller und begnügte sich nicht damit, bloß dem Hergebrachten zu folgen, sondern trachtete durch beständiges Nachdenken praktische Verbesserungen in die Methode des Unterrichts zu bringen und die Manövrierfähigkeit der Truppen zu heben. Er erlangte dadurch den Ruf eines der besten Tactiker der französischen Armee; der classische Militärchriftsteller Jomini, dessen Scharfblick selbst Napoleon I. mit Verwunderung anerkannte, giebt seinem Landsmann Burckhardt (in der Schilderung des neapolitanischen Feldzuges) das ehrende Prädicat »le tacticien«. Man beschäftigte sich in Frankreich seit dem Jahre 1773 mit der Verbesserung der Infanteriereglements; das letzte derselben vom 1. August 1791 diente 40 Jahre lang, während der glänzendsten Waffenthaten, den Franzosen zur Vorschrift und wurde von vielen andern Heeren als Muster nachgeahmt. Zu den Commissionen nun, welche diese Verbesserungen zu berathen hatten, wurde Burckhardt als Mitarbeiter zugezogen und nahm so an den Vorarbeiten des letzten Reglements Antheil, während sein jüngerer Bruder Nikolaus an der eigentlichen Redaction mithalf, um es später auch auf Schweizerboden übertragen zu helfen.\*)

\*) Nikolaus Burckhardt war 1798 helvetischer Oberst, starb 1818 auf seinem Gute zu Niesen bei Basel.



werke im Frieden rückte Burckhardt im Range nicht nach Verdienst vor; er erhielt zwar den Grad, nicht aber den Sold eines Hauptmannes; er hieß »capitaine par commission« und genoß nur den Sold des nächstniedrigern Grades; dieser und die Zulage für seinen Verdienstorden, sowie die Tagegelder für seine Mitwirkung an den Commissionsberatungen, mochten wohl nur für ein bescheidenes Leben ausreichen, zumal seit er auch eine Familie zu ernähren hatte. Er verheirathete sich im Jahr 1783 mit Fräulein Therese Münster.

So muß es ihn denn in mehrfacher Hinsicht erwünscht gewesen sein, daß sich ihm unerwartet im Jahr 1787 eine einträglichere Versorgung und ehrenvollere Stellung in einem andern Lande darbot. Der König Ferdinand IV. von Neapel und Sicilien („der beiden Sicilien,“ wie das Königreich officiell hieß) war damit beschäftigt, seinem Landheere eine neue Organisation zu geben. Man hatte sich vor 6 Jahren das Muster dazu in Oestreich holen wollen, dem Heimatlande der Königin Caroline, einer Tochter Maria Theresia's; aber die 25 Offiziere, die man damals nach Wien zur Erlernung des Dienstes geschickt hatte, bejaßen weder die nöthigen militärischen Vorkenntnisse, noch verstanden sie genug Deutsch; so war die Sendung umsonst. Ob die nach dem Muster von Wiener-Neustadt zu errichtende Militär-Academie mit 240 Böglingen nur beschlossen oder wirklich schon damals auch errichtet wurde, ist mir unbekannt. Jedenfalls fand man es zwei Jahre später für nöthig, die Anstrengungen zur Hebung der Militärorganisation zu erneuern. Man war damals in Neapel auf's neue vom spanischen Hofe abhängig; denn seitdem der rührige Chef des Seewesens, John Acton, auf die Unabhängigkeit Neapels hinarbeitete, wendete sich der Minister Sambuca wieder mehr der spanischen Partei zu.

So ließ man denn 1783 aus Spanien zwei Generale kommen „und muthete ihnen zu, den neapolitanischen Truppen deutsche Taktik, die sie selbst nur aus Büchern kannten, beizubringen.“ Das mißlang natürlich auch. Allein jetzt, im Jahre 1787, war Sambuca entfernt; eine namentlich von eifersüchtigen und ränkischen Weibern zu Neapel, Rom und Madrid angezettelte Intrigue gegen die neapolitanische Königin — man gieng so weit, sie eines unreinen Verhältnisses mit Acton zu verdächtigen, um den König seiner Gemahlin zu entfremden — diese schändliche Intrigue war mißlungen, und Ferdinand sagte sich vom spanischen Einfluß seines Vaters (Karls IV.) los. Man verbannte die Bemühungen zu dieser allerdings mißlungenen „Vermittlung“ dem Hofe Frankreichs, wo ja seit 1770 die Schwester Carolinens Königin war. So ersuchte man denn jetzt für die immer noch nicht vollzogene Heeresorganisation Ludwig XVI., er möge einige tüchtige Officiere auf einige Zeit an den befreundeten Staat abtreten. Das geschah. Der Schweizer Baron Salis und eine Anzahl der ihm zugeordneten Officiere erhielten von Frankreich einen Urlaub auf drei Jahre mit dem Recht, nach Ablauf desselben in ihre vorigen Grade zurückzukehren, wenn sie es dann nicht vorzögen, in neapolitanischem Dienst zu bleiben. Salis erhielt den Titel eines Generallieutenant und General-Inspector der gesammten Landmacht Neapels. Er erschien hier mit einem Brigadier, 10 Infanterie-, 2 Ingenieur-, 7 Artillerie- und mehreren Unterofficieren. Unter diesen befand sich auch Emanuel Burckhardt.

Er hatte natürlich mit Freuden diese ihm angebotene Gelegenheit zur Auszeichnung ergriffen. Um in seiner neuen Stellung etwas Ganzes leisten zu können, unternahm er zuvor eine Studienreise durch Deutschland und verschaffte sich aus lebendiger Anschauung die Kenntniß der Taktik und

der militärischen Einrichtungen Preußens, Oestreichs und anderer Staaten, indem er Darmstadt, Cassel, Braunschweig, Berlin, Dresden und Wien besuchte. Zu spät bereute man in Frankreich den Verlust eines so tüchtigen Officiers; da man zu der Ausarbeitung des neuen Reglements der Weibhülfe Burchhardts bedurfte, schickte man ihm den Befehl zur unverzüglichen Rückkehr nach und verlieh ihm endlich den lange vergeblich erwarteten Grad eines Majors. Allein Burchhardt war nun schon in Neapel angekommen und wurde hier schneller in seiner Tüchtigkeit anerkannt. General Salis bestimmte den neapolitanischen Kriegsminister, den brauchbaren Mann durchaus zu behalten. Man ertheilte ihm den Grad eines Oberstlieutenants (23. Nov. 1787) und versprach ihm überdies, wenn er auf französische Dienste gänzlich verzichten und seine Kräfte ungetheilt Neapel widmen wolle, einen ehrenvollen Ruhegehalt und baldige Beförderung. König Ferdinand selbst bewies ihm so viel Auszeichnung, Wohlwollen und Achtung, um ihn zum Bleiben zu vermögen, daß er nicht lange widerstand, sondern seinen Abschied in Frankreich forderte und erhielt. Dem Fürsten, der ihn so zuvorkommend empfangen und mit so vielen Beweisen des Vertrauens überschüttet hatte, in einer Weise wie es ihm in seinem ganzen bisherigen Leben nicht war zu Theil geworden, blieb Burchhardt fortan sein Leben lang treu ergeben. Und er hatte es nicht zu bereuen. Ferdinand, in welchem eine ungekünstelte, freilich auch nie völlig veredelte Naturkraft wohnte, muß in dem Wesen des anspruchslosen Schweizers etwas gefunden haben, das ihn anzog; solche Leute gab es wohl nicht viele an seinem von Zwisten und Klänken umspinnenen Hofe; und so blieb er dem geraden, zuverlässigen Diener in allen Wechselfn seines eigenen Schicksals stets gewogen und vertraut, wie er denn das Bedürfniß hatte,

auch mit den Geringsten seines Volkes vertraulich und ohne den Zwang der Hofetiquette zu verkehren.

Die Reformen, welche Salis in dem Heerwesen Neapels einführte, bestanden der Hauptsache nach in Folgendem. Die Landmacht, bisher nur etwas über 30,000 Mann stark, wurde bis auf etwa 50,000 Mann gebracht. Den Kern dieser Truppen bildete die sogenannte Nationalinfanterie: die schon seit älterer Zeit bestehenden 16 Regimenter Spanier, Wallonen und Albanesen, und 4 ebenfalls alte Schweizer-Regimenter, zusammen etwa 24,000 Mann angeworbenen und stehenden Militärs. Dazu wurde nun eine National-Miliz geschaffen, 15,000 Mann stark, wozu außer gewissen Ständen (Clerikern, Doktoren, Beamten) und Beschäftigungsarten (Buchdrucker, Goldschmieden) jedermann vom 18. bis 36. Jahre bei Einberufungen dienstpflchtig war. Die Milizen, in 120 Compagnien zu 125 Mann gegliedert, waren den Regimentern der Nationalinfanterie zugetheilt, um von denselben einexerciert zu werden und sie zu rekrutieren; diese letztere zerfiel in Compagnien zu 110 Mann, deren 4 ein Feldbataillon, 2 ein Garnisonsbataillon bildeten; zwei von jenen und eines von diesen waren zu einem Regiment vereinigt, das demnach 10 Compagnien und zusammen 1100 Mann umfaßte. Die übrige Zahl des ganzen Heeres bestand aus einem Artilleriecorps von etwa 2000, einer Cavallerie von 5500 Mann und kleinern Truppentörpern. Das Besondere und von der damaligen französischen Einrichtung Hergenommene dieser Organisation war die Kleinheit der Bataillone — die neapolitanischen gehörten zu den kleinsten in Europa — wodurch ein möglichst zahlreiches Officierscorps erzielt wurde.

Die Schulung der zum Theil neugebildeten Truppen und die Umgestaltung der alten war eine Arbeit, wofür

Burckhardt Interesse wie Geschicklichkeit hatte; und da er sich auf seine Berufsarbeit beschränkte, dem Hof und seinen Streitigkeiten möglichst ferne blieb, so war zu erwarten, daß er unangefochten der Erfüllung seiner Pflicht nachgehen konnte. Allein wo die Obern sich streiten, da kommen auch die Untergeordneten nicht ungefährdet durch. So veranlaßte gerade die Heeresorganisation gleich Anfangs Streitigkeiten. Die bisher besser gehaltenen und schöner ausgestatteten Gardecorps mußten aufgehoben und den übrigen gleichgestellt werden. Sodann mußte der König sich entschließen, das Lipariotencorps der Marine und das Leibbataillon seiner Cadeten aufzuheben; beide waren ihm seit vielen Jahren seine Lieblinge gewesen, er hatte mit ihnen wie mit einem Spielzeug seine Uebungen getrieben, sie oft und gerne vor dem Hofe und vor fremden Besuchen manövrieren lassen, sie hatten ihn auf seinen Jagden begleitet, und er gieng mit ihnen auf die vertraulichste Weise um. Jetzt verstand er sich, der von ihm genehmigten neuen Einrichtung zu lieb, zu ihrer Aufhebung. Allein die Officiere dieser Corps, von Ferdinand selbst ernannt, gehörten alle den ersten adeligen Familien an. Und sie begannen nun über die Neuerung zu schelten, die Vornehmen der Hauptstadt zur Unzufriedenheit zu reizen und sogar das geringe Volk anzuzuwiegeln, das um so eher sich verleiten ließ, als man zur Deckung der Mehrausgaben ihm allerlei Vergünstigungen im Verkaufe der Lebensmittel entziehen wollte. Der Haß richtete sich gegen den Minister Acton und die Königin, die für Urheber der Einrichtung galten.\*) Die Königin hatte die Schwachheit,

---

\*) Denn Acton, der seit einem Jahre thatsächlich erster Minister war, „verfügte (nach einem Ausbruche des östreichischen Gesandten Thugut) damals so zu sagen über alle Geschäfte des Königreichs

an einem Hofballe am 4. Januar 1788, in der Gesellschaft vieler der unzufriedenen Officiere das Odium auf den anwesenden Salis zu werfen, der aus Anstandsgefühl dazu schwieg. Erst nachher gab er seine Entlassung ein und mußte durch eine öffentliche Erklärung des Königs zum Bleiben bewogen werden. Auch zwischen Acton und der Königin gab es ein vorübergehendes Zerwürfniß, und der Intrigant Brissac wurde erst eingesteckt, dann des Landes verwiesen. Alle diese Verhältnisse waren natürlich nicht dazu angethan, den Fremdlingen, welche die neue Heeres-einrichtung durchführen sollten, ihre Aufgabe zu erleichtern. Denn nicht nur fielen etwa bei den wiederholten Mißthelligkeiten zwischen König und Königin „einige Subalterne in Ungnade,“ sondern es fehlte dem Staate überhaupt an gewissenhaften Beamten; Gewinnsucht und Untreue in der Verwaltung mußten öfters bestraft werden, sowohl an Eingebornen als an Fremden. Die letztern wurden dadurch beim Volke um so verhaßter, und es richtete sich auch auf die Rechtschaffenen unter ihnen die Mißstimmung. Das hatte auch Burckhardt zu erfahren. Da er sich nicht scheute, die Unterschleife der Beamten, wo sie seine Truppen betrafen, aufzudecken und, wo er die Macht dazu hatte, nachdrücklich zu bestrafen, so wurde die Machsucht gegen ihn wach; man suchte ihn bei Hofe anzuschwärzen oder beim Volke verhaßt zu machen. Mehrere Male entgieng er nur wie durch ein Wunder den Dolchen der von jenen Feinden gedungenen Mordmörder, und er klagte einem Freunde von Basel, der ihn im Jahre 1791 besuchte, daß er bald nicht mehr ohne Begleitung des Nachts seine Wohnung verlassen dürfe.

---

nach Belieben.“ Das Seewesen war ihm schon früher, die Landmacht zu der genannten Zeit speziell anvertraut.

Auch fange man an, ihm wegen seines protestantischen Glaubensbekenntnisses Schwierigkeiten zu bereiten. So galt es auch in der Friedenszeit, manche schwere Anfeindung im fremden Lande tapfer zu bekriegen. Wiederholt berente er es, die Majorsstelle in Frankreich, die ihn vor Nahrungsforgen sicher stellte, nicht angenommen zu haben. Allein dies war nun nicht mehr zu ändern. Die unfreiwillige Entlassung sämmtlicher Schweizerregimenter aus Frankreich im September 1792, die Hoffnungslosigkeit einer anderweitigen Aufstellung, die Sorge für seine Familie, und vor Allem die gegebene Zusage hielten ihn in Neapel fest. Doch suchte er sich einen Rückzug zu sichern, kaufte ein kleines Besizthum in seiner Vaterstadt — ein Haus nahe beim St. Urbansbrunnen — und ließ auch seine Söhne dort erziehen bei ihrem mütterlichen Großvater.

Judeffen blieb das Ausbarren bei Pflicht und Treue nicht unbelohnt. Er wurde am 7. Mai 1790 zum Obersten eines Fremdenregiments erhoben. Als solcher hatte er zunächst seinen Standort in Capua und verwendete seine ganze Zeit auf die Ausbildung seiner Mannschaft, die ihn, als sie seine Führung und väterliche Fürsorge näher kennen lernte, immer mehr schätzte. Musterhafte Ordnung, vernünftige Behandlung des gemeinen Mannes, Sorge für alle seine Bedürfnisse durch Eingehen in alles Einzelne des Dienstes und der Verpflegung erwarben ihm die Zuneigung der Soldaten. Was es damit auf sich hat, ersah man im Jahr 1796. Neapel hatte sich im Juli 1793 der ersten Coalition, die sich gegen das königsmörderische Frankreich gebildet hatte, angeschlossen; im October des folgenden Jahres hatte es Frankreich den Krieg erklärt und schickte dann zwei Cavallerie-Regimenter nach Oberitalien den Oestreichern zur Hilfe (1796). Zur selben Zeit besetzte es die Grenze des

von Napoleon bedrohten Kirchenstaates mit 30,000 Mann. Aber hier war für gehörige Verpflegung, zweckmäßige Kleidung in höhern Gegenden, für Auswahl der Quartiere in gemüden Lagen, für Spitäler und Arzneien, für den Transport der Kranken in die Spitäler auf gut italienisch wenig gesorgt. Da brach unter den Truppen eine epidemische Krankheit aus, ein Fieber, dem der Kranke am siebten oder schon am fünften Tage erlag. Zehntausend Menschen sollen, nach Colletta, daran gestorben sein. Burchardt's Regiment allein machte eine Ausnahme; es verlor sehr wenig Leute, aus dem natürlichen Grunde, weil für all das Genannte von ihm bestmöglich Sorge getroffen war, und der Soldat dort über nichts zu klagen hatte.

Doch bald sollte sich das neapolitanische Heer wie seine Führer in einem ernstlichern Kriege erproben. Um aber zu verstehen, wie es dazu kam, und warum derselbe so beispiellos unglücklich verlief, müssen wir einen raschen Blick werfen auf die Zustände des Königreichs und die Hauptpersonen seines Hofes.

Die Hauptperson in allen Regierungsgeschäften war ohne Zweifel Minister John Acton, ein in Frankreich zu Besançon, wo sein Vater Arzt war, geborener Irländer, seit 1779 an den neapolitanischen Hof gerufen wegen seiner Kenntniß des Sceweisens, seit der Entlassung des Ministers Sambuca (im Januar 1786) an dessen Stelle gesetzt und von da an auf dem Höhepunkt seines Einflusses und Ruhmes stehend. Er genoß damals so sehr das Vertrauen des Königs und namentlich der Königin, daß er, obwohl nicht Premierminister genannt, doch die Functionen eines solchen ausübte, ja daß die übrigen vier Staatssekretäre nicht dem König, sondern ihm referierten und so „zu einer Art erster Commis wurden, die im Staatsrath nicht ihre, sondern



Acton's Meinung vertraten.“ Wirklich besaß Acton eine ungewöhnliche Thatkraft; er hatte in kurzer Zeit seinem Staate eine große Kriegsflotte geschaffen, die Landmacht zu einer wenigstens an Zahl bedeutenden erhoben und so das Ansehen des Königreichs gegenüber dem Auslande nicht nur gemehrt, sondern eigentlich neu geschaffen. Er zuerst hatte es allmählig, aber völlig aus der Vormundschaft Spaniens befreit. Freilich nicht ganz in dem Sinne, wie der österreichische Gesandte Thugut es wünschte; dieser klagt, im Jahr 1789, daß Acton seit 10 Jahren darauf ausgehe, das Vertrauen der Königin zu ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, zu untergraben, und beschuldigt ihn, er wolle aus Ehrgeiz in Neapel „alles nach seiner Caprice einrichten.“ In der That lenkte der Brite immer mehr die Politik des Königreichs nach dem Sinn und Interesse seines ursprünglichen Heimatlandes und war es sein Ehrgeiz, den kleinen Staat eine große Rolle spielen zu lassen, der schließlich Alles zu Grunde richtete. Es war für das Land verderblich, daß lauter unbedeutende Männer neben dem talentvollen, ehrgeizigen Streber Acton im Staatsrathe saßen, um so mehr, da das Nachahmen fremder Muster und die Besetzung vieler Civil- und Militärstellen mit Fremden — man klagte namentlich über die zahlreichen Toskaner — die gebildeten Classen Neapels dem Minister und in der Folge auch der von ihm abhängigen Königin entfremdete. Und Acton hatte das Talent, durch ein unerbittliches Spionier- und Verfolgungs-System diese Entfremdung zu steigern. Daß das Finanzwesen in den Händen dessen lag, der die kostbaren Militäreinrichtungen in's Werk setzte, rächte sich bald durch den finanziellen Ruin des Landes, endlich war das Justizwesen einem so unbedeutenden Charakter übergeben, daß auch da Acton's Wille seinen Einfluß geltend machte.

Denn der König Ferdinand IV. selbst besaß nicht die Eigenschaften eines Regenten. „Ein großer, stattlicher Mann mit einer gewaltigen Nase,“ war er zwar mit leiblichen Vorzügen wohl begabt, auch hatte er einen natürlichen gesunden Verstand und Herzensgüte gegen seine Familie wie seine Unterthanen. Aber da ihm weder zur Ausbildung seines Verstandes noch zur Veredelung seiner bessern Naturanlagen eine Erziehung geworden war, so blieb er, wie einst sein Schwager Kaiser Joseph sagte, „ein unberechenbares Wesen, ein innerer Widerspruch von Gutem und Schlimmem, der jenes thut ohne Verdienst und dieses begeht ohne bösen Vorsatz.“ Es scheint, daß ihn sein Vater Karl IV. von Spanien, als er 1759 von Neapel auf den spanischen Thron hinübergieng und den achtjährigen Sohn unter Tanucci zurückließ, absichtlich in der Erziehung vernachlässigte, damit er noch weiter von Spanien ans Neapel und Sicilien, gleichsam als seine Provinz, regieren könne, obschon nach seiner Bestimmung „die beiden Sicilien“ ein selbständiges Königreich sein und bleiben sollten. So wuchs denn Ferdinand ohne Zucht auf, und es blieb ihm sein Leben lang die Vorliebe für Jagd und Fischfang, die er mit Leidenschaft und Virtuosität betrieb, und die Abneigung gegen dauernde Anstrengung in Staatsgeschäften. Er that sich offenbar nicht gerne den Zwang an, mit Hofleuten auf ihre Manier zu verkehren; er ließ sich lieber unter den Jagdgenossen, ja zuweilen unter den Niedrigsten seines Volkes zwanglos gehen, als an Hofbällen zu erscheinen und in Staatsitzungen lange auszuharren. Es wird erzählt, daß er sich einst mitten in der Sitzung des Staatsrathes durch einen Jagdgesellen ein Zeichen mit der Peitsche geben ließ, sofort aufstand und zur Jagd gieng mit dem Bemerken zur Königin, die dem Staatsrathe statutengemäß beiwohute:

„Meine Liebe, nimm meinen Platz ein und beendige die Sachen, so gut du es verstehst.“ In einzelnen Momenten entschied er wohl mit gesundem, scharfblickendem Urtheil. Aber was ließ sich an Staatseinsicht von einem Manne erwarten, der so unwissend war, daß er einst meinte: „vor der Geburt unseres Herrn sei die ganze Welt türkisch gewesen,“ daher sei es kein Wunder, wenn noch jetzt der Türke große Macht besitze; oder daß er ein anderes Mal nichts von Karls I. Hinrichtung wußte, ja, sie nicht glauben wollte, denn „die Engländer sind ein zu loyales und braves Volk, als daß sie einer so niedrigen That schuldig sein könnten.“ Es müsse das eine Erfindung der „Pariser Jakobiner“ sein. Die Natur, meinte Admiral Collingwood von Ferdinand, habe ihn zu einem ehrbaren Landjunker bestimmt, aber ein unberechenbarer Zufall habe sein Loos verkehrt geworfen. Es ist begreiflich, daß es dem König bequem war, meistentheils seinen Minister ratheu und handeln zu lassen; er liebte es, daß ihm Acton „deutliche Auskunft in allen Geschäften ertheile,“ während er die verworrene Weitläufigkeit anderer Minister nicht begriff oder darüber ungeduldig wurde.

Nicht minder aber besaß Acton das Zutrauen der Königin Maria Carolina. Ihr allerdings hatte es, der Tochter Maria Theresia's, weder an sorgfamer Erziehung gefehlt, noch war sie seit ihrer Verheirathung mit Ferdinand (1768) von der Mutter und ihren Brüdern Joseph und Leopold unberathen und unermahnt gelassen worden. Sie war auch mit Geistesgaben, mit Scharfsinn, Muth und Entschlossenheit ungewöhnlich ausgestattet. Dennoch wußte sie sich die Liebe ihres Volkes nicht zu gewinnen. Schon daß sie ihre Dienerschaft und die Lehrer ihrer Kinder nur aus Deutschen wählte, daß folglich in den Zimmern

ihrer Bedienten fast nichts als Deutsch gesprochen wurde, mußte sie dem Lande als Fremde erscheinen lassen. Ihre Lebhaftigkeit ließ sie nicht zu der Ruhe kommen, die ihre schwierige Stellung als Gemahlin eines unerzogenen Königs und als Königin eines ebenso unerzogenen Volkes erforderte; unbesonnen ließ sie oft ihrer scharfen Zunge freien Lauf, und in ihren Entschlüssen war sie zuweilen so widersprechend, daß Joseph einst über sie klagt, „sie wolle am Abend nicht mehr das, was sie noch am Morgen angestrebt hatte.“ Sie ist darum von der Geschichtsschreibung, namentlich von der in republikanischer Parteirichtung befangenen, hart beurtheilt und selbst mit den schwärzesten Verdächtigungen ungerecht angeschuldigt worden. Erst neuere Darstellungen haben, namentlich den sittlichen Charakter ihres Lebens und ihren treuen mütterlichen Sinn zuverlässig wieder ins Licht gestellt. Die öffentlichen und geheimen Angriffe französischer und spanischer Kästerungen trugen Mitschuld an manchem Fehler, den sie in ihren Regierungshandlungen begieng. Daß die Königin überhaupt in die Regierung eingriff, war nothwendig, weil der König dazu unfähig war; sie hatte auch das Recht dazu; denn nach dem schon vor ihrer Anwesenheit zu Neapel üblichen Brauche saß die Königin nach Geburt des ersten Prinzen im Staatsrathe. Aber wie leicht konnte es geschehen, daß das löbliche Streben, aus dem ungeordneten Staate etwas zu machen, bei ihrer Lebhaftigkeit in den unseligen Ehrgeiz umschlug, zu viel und zu hastig Neues zu schaffen! Will man gegen ihre Person im Urtheil gerecht sein, so ist auch zu bedenken, daß sie 18mal die Beschwerden der Geburt zu erdulden hatte, und in den jedesmal vorangehenden Zeiten oft recht angegriffen war, daß von ihren 18 Kindern nur 4 sie überlebten; wie viele Stunden der Angst und des Leides mögen da über

die zärtlich liebende Mutter ergangen sein! Und bei der Beurtheilung ihrer Politik ist zu berücksichtigen, daß sie eine Frau war, aufgezogen in den Anschauungen des absoluten Fürstenthums, daß ihre Regierungszeit in den gewaltsamen Bruch dieser Anschauungen fiel, daß ihr Hof und zum Theil sie selbst mit, zweimal aus Neapel fliehen mußte, zweimal dahin zurückkehrte; daneben die beständigen Verlästerungen ihrer Person, selbst aus dem rohen Munde ihres gewaltigen Widersachers Napoleon, und dann wieder die schwierigen Verhältnisse der Abhängigkeit eines kleinern, durch Empörung und Krieg zerrütteten Staates von den Mächtigen Europa's, bald Frankreichs, bald Englands! Fürwahr: der Muth, sich noch aufrecht zu halten, ist an der Königin ebenso sehr zu bewundern, als ihre unbedachten, zuweilen von Rachegefühl dictirten Entschlüsse zwar tadelnswerth, aber auch begreiflich erscheinen.

Werfen wir nur noch einen kurzen Blick auf die Regierungspolitik der Fürstin und ihres Ministers vor dem Kriege des Jahres 1798. Man hatte rühmlich, und nach dem Vorbilde Kaiser Josephs mit allerlei Culturverbesserungen begonnen, hatte aufgefangen, durch Wege- und Brückenbauten den Verkehr in dem verarmten Lande zu heben, durch gewaltjame Bekämpfung des Räuberwesens, namentlich in der Hauptstadt selbst, die öffentliche Sicherheit herzustellen. Man gründete dann die Academie der Wissenschaften zu Neapel, errichtete neue Lehrstühle an der Universität, verschönerte in sanitarischem Interesse die Hauptstadt, unterstützte die Ausgrabungen in Pompeji und anderswo, ließ das Project einer Nationalerziehung vorberathen, führte dann das österreichische System der Normalschule ein in Neapel, Castellamare, Sorrent, wofür man die Schullehrer der Nachbarbezirke instruirte (1785 ff). Die Gelder dazu zwang

man der Kirche ab. Wie man sich gegenüber dem heiligen Stuhl die Unabhängigkeit in Einsetzung der Bischöfe des Landes und in geistlicher Jurisdiction vindicierte — bis auf den Ausspruch, die Ehe stehe als bloßer Contract unter dem bürgerlichen Richter — so griff man auch, wie es schon früher geschehen war, durch Vertreibung der Jesuiten und zahlreiche Klosteraufhebungen, in den Bestand und das Besizthum der Klöster und Orden ein. Man hob 1780 4 Klöster auf und zog davon 36,000 Ducaten (= 144,000 Frs.) ein, setzte dies Verfahren nach dem Erdbeben von 1783 fort, und im Jahre 1788 erschienen in verschiedenen Klöstern königliche Officiere und Truppen, um Archive und Kassen zu versiegeln.

Aber Neapel war deshalb noch lange kein „Culturstaat.“ Es blieb in der Hauptsache das Feudalwesen bestehen mit der völligen Zersplitterung des Staatskörpers in Baronien und mit seinem schleppenden, der Bestechung ausgefegten Prozeßgang, in den nur etwa der König nach patriarchalischer Weise völlig willkürlich, wenn auch mit guter Absicht, eingriff. Das Neue wurde nur äußerlich, durch absolutistisches Machtgebot aufgezwungen, verwuchs aber nicht organisch mit dem Alten. Dazu bedarf es zu allen Zeiten einer ruhigen Entwicklung und geduldigen Erziehung zu neuen Anschauungen und Gewohnheiten, die allerdings ein weitsehender Fürst durch seine Befehle wesentlich fördern, aber nicht dictatorisch verlangen kann. Wie in der Natur, so giebt es auch im Leben der Völker keine Sprünge; erfahren wir doch bis in die kleinsten Gemeinschaften unseres Lebens, daß solch unvermitteltes „Organisiren von Grund aus“ der Tod jeder verünftigen Verbesserung sein kann.

Allein dem Minister Acton lagen noch andere Ziele vor Augen: das Land sollte auch nach außen etwas gelten,

es erwachte in ihm die Großmannssucht. Im Seewesen hatte er zuerst unter dem Vorwand, die Räubereien der Barbaren zu bekämpfen, eine weit über dieses Bedürfnis hinausgehende Flotte schaffen lassen; so besaß Neapel um 1785 eine Seemacht ersten Ranges. Bald folgten auch die Vermehrungen und Verbesserungen der Landmacht, von denen oben schon gesprochen wurde. Alles das aber kostete Geld, verursachte neue Steuern und Gewaltmaßregeln, entfremdete das Volk der Regierung und rief unbedachten Schritten, wenn eine Gelegenheit sich zeigen sollte, in kriegerische Action zu treten.

Und solche Gelegenheit boten nur zu bald die europäischen Verhältnisse. Die höhere Gesellschaft Neapels sympathisirte mit den revolutionären Ideen, die von Frankreich ausgingen; ein neues Motiv zum kriegerischen Vorgehen, auch für die Königin, die ihre Schwester in Frankreich diesen Ideen zum Opfer mußte fallen sehen! Das erste Mal, als man der ersten Coalition beigetreten war, blieb es bei der Entsendung zweier Cavallerie-Regimenter nach Oberitalien und der Besetzung der Grenzen (1796). Neapel, von England insgeheim gedrängt, fiel bald wieder von der Coalition ab, schloß mit Napoleon am 5. Juni 1796 zu Mailand einen Waffenstillstand und am 10. October mit dem Directorium einen Separatfrieden, worin es sich verpflichtete, seine Häfen allen Schiffen der kriegführenden Nationen zu verschließen. Allein man entzog sich dadurch nur auf kurze Zeit den zerstörenden Einflüssen, welche die unruhige französische Republik und ihre fanatischen Anhänger auf alle Staaten ausübten. Denn als nach den oberitalienischen Siegen Bonaparte's, welche in dem Frieden von Campo Fornio (17. Oct. 1797) die Abtretung der Lombardei an Frankreich, die Besignahme Venetien's durch

Oestreich und die Gründung der cisalpinischen Republik zur Folge hatten, kein offener Krieg mehr bestand und der Congress zu Rastadt tagte (seit Ende 1798), da war es eigentlich nur ein momentanes Ausruhen der Kriegesfurie zu baldig erneutem Schnauben. Man sah, daß das Directorium nur an weitere Ausbreitungen seiner revolutionären Ideen dachte und einen Anlaß dazu wünschte; bald wurde der Pabst aus Rom weggeführt (Februar 1798), und am Rhein begehrte man das ganze linke Ufer. Oestreich, dessen Minister Thugut von Anfang an mit dem Frieden nicht einverstanden war, sah sich ungern von Preußen und den kleinern deutschen Fürsten verlassen, die sich von Frankreich wollten Entschädigung zusichern lassen zu Ungunsten der geistlichen Reichsfürsten Deutschlands. Thugut suchte Verbündete, beschwerte sich über Preußen, das seit dem Frieden von Basel 1795 sich nicht zu einer Hilfe bereit zeigte, beschwerte sich über England, das zwar zum Kriege drängte, aber mit den Geldvorschüssen an Oestreich marktete, fand endlich Rußland zu einer Convention willig, wollte aber durchaus den Angriff gegen Frankreich auf die günstige Jahreszeit des Frühjahrs 1799 verschieben. Thugut wünschte, daß Frankreich zum Loschlagen sich verleiten ließe, damit das Directorium sich bei seinem des Krieges müden Volke unpopulär mache. Ein Angriff von entgegengesetzter Seite würde, so meinte er, das Umgekehrte bewirken. Jedenfalls mußten die Verbündeten gleichzeitig angreifen. Gegen das Ende des Jahres 1798 lagen die Dinge günstig für die Alliauz; auch der Türke, durch Napoleons Kriegszug nach Aegypten und Syrien aufgebracht, hatte mit Frankreich gebrochen und sich dem Bunde angeschlossen, und bald waren 60,000 Russen unterwegs nach Oestreich.



Auch Neapel war der Allianz beigetreten, aber nur zögernd (Ende Juli 1798), und erst dann, als sich Oestreich entschloß, eine militärische Hilfe auch in dem Fall zu leisten, daß Neapel von den Franzosen angegriffen würde, während es ursprünglich forderte, daß nur bei einem Angriff auf Deutschland der »casus föderis« eintreten sollte, der ja auch in Italien den Ausbruch des Kampfes sogleich nach sich ziehen mußte. Neapel stand damals wehr unter englischem als östreichischem Einflusse. Die Gemahlin des britischen Gesandten, Lady Hamilton, ein schönes, aber sehr übel berüchtigtes Weib, war mit der Königin nahe befreundet, was sich zwar durch ihre liebenswürdige und aufrichtige Theilnahme an Marie Carolinens Bedrängnissen erklärt, aber doch dem Rufe der Königin schadete. Man ließ Nelson nach seinem Siege bei Abukir in den Hafen von Syracus einlaufen zur Ausbesserung seiner Schiffe; er wurde Ende September im Hafen Neapels vom König selbst empfangen und unter den Zurufen des Volkes, das sogar die englische Cocarde anstreckte, in den Palast geführt, wo ihn bald die Reize der ehebrecherischen Lady Hamilton fesselten. Dies war ein offener Bruch der Verpflichtungen, welche man Frankreich gegenüber zwei Jahre zuvor eingegangen war. Sofort stellte auch der neue französische Gesandte, einer derjenigen, die bei dem Todesurtheil Ludwigs XVI. unmittelbar betheiligigt waren, die feindlichsten Forderungen an Neapel, doch ohne beachtet zu werden. Da man hier großartige Truppenrüstungen veranstaltet hatte, so schritt man unbedacht im Kriegseifer voran, dessen Feuer Nelson und seine Leute schürten. Die Absicht Neapels anzugreifen war selbst im englischen Parlament zur Sprache gekommen. So war das französische Directorium frühzeitig gewarnt und traf seine Maßregeln. Neapel mußte jetzt los schlagen,

9\*

wenn es nicht, wie die Königin äußerte, „verspeist“ werden wollte. Und doch waren die Verbündeten nicht damit einverstanden. Zwar ließ sich England durch eine Convention vom 5. Oktober alle Häfen des Königreichs beider Sicilien öffnen, rieth aber von einer sofortigen Kriegseröffnung ab. Noch bestimmter that dies Thugut, der den »casus föderis«, nämlich einen Angriff Frankreichs gegen Neapel, noch nicht zu erkennen erklärte. Nur einen General zur Oberleitung des Krieges schickte er, weil Neapel einen solchen nicht besaß: es war dies Mack, der damals noch für ein militärisches Genie galt. Aber es war nun durch Uebereilung dahin gekommen, daß Neapel angreifen mußte zum großen Aerger Thugut's; sein Plan, gemeinsam vorzugehen und den Frühling abzuwarten, war somit durchbrochen — und das Unheil fiel, wie der Verlauf zeigt, gewaltig und zerschmetternd auf das Haupt des Voreiligen.

Der Krieg wird beschlossen. Am 9. Oktober erschien Mack zu Caserta, wo von König und Königin und den Ministern unter Anwesenheit Nelsons und des britischen Gesandten der Kriegsrath gehalten und sofortiger Angriff beschlossen wurde. Der Kriegsminister Ariola soll besonders dagegen gesprochen haben, und partiische Berichterstatter behaupteten, er sei deswegen entsetzt und eingesperrt worden. (In Wirklichkeit geschah das letztere erst im Dezember während der Aufregung in der Hauptstadt, und zwar zu seiner eigenen Sicherung gegen den „Verrath“ schreienden Pöbel.) Die Gründe zu dem Beschluß erfahren wir aus den gleichzeitigen Briefen Carolinens und einem später verfaßten Berichte Mack's. Man fürchtete die Rache und Rührigkeit Frankreichs, schloß aus Nachrichten über neue Rüstungen in der römischen Republik, daß man von dort die ausgedehnte Grenze Neapels überfallen und schnell auf

die Hauptstadt losrücken wolle; die Freunde der französischen Umsturzideen im eigenen Lande schienen sich zu regen, trotz den zahlreichen Einforderungen, die in den letztvergangenen 4 Jahren an „Jacobinern“ waren vorgenommen worden, und selbst das Heer war nicht frei von solchen; dagegen blickten die Anhänger der alten Ordnung in Rom, unzufrieden mit der Tyrannei der Republikaner, hilfsehend auf das südliche Nachbarland. Man hoffte immer noch auf ein thätiges und rechtzeitiges Eingreifen Oestreichs, das, wie man hörte, in Granbtinden eingerückt war; auch von dem durch die Nähe der cisalpinischen Republik gefährdeten Toscana, dem großherzoglichen Bruder der Königin, glaubte man Unterstützung erwarten zu dürfen. Endlich hatte man neulich die allergrößten Anstrengungen gemacht zur Hebung der eigenen Landmacht und hoffte wohl nun mit ihr Ehre einzulegen vor den Augen Europas. Man wollte dieselbe bis auf mehr als 100,000 Mann vermehren durch eine neue Einberufung von 40,000 Einientruppen und eine Vervielfachung der Milizen. Allein dies stieß auf unübersteigliche Hindernisse. War doch schon durch die frühern Kriegsaustreibungen des Jahres 1796 ein Ruin der 7 Banken des Landes verursacht worden, deren Metallbesitz durch aufgenötigtes Papiergeld, welches bald tief im Werthe sank, zu Grunde gieng; man mußte damals auf Kirchenzierden und Silbergeschirr von Privatn greifen — natürlich gegen Ersatz durch Papiergeld! — und einen Zehnten auf allen Grundbesitz legen. Immerhin betrug die jetzige Macht etwa 60 Tausende. Davon galt namentlich die Cavallerie als vorzüglich; sie hatte 1796 bei Lodi gegen Massena den östreichischen Artilleriepark gerettet und sich das Lob selbst der französischen Officiere erworben; ihr tapferer Führer Moliterno hatte dabei ein Auge eingebüßt. Die Artillerie war gut organisiert, ausgerüstet und

instruirt. Gestützt auf solche Macht und getrieben durch die genannten Erwägungen, gedachte der neapolitanische Hof die Initiative gegen Frankreich zu ergreifen und die einen Angriff noch nicht erwartenden französischen Truppen des Kirchenstaates zu überraschen.

Mac hat wenigstens um Aufschub, bis er die Gegend kennen gelernt und die nöthigen Instructiuen für seine Generale ausgearbeitet hätte; auch er hoffte immer noch auf günstigeren Bericht von Wien. Mittlerweile inspicierte er die Truppen und fand sie „gut genug um ihre Schuldigkeit thun zu können.“ König und Königin begaben sich nach St. Germano, wo der Sammelpunkt des Hauptcorps war; am 12. November exercierten 24,000 Mann im Feuer „und es gieng sehr gut,“ so berichtet Caroline an ihre Tochter, die Kaiserin in Wien. Aber sie und der König sind in höchster Unruhe, daß die Hilfe zusagende Antwort von Oestreich noch nicht da ist; und doch hat es damit die höchste Eile, denn schon mehrere Tage zuvor hat der König angekündigt, daß er mit dem Heere zum Angriff ausbreche, nachdem er sich zuvor dem Schutz des heil. Januarius empfohlen habe; er wolle nur „die Wiederherstellung unserer heiligsten Religion, der guten Ordnung, der gegenwärtigen und künftigen Sicherheit seiner Staaten und seiner Familie.“ Sicher war das die aufrichtige Meinung des Königs. Es ist eine tendenziöse Erfindung, wenn man von einer gefälschten Wiener Depesche spricht, mit der die Königin Ferdinand habe zu ihrer Meinung herüberholen wollen. Er war offenbar von der Heiligkeit und Nothwendigkeit seiner Sache überzeugt. Weniger dagegen hatte die Königin Vertrauen in das Gelingen des Schrittes, so sehr sie Mac zur Eile mahnte; sie erkannte wohl, daß ihre Armee im Kriege unerfahren sei; sie mochte daran denken, wie es mit der Schulung der neu ausgehobenen Linien-

truppen zugegangen war; viele waren vom Pfluge weggeholt und bloß 30 Tage lang in aller Schnelligkeit eingeübt worden; so versichert wenigstens General Pepe, der als kaum 16jähriger Jögling der königlichen Kriegsschule bei der Instruktion dieser „unglücklichen Neulinge“ mit verwendet wurde. Die Kosten der Herstellung von 12 neuen Regimentern hatten theilweise reiche Privatpersonen übernommen und dafür das Recht erhalten, die Officiersstellen zu verkaufen; da nun der Ehrgeiz des neapolitanischen Adels, der sich zu den Stellen drängte, den Preis derselben in die Höhe trieb, so wurde die Einrichtung einiger Regimenter von Advokaten und Kaufleuten selbst als Handels speculation benützt! Solche Verhältnisse erklären zum Theil, daß sich der Officiersstand im Kriege so schändlich benahm, und die Soldaten im Kampfe keine Festigkeit zeigten. Zu der ersten Hälfte des Novembers schrieb Caroline an ihre Tochter, die Kaiserin: »il faut mourir avec honneur et c'est notre cas;« sie und ihr Gemahl beschworen den Kaiser zum letzten Mal am 22. November, er möge seine „Schwiegereltern, Oheim, Tante und Freunde, zwei prachtvolle Königreiche mit 7 Millionen ruhiger und friedlicher Einwohner“ nicht dem Untergang preisgeben. So, und nicht siegesgewiß, wie man oft geschrieben findet, war im Moment des Kriegsausbruches die Stimmung der Souveräne. Möglich bleibt es dabei doch, daß Acton dem General Mack, wie dieser erzählt, den wahren Sachverhalt verdeckend, vergnügt eröffnete: »on nous fait écrire de Vienne: dépêchez-vous, dépêchez-vous!«

Der Krieg. So rückte man denn am 23. November in das Gebiet der römischen Republik ein; ein Manifest des Königs suchte, erst einen Tag später, seinen Schritt gegenüber dem Volk Neapels, den Einwohnern des römischen

Staates, den Völkern Italiens zu rechtfertigen: es handle sich nur um ihre Sicherung und die Wiederherstellung der Religion, nicht um einen Angriff gegen eine andere Macht u. s. w. Anführer war also Freiherr von Mack, ein vielgeschäftiger, aber wenig durchsichtlicher Mann; voll künstlicher Pläne, aber ohne den Scharfblick, das Einfache zu finden; falsches Vertrauen erweckend durch seine zuversichtlichen Versprechungen, aber in der Ausführung ohne Kaltblütigkeit. Die ausrückende Armee betrug nur etwa 40,000 Mann. Da die Grenze des Kirchenstaates eine lange, gebogene Linie bildete, von Terracina an dem einen Meere bis zur Mündung des Tronto an dem andern, und überall Theile des französischen Heeres in der Nähe derselben standen, so theilte Mack sein Heer in fünf Haufen: der eine sollte dem adriatischen Meere entlang gegen Ancona hin operieren, zwei andere, schwächere sollten, aus dem Gebirge hervorbrechend, bei Terni und von Rieti nach Magliano hin diejenige Straße besetzen, welche von Rom nordwärts nach Civita Castellana, von hier über die Tiber nach Magliano, Terni, Foligno und weiter nach Ancona führt. Es war dies die Verbindungslinie der französischen Truppen. Zugleich sollten die beiden Hauptcorps, das eine über Terracina, die Pontinischen Sümpfe und Albano, das andere — bei dem der König und Mack waren — von St. Germano aus in gerader Linie über Frascati Rom erreichen und besetzen; auf ihrem Wege, zu Rom und südlich davon bis an die Grenze Neapels, stand General Macdonald ganz zerstreut mit 6000 Mann; dieser rechte Flügel der Franzosen sollte also durch den kräftigen Stoß der neapolitanischen Hauptmacht geworfen, und zugleich durch die kleinern Corps bei Magliano und Terni von den 5000 Mann, die auf ihrem linken Flügel bei Ancona standen, abgeschnitten

werden. Gleichzeitig wurden 6000 Mann auf Nelson's Schiffen nach Livorno entsendet, um den Großherzog von Toscana zu unterstützen und eine Volkserhebung im Rücken der Franzosen zu erregen, die dadurch von ihren Waffengenossen in der cisalpinischen Republik wären abgeschnitten worden. Der ganze Plan war wohl ausgedacht, aber gefährlich; denn wenn nicht sicher auf jedes Corps zu zählen war, so hatte er nur Isolierung und Niederlage der getrennten Truppentheile zur Folge. General Jomini tadelt daher diesen ganzen Kriegsplan als unpraktisch, und er sowohl, als schon der damalige Chef des französischen Generalstabes, Bonnamy, sind der Meinung, Mack hätte gerade da, wo er die schwächsten Corps hinwarf, mit der Hauptmacht angreifen sollen: so hätte er sicher durch Bedrohung der Rückzugslinie Macdonald zum Rückzug aus Rom gezwungen und hätte am Tronto gar nicht nöthig gehabt anzugreifen. Denn die Franzosen waren auf einen Angriff noch gar nicht gefaßt; sie hatten augenblicklich nur etwa 15000 Mann, und ihr neuer General, Championnet, war eben erst vor drei Tagen auf Befehl des Directoriums in Rom angelangt. Er hatte zudem die Weisung, sich nordwärts an die Grenzen des cisalpinischen Gebietes zurückzuziehen auf Joubert's Armee. So wich Macdonald aus Rom und den Stellungen seines rechten Flügels zurück, und zwar ohne Schwertstreich, weil hier die Feinde ihm weit überlegen waren. Aber am selben Tage schon (27. Nov.) ließ sich das neapolitanische Corps bei Terui schlagen und drei Tage später erlitt das andere, zum Angriff auf Magliano bestimmte, die empfindlichsten Verluste, so daß man von der Hauptmacht bedeutende Theile unter General Metesch zu ihrer Hilfe absenden mußte. Am adriatischen Meere gieng es bald darauf noch schlimmer: man ließ sich die ganze

Artillerie nehmen und die eigenen Truppen zersprengen, so daß dort General Duhesme in Feindesland vorrücken konnte.

Doch die neapolitanische Hauptarmee wußte noch nichts von diesen Verlusten, als sie in Rom einrückte. Ihre beiden Corps hatten sich glücklich vereinigt; Macdonald war vor ihnen her geflohen, und die Vorhut unter General Burckhardt zog am 27. Nov. in Rom ein, voran einen Kapuziner mit dem Crucifix, vom Jubel des Volkes begrüßt. Das Volk riß die Freiheitsbäume um, verbrannte sie, hängte die vorher verbotenen Madonnenbilder wieder auf; am Abend wurde die Stadt beleuchtet, das lange nicht gehörte »Viva Maria« tönte bis spät in die Nacht hinein, daneben aber auch das „Tod den Jacobinern“ unter argen Gewaltthatigkeiten gegen die Franzosensfreunde und die habgierigen Juden. Der König selbst zog am 29. Nov. in die Stadt ein, erklärte die Republik als abgeschafft und forderte den vertriebenen Pabst auf, seinen Sitz wieder einzunehmen. Man mußte länger als gut war in Rom verweilen: die Straßen, von unaufhörlichem Regen begossen, waren auf dem Marsch nach Rom so schlecht gewesen, daß Artillerie und Munition noch zurückgeblieben waren; das Schuhwerk der Soldaten war mangelhaft, die Verpflegung ebenso, daher langten die Truppenabtheilungen nur nach und nach an. Zu Rom hatte Macdonald noch eine Besatzung von nur 800 Mann zurückgelassen; man verlangte ihre Uebergabe, sie weigerte sich, da mußte Burckhardt im Auftrage seines Generals die harte Drohung überbringen: für jeden Schuß, der auf die Stadt aus dem Castell falle, werde man einen gefangenen Franzosen — es waren meist Spitalranke — füsilieren. Aber nicht nur hatte man Rom noch nicht völlig in der Gewalt: jetzt langten auch die betrübenden Nachrichten vom



2. und 3. Corps und vom Tronto ein, und man vernahm, daß sich Macdonald bei Civita Castellana aufgestellt habe.

Ihm mußte man jetzt entgegenziehen. Das geschah auf zwei Hauptstraßen, die, von Rom nördlich führend, sich anfänglich stets weiter von einander entfernen, dann aber in jenem festen Punkt zusammentreffen. Die östlichere dieser Straßen, die altrömische »via Flaminia«, hieß die „alte“ und führte über Castelnovo und Rignano; auf ihr sollte die Hauptarmee, General Burckhardt mit der Avantgarde voran, gegen das sehr feste, vom Feind besetzte, Civita Castellana marschieren. Diese Stadt, das alte Falerii, hat folgende Lage. Das stundenlange, von schroffen, hohen Felsen eingefasste Thal eines Baches zieht sich vom Tiber nach Westen ins Land hinauf und gabelt sich dann in zwei ebenso beschaffene Bachthäler; an der Stelle der Gabelung liegt auf dem hochragenden Bergvorsprung „von drei hohen senkrechten Tuffwänden in das Felsthäl hinabschauend, auf der vierten von einem Berg mit Citadelle überragt,“ Civita Castellana. Die Straße von Rignano führt zuerst über die südlichere Schlucht auf einer Brücke, ersteigt die Höhe des Städtchens, um dann jenseits die nördlichere Schlucht auf einer zweiten Brücke zu überschreiten. Die Erstürmung dieser fast uneinnehmbaren Position war dem Hauptcorps und namentlich General Burckhardt zugebacht. Gleichzeitig aber sollte auf der westlicheren Straße, der „neuen,“ über Monterossi (bis dahin ist es die »Via Cassia«, die dort links nach Viterbo abbiegt) und Nepi ein anderes Corps ziehen, theils um nach links hin Viterbo und Toscana zu erreichen, theils um nach rechts Civita Castellana vom Berg Rücken her zu nehmen. Aber die letztere Abtheilung ließ sich bei Nepi von einer Minderzahl schändlich schlagen und ihrer ganzen Artillerie berauben und brachte dadurch auch die

links gewendete und schon vorangerückte Truppe, welche der siegreiche Feind von hinten angriff, in völlige Verwirrung. Das Hauptcorps auf der alten Straße mußte deshalb geschwächt werden — der französische Emigrant Graf Roger Damas wurde von ihm weg jener westlichen Hälfte zugesandt — und so gelangte man auch hier nur bis an, aber nicht über die Schwierigkeit. Emanuel Burckhardt, der am 8. November des Jahres zum Brigadegeneral oder *maréchal de camp* war ernannt worden, hatte, wie Zomini sagt, die stärkste Aufgabe; er schlug die Franzosen bei Rignano zurück, versuchte bei Civita Castellana wehrmals den Sturm auf die Brücke (4. December), verlor aber dabei so viel Leute durch die an günstigstem Orte aufgestellte Artillerie des Feindes, daß man hier ein weiteres Vordringen aufgeben mußte. In eben diesem Augenblick erfuhr man auch das oben genannte Schicksal des Corps auf dem äußersten rechten Flügel am adriatischen Meer.

Nunmehr erkannte Mack, daß er einen strategischen Fehler begangen hatte; er hätte eine Straße wählen sollen, welche am östlichen, linken Tiberufer hinaufführte über Cantalupo nach Terni, und hätte von dort aus sich auf das Centrum der französischen Heeresstellung — die damals in Terni ihr Hauptquartier hatte — werfen sollen. So würde er, wenn ihm dort, bei Magliano, ein Durchbruch gelang, den westlich von der Tiber bei Civita Castellana stehenden Macdonald entweder durch Besetzung der Tiberbrücke (bei Borghetto) abgeschnitten oder zu einem schleunigen Rückzug genöthigt haben. Es schien einen Augenblick, als sollte diese Operation jetzt noch gelingen; denn schon war General Metisch, den Mack von Rom aus den geschlagenen Corps der Mitte zu Hilfe geschickt hatte, in Otricoli angelangt, hatte also die Verbindung Macdonalds mit Terni

unterbrochen; aber er hatte entweder zu wenig oder zu zaghafte Mannschafft, und so gelang es der Kühnheit des von Macdonalds Corps herbeieilenden General Mathieu Dumas, den verlorenen Posten wieder zu gewinnen und den Neapolitanern großen Verlust an Leuten und Geschützen beizubringen. Und als sich Metzsch mit dem Rest von 4000 Mann auf die Höhen von Calvi zurückzog und dort hinter einer Mauer verschanzte, wurde er nochmals von Mathieu angegriffen und ergab sich sammt seinem Corps als kriegsgefangen! Dies Alles geschah, während Mack mit der Hauptarmee den veränderten Angriff vorbereitete; er mußte, um vom rechten an das linke Tiberufer zu gelangen, seine Artillerie auf einem Umweg von 3—4 Tagen nach Rom zurückschicken, weil keine Brücken vorhanden waren; inzwischen setzte er seine 14 Bataillone und 10 Schwadronen auf Föhren über die Tiber und langte am 8. December zu Cantalupo an. Aber als er eben am Morgen des folgenden Tages von einem Recognoscierungsrith in sein Lager zurückkehrte, brachten ihm Flüchtlinge die niederschmetternde Nachricht von dem Ereigniß bei Calvi, das sich bald nur zu sehr bestätigte. Er war zu spät gekommen! Der Feind hatte im kritischen Moment gerade noch die ihm nöthige Hilfe von seinem linken Flügel erhalten können.

Seine Position war eine solche, daß er nur noch an den Rückzug denken konnte. Er mußte froh sein, wenn nur der recht gelang. Die wenigen Bataillone seines Heeres waren auf die Hälfte der ursprünglichen Zahl heruntergekommen durch Krankheit, Desertion und Verluste; die Verpflegung war unzuverlässig, die Transporte im Rücken der Armee durch beständige falsche Alarme gefährdet; er selbst jetzt vorn und auf den Seiten von Feinden bedroht; die beiden Corps von Damas und Burckhardt, welche bei

dem beabsichtigten Angriff den Feind von hinten, südlich und westlich über Civita Castellana eindringend, hätten fassen sollen, von Mack getrennt durch den Feind oder die schwer passierbare Tiber. Mack ließ ihnen am 10. December durch Couriere befehlen, sich auf den früher geschilderten Straßen, Burckhardt auf der „alten,“ Damas auf der „neuen,“ zurückzuziehen; jener sollte Frascati, dieser Albano am 13. Dec. zu erreichen suchen; in Albano wollte auch Mack mit seinem Corps anlangen. Alle drei sollten in der Nacht vom 12. auf den 13. December durch Rom ziehen und von dem daselbst noch weilenden Commandanten empfangen werden, die beiden ersten am Ponte Molle, Mack am Thore Salara. Allein Mack fand Nachts 11 Uhr das Thor geschlossen, Niemand gab Antwort; er zog also, weil er nicht traute, bei strömendem Regen um die Stadt herum und gelaugte am Morgen nach Albano; bald erschien dort auch an der Spitze eines Heereszuges — der pflichtvergeffene Commandant von Rom! Aber wo blieb Damas? Die Lässigkeit zweier Couriere, die zu Pferde 3—4mal so viel Zeit gebraucht hatten als ein Fußgänger, war Schuld, daß er den Rückzugsbefehl zu spät erhalten hatte. Als er dann einige Tage später sich Rom näherte, stieß er auf den eben anlangenden Feind, der Mack's Heer verfolgte; er rettete sich und seine Truppe durch Geistesgegenwart und Kühnheit, erreichte, nordwärts sich wendend, unter Kämpfen gegen die verfolgenden Franzosen, Civita Vecchia und konnte zuletzt sein ganzes Corps in Orbitello einschiffen und glücklich nach Neapel bringen, leider gerade in einem Augenblick, als schon Alles verloren und dort der Pöbel Meister war.

Dies war, wie alle Erzähler sagen, die einzige glänzende That auf Seite der Neapolitaner in diesem Kriege. Aber es giebt auch tüchtige Thaten, die nicht glänzen; daß

solche leicht übersehen werden, zeigt auch unser Fall. Niemand erzählt uns, wie es dem Corps von General Burckhardt gieng; wir erfahren nur, daß er schon vor Mack's Ankunft an seinem Bestimmungsort war: er hat eben einfach und militärisch pünktlich seine Pflicht gethan, eben das, was so Viele damals nicht thaten. Allein es darf noch etwas mehr zu seinem Lobe gesagt werden. Als ihn Mack mit einer kleinen Heeresabtheilung von 5 Bataillonen und 2 Schwadrouen vor Civita Castellana zurückließ, vertraute er ihm — wenn auch vielleicht „unnützer Weise,“ wie Jomini urtheilt — eine sehr gefährliche Position an. Burckhardt war dort von der Hauptarmee weit getrennt, hatte einen stark besetzten Feind vor sich und mußte, so lange man noch den Angriff im Schilde führte, sich und seine Leute auf einen schweren Sturm gefaßt machen. Die Stellung wurde ihm allerdings bald dadurch erleichtert, daß Macdonald die Mehrzahl seiner Truppen aus Civita Castellana über die Tiber gegen Magliano zog; aber der schnelle Rückzug Burckhardt's über Rom nach Frascati macht ihm eben deshalb Ehre, weil die Berichterstatter nichts Besondere's davon zu melden wissen.

Der französische Feldherr Championnet, durch sein unerwartetes Glück und das unerhörte Mißgeschick seiner Feinde kühn gemacht, beschloß die Verfolgung der Neapolitaner und den Angriff auf ihr Königreich. So mußten diese nicht nur, weniger als drei Wochen nach der Einnahme, Rom wieder preisgeben, sondern bald auch das eigene Land vertheidigen. Der König war aus Rom zuerst nach Albano und von da, am 9. in schleuniger Flucht nach Hause zurückgeilt. Zwar sicher nicht so, wie der dramatisierende Historiker Colletta die Geschichte schildert. Doch seien die Worte des „großen“ Geschichtschreibers der Ergötzlichkeit

wegen hergesetzt. „Der König sagt dem Herzog von Ascoli, seinem Waffenträger, die Jacobiner hätten geschworen, die Könige zu tödten, und es wäre für einen Unterthan ruhmvoll, sein Leben für das seines Königs aufs Spiel zu setzen; zugleich fordert er ihn auf, die Kleider mit ihm zu tauschen und während der Reise seinen Platz einzunehmen. Der Höfling übergibt entzückt dem König seine Kleider und nimmt in der Kutsche den Platz zur Rechten ein, während der König mit respectvoller Miene und von Furcht beherrscht, ihm mit dem ganzen Diensteifer eines Unterthans Huldigung erweist.“ Diesem Gerücht ist mit Grund widersprochen worden, obwohl Ferdinand in andern gefährlichen Lagen seines Lebens wirklich Zaghaftigkeit gezeigt hat. Vor seiner Wegreise von Albano rief er in einem Manifest „aus der Hauptstadt der christlichen Welt“ das Volk der Abruzzen zu den Waffen „zum Schutze der Religion, Eures Königs und Vaters, der sein Leben aufs Spiel setzt, bereit es herzugeben, um seinen Unterthanen die Altäre, den Herd, die Ehre ihrer Weiber, die Freiheit zu retten.“ Die Königin, die noch lange nicht das ganze Unglück wußte, schrieb von Neapel in der höchsten Aufregung an den Kaiser um ein Hilfscorps von 12—20000 Mann, indem sie, was sie wohl selbst nicht glaubte, ihm zu beweisen suchte, daß eigentlich doch Neapel der angegriffene Theil sei.

Das neapolitanische Heer, im Ganzen nur noch 6000 Mann stark, zog also auf den Straßen zurück, auf denen es gekommen war, um nunmehr Capua, das seit alten Zeiten der Schlüssel zum Eingang in Campanien war, zu vertheidigen. Aber die Stadt war nicht in Vertheidigungszustand: unter den 5000 Mann ihrer Besatzung waren nur 3 Regimenter zum Kampfe tauglich; man mußte, so schnell es gehen mochte, am rechten Ufer des Volturno Capua

gegenüber ein verschanztes Lager errichten. Als Macdonald's Truppen sich demselben zum Angriff näherten — es war am 3. Januar 1799 — wurden sie von Mack's Kanonen so empfangen, daß sie sich zurückziehen mußten. Aber es zeigten sich hier doch bedenkliche Erscheinungen: als Mack vor dem Angriff des Feindes die Verschanzungen besichtigen ließ, fanden sich die Vorposten verlassen, er mußte durch die Drohung, alle Flüchtlinge mit Kartätschen beschießen zu lassen, die Ordnung erzwingen; er hatte sogar Grund zu vermuthen, daß ein Oberst, ein Principe Moliterno Pignatelli, Verrath habe üben wollen.

Uebrigens, was half ein solcher augenblicklicher Erfolg? was half ein zweiter, der oberhalb Capua bei Cajazzo errungen wurde? Stand es doch sonst überall so schlimm als möglich. Schon am 24. Dec. hatte sich die Festung Pescara an der adriatischen Küste dem General Dubesme ergeben; dieser konnte sich in der Folge bei Popoli mit General Lemoine, der von Aquila durch das Gebirge herkam, vereinigen; das neapolitanische Corps unter Gambs wurde von Lemoine bei Popoli geschlagen; andere Truppen verliefen sich, ihre Officiere ließen sie einfach im Stich und kamen „Schwall auf Schwall“ zu Neapel an, „nur um ihre theuern Personen zu retten: nicht vor dem Feinde, denn es verfolgte sie keiner, sondern vor den Beischwerlichkeiten, denen sie der langsamere Marsch mit ihren Truppen ausgesetzt hätte“ (Mack). Somit war die rechte Flanke des am untern Volturmo aufgestellten Heeres nicht nur einer bisher noch gehofften Verstärkung beraubt, sondern dem bald aus den Bergen über Isernia herabkommenden Feinde bloßgestellt. Und noch schlimmer stand es auf der linken Flanke. Dort hätte sich die starke Besatzung der wohl versehenen Festung Gaëta mit Leichtigkeit halten, im schlimmsten Fall mittelst

der requirierten Fahrzeuge zur See retten können; sie hatte auch von Mack die Instruction dafür schriftlich erhalten. Allein kaum näherte sich von Terracina her General Rey mit 500 Polaken, kaum hatte er mit seiner mangelhaften Artillerie einige Granaten hineingeworfen, so hißte der Gouverneur die weiße Flagge auf und übergab die Festung und die Mannschaft; er und die Officiere erhielten freien Abzug. Der Gouverneur hieß Tschudy.\*) Dies geschah an dem gleichen 3. Januar, an dem Mack bei Capua den Feind zurückschlug.

Um das von Damas nach Orbitello gerettete Corps holen zu lassen, hatte Mack gleich nach seiner Ankunft in Neapel, wohin er schnell vorausgeeilt war, um am 23. Dec.

\*) Indessen ist es schwerlich richtig, was Zomini über Tschudy berichtet: er sei ein 80jähriger Mann gewesen „amoureux d'une jeune femme qu'il venait d'envoyer à Naples et qu'il brâlait de rejoindre.“ Einmal hatte die angefangene Beschießung schon einige Wirkung gethan; es sollen Häuser in Brand gerathen sein, so daß die Bevölkerung in Unruhe war; der Gouverneur zog den in der Stadt anwesenden Bischof mit in den Kriegsrath und ließ sich, wie es scheint, durch ihn und die Rücksicht auf die Bevölkerung zur Uebergabe bestimmen. Also allerdings ein höchst un-militärisches Verfahren, aber doch nicht aus so rein persönlichen Motiven, wie Zomini uns will glauben machen. — Sodann war Tschudy noch nicht 80, sondern 57½ Jahre alt. Nach einer durch Herrn Oberst Tschudy in Marus mir gütigst gemachten Mittheilung aus dem Tschudy'schen Stammbaum muß der Gouverneur ein Fridolino Tschudy gewesen sein, der am 20. Juli 1741 in Neapel geboren war als Sohn des i. J. 1770 gestorbenen Joseph Anton, der in spanischen und neapolitanischen Diensten sich ausgezeichnet hatte. Fridolin wenigstens wird als der bezeichnet, der i. J. 1789 Generallieutenant und Commandant von Gaëta wurde. — Wieder ein anderer, Pasquale, ist der Tschudy, welcher bei der Wiedereroberung Neapels und des Castells St. Elmo, Juni und Juli 1799, thätig war.



noch den König zu sprechen, Privatschiffe requiriert — andere wurden ihm wegen der bevorstehenden Abfahrt des fliehenden Hofes verweigert — aber die Schiffe konnten wegen widriger Winde lange nicht abfahren, und so war man auch dieser letzten Hilfe noch immer nicht theilhaftig. Dennoch wäre noch nicht alle Aussicht auf Erfolg anzugeben gewesen, wenn solcher nur von den kriegerischen Thaten abgegangen hätte. Denn eben erhob sich überall, in den Abruzzern und in der Ebene das Landvolk, überfiel den Franzosen ihren Train, ihre Munitionswagen, zerstörte die Brücken, machte ihnen das Leben sauer und unsicher, sobald sie sich vom größern Haufen entfernten; Championnet sah sich schon den Rückzug abgeschnitten und seine Truppen in die schlimme Lage versetzt, einen beständigen Krieg im Kleinen führen zu müssen, der ohne Ziel sich in die Länge ziehen konnte.

Aber schon hatte der Krieg kein Haupt mehr. Der König, der sein treues Volk zum Widerstande aufgerufen, hatte selbst den Widerstand aufgegeben, er war mit dem ganzen Hof nach Sicilien geflohen. Seitdem eine Unglücksbotschaft nach der andern in Neapel erschien, wurde das Volk immer aufgeregter gegen die Franzosenfreunde; es kam so weit, daß der Cabinets-Courier Ferreri, der auf eine Botschaft ausgesandt war, für einen Franzosen gehalten, am Hafen Neapels niedergemacht und als Leiche unter die Fenster des königlichen Palastes gezerzt wurde. Das Volk verlangte Waffen, wollte die Castelle besetzen. Da entschloß sich der König, mit der Königin, seiner Familie, vielen Gesandtschaftsministern, Hofbeamten und Freunden nach Sicilien zu fliehen; die öffentlichen Gelder, der königliche Privatschatz, Kostbarkeiten und Kunstschätze aus Museen und Schlössern giengen mit; es war eine Flotte von 25 Schiffen

unter Führung Nelsons, denn seit dem 1. Dec. bestand zwischen Neapel und England ein Schutz- und Trugbündniß auf gegenseitige Hilfe zur See. Am Abend des 21. Dec. stieg die königliche Familie an Bord des britischen Admiralschiffes; doch wegen schrecklicher Stürme kamen sie erst am 27. Dec. in Palermo an; unterwegs war zum tiefsten Schmerze der Mutter ihr siebenjähriger Sohn Albert gestorben. Die Regierung hatte der König einem Generalvicar Namens Bignatelli übergeben. Allein das war nicht der Mann, wenn es überhaupt noch einen solchen gab, der Ordnung und Muth wieder hätte herstellen können. Die Vertreter der Bürgerschaft zeigten gleich Mißtrauen gegen ihn und wünschten eine Bürgergarde zu errichten. Er selbst war erschrocken; er wollte auf Mack's Plan, bei Neapel ein verschanztes Lager zu errichten und 15—20,000 der vertrautesten Bürger und Lazzaronis zu bewaffnen, nicht eingehen; dafür ließ er schon am 28. Dec. in der Bucht vor dem Posilippo 120 Kanonenboote verbrennen und 1000 Centner Pulver ins Meer versenken, damit sie nicht den Feinden in die Hände fielen. Und bald darauf, am 8. Januar, hatte das Volk von Neapel das furchtbar prächtige Schauspiel, vor seinen Augen einen Theil der eigenen kostbaren Flotte verbrennen zu sehen: es waren 6 große und einige kleinere Kriegsschiffe, deren Mannschaft nicht mehr zuverlässig schien, und die man so dem Feinde sicher entziehen wollte; es geschah nicht auf Nelsons Befehl, noch weniger auf den der Königin, sondern auf Gutdünken eines im Hafen anwesenden portugiesischen Admirals und eines britischen Capitäns, welche beide kein Vertrauen hatten in Bignatelli's Muth und Mack's Fähigkeiten; sie fürchteten, der Feind möchte sich der Schiffe bemächtigen.

So war die Lage des neapolitanischen Regiments, die seines Heeres und die Championnets, als dem letztern zu seiner Verwunderung in Pignatelli's und Mack's Namen ein Waffenstillstand angetragen wurde. Der Abschluß desselben am 11. Jan. setzte ihn in den Besitz Capua's und weiterer Länderstriche, die er noch gar nicht betreten hatte. Es wurde eine Demarcationslinie bestimmt, die von den Mündungen der Regi Lagni über Benevent bis an den Ofanto gieng und thatsächlich das Schicksal der Hauptstadt in die Hände des Siegers legte. Eben dies zu thun war auch die Absicht der immer offener handelnden und bald mit dem französischen Lager regelmäßig verkehrenden Franzosenpartei in Neapel. Es folgten nun die bekannten schrecklichen Dinge des Vazzaroniaufstandes, die hier nur angedeutet werden sollen. Er begann mit dem Erscheinen des französischen Commissärs, als derselbe die erste Rate der einbedungenen Kriegsentschädigung von 10 Millionen Franken einzuziehen kam. Das Volk bemächtigt sich der Waffen und Castelle, Pignatelli entflieht, man erstürmt die Häuser verdächtiger „Jacobiner,“ wobei zwei unschuldigen Vornehmen das Haus zerstört, sie selbst lebendig verbrannt werden; die Priester heizen durch Prozeffionen zum Krieg für die heilige Religion, der vom Volke ernannte Fürst Moliterno mußte bald dem Mehlhändler Paggio und dem Schenkwrth-Sohne Michele il Pazzo den Generalsplatz einräumen; da zieht Championnet gegen die Stadt, und nach dreitägigen, entsetzlichen Kämpfen, wobei die „Patrioten“ die Feinde, zwei schweizerische und zwei albanesische Bataillone die Vazzaroni unterstützen, ist er am 23. Januar Herr der Stadt. Die Republik wird ausgerufen, und das thörichte Volk, durch Championnet's Freundlichkeit umgestimmt, ruft alsobald: viva la Repubblica, vivanoi Fran-

cesi, viva San Gennaro! „Vor allen aber jubelten,“ sagt Pepe als Augenzeuge, „die Republicaner und wünschten sich Glück zur Erfüllung ihres sehnächtigen Verlangens; man sah sie auf den Straßen einander in die Arme fallen, wenn sie sich auch fremd waren. In meiner jugendlichen Begeisterung konnte ich mein Glück kaum fassen, und noch heute erinnere ich mich des Vergnügens, mit welchem ich die Leute einander bei dem süßen Namen „Bürger,“ diesem Symbol der Gleichheit, anrufen hörte. Das Einzige, was die allgemeine Freude störte, war der Anblick so vieler Leichen, die unbeerdigt auf den Straßen lagen; die Frauosen hatten ungefähr 1000, die Neapolitaner mehr als 3000 Mann verloren.“ So human denkt ein für „Freiheit und Gleichheit“ fanatisierter Mensch!

Doch was ist aus Mack und seinem Heere geworden? Als er gleich nach dem Abschluß des verhängnißvollen Waffenstillstandes (11. Januar 1799) nach Aversa zurückziehen wollte, riß eine allgemeine Desertion in seinem Heere ein; bald vernahm er, daß ihn in Neapel das Volk des Verrathes beschuldige und ihm Tod drohe, und so kam es, daß er, am 15. zu Capo di Chino, einer Vorstadt Neapels, angelangt, nur durch Zufall dem Aergsten entging; die Lazzaroni und Bauern untersuchten dort jeden Wagen, um nach Mack und seinen deutschen Officieren zu fahnden. Am 16. früh suchte und fand Mack bei Championnet Schutz; derselbe entließ ihn edelmüthig mit Pässen nach Oestreich; doch das Directorium ließ ihn zu Bologna verhaften und nach Dijon in Gefangenschaft bringen, später konnte er aus Paris nach Deutschland entfliehen, um sich dort durch die Capitulation von Ulm neue, traurige Berühmtheit zu erwerben.

So endete der unbefonnen angefangene Feldzug Neapels schnell und überaus unglücklich. Das Resultat begreift sich,

wenn man die Worte eines Augenzeugen vernimmt, der die Armee auf ihrem Rückzuge durch Rom beobachtete (Poffelt, europ. Annalen 1799, S 224): „Es würde schwer sein, sich von dem schlechten Zustande der neapolitanischen Armee einen richtigen Begriff zu machen. In der ganzen Masse war nicht ein Funke kriegerischen Geistes; die Meisten, gewohnt zu Hause barfuß zu gehen“ — dieß kann sich aber nur auf die neu ausgehobenen Milizen beziehen — „hatten ißt von dem Marsch wunde Füße und hinkten; selbst der bessere Theil der Armee, die Reiterei, war höchst mittelmäßig; überdem waren die Verpflegungsanstalten so schlecht, daß die Soldaten in dieser kurzen Zeit sich einigemal Tage lang ohne Brot befanden.“ Ueber die Haltung der Officiere gibt Mack am Schlusse seiner Schilderung des Feldzuges das betrübende Urtheil ab, „daß die Officiere ein Sechstel aus Verräthern, vier Sechstel aus feigen Memmen und nur ein Sechstel aus Männern von Ehre und Rechtsschaffenheit bestanden. Die Verräther schrien gleich bei jedem Anblick des Feindes ihr: fuggi, fuggi! siamo traditi! Die Feigen flohen, und die kleine Zahl der Rechtsschaffenen war das unglückliche Opfer von beiden.“

Holen wir nun nach, wie es unserm General Burckhardt auf dem Rückzug von Frascati her ergangen war. Er hatte zugleich mit dem Prinzen von Hessen-Philippsthal die Nachhut zu führen und langte erst 8 Tage nach Mack in Capua an. Seine Truppen waren zwar nicht vom Feinde geschlagen worden, aber durch den Rückzug entmuthigt und durch den Marsch in unaufhörlichem Regen auf bodenlosen Straßen erschöpft und dem Mangel ausgesetzt. Dennoch wußten die beiden Führer nicht nur ihre eigenen Leute in guter Ordnung zusammenzuhalten, indem sie brüderlich alle Schicksale mit ihnen theilten, sondern sie

nahmen auch von dem Hauptcorps die zurückgebliebenen Ermüdeten und die im Stich gelassenen Wagen und Geschütze auf. Zugleich galt es beständig dem nachrückenden Feinde Gefechte zu liefern; so machte Burchardt am 27. und 28. Dec. am Garigliano dem französischen General Mathieu den Uebergang streitig. Endlich erreichte er am 1. Januar den ihm wohlbekanntem Boden von Capua und stand daselbst während des Gefechts vom 3. Januar auf dem linken Flügel. Als dann nach dem Waffenstillstand Mack den Rückzug ordnete, sandte er Burchardt nach Neapel, damit er ihm die dort befindlichen Truppen zuführte; aber es waren keine mehr zu finden; das Volk hatte den eben zu Schiffe von Livorno angekommenen Leuten Raselli's die Waffen genommen und die Truppen hatten sich zerstreut (15. Jan.). Als nun Burchardt zurückkehrte nach der Vorstadt von Capo di Chino, war das „Verrath“ schreiende Pöbelvolk eben daran, Mack und seine deutschen Offiziere festzunehmen. Sie umringen auch Burchardt und drohen ihn niederzuschießen. Doch schnell besonnen verlangt er, zum Principe Moliterno geführt zu werden; der solle entscheiden, ob er des Todes schuldig sei oder nicht. Man bringt ihn dahin. Moliterno, damals der Liebling des Volkes — drei Tage später schrie man Verrath über ihn — beschwichtigte die Leute sogleich, da er Burchardt schon längst kannte und ehrte und neben ihm gefochten hatte; er bot ihm sogar insgeheim ein hohes Commando an, wenn er es mit der Sache der Republik halten wollte, der er selbst zugethan war. Er dachte wohl, ihn bei der neu zu errichtenden Truppenmacht gebrauchen zu können. Zugleich verkündigte er ihm, daß das Heer sich ganz aufgelöst habe und Mack geflohen sei. Burchardt aber erklärte ihm freimüthig, er habe schon einen Eid geschworen, und der binde

ihn an die Person Ferdinands, der jetzt in Sicilien sei und dem er dahin zu folgen habe. Und Moliterno, der (nach einer Erklärung, die er Mack's Anschuldigungen gegenüber später veröffentlichte) sich mehr an die Spitze hatte stellen lassen, um Unglück zu verhüten, als aus Parteiliebe, fertigte ihm einen Paß aus, damit er sicher nach Sicilien reisen könne. Mit diesem Ausweise versehen, gieng Burckhardt nach Pozzuoli, fand dort eine einfache Schaluppe und wollte sich, seine Leute und sein Eigenthum einschiffen. Allein die Herbeischaffung des letztern verursachte Verzögerung und neue Gefahr. Kaum war er im Begriff, das Schiff zu betreten und seine Sachen aufzunehmen, als neue Haufen sich zeigten und sich abermals seiner bemächtigen wollten. Er muß schnell das Ufer verlassen und seine Habe, auf die es noch mehr als auf seine Person abgesehen ist, im Stiche lassen. Sie fallen über seine Bedienten, Pferde, Koffer her und theilen den Inhalt unter sich, wobei ihn kein Verlust schmerzlicher berührte, als der einer kleinen Cassette, in welcher seine französischen und neapolitanischen Brevets, Dienstzeugnisse und übrigen Aufzeichnungen seines Lebens enthalten waren.

---

Wir schließen hier den Bericht über Veranlassung, Verfolg und Ausgang dieses Feldzuges. Obgleich derselbe für den Staat höchst unglücklich ausfiel und dem wackern Burckhardt Widerwärtigkeiten aller Art brachte, so erwarb er ihm doch die Achtung seiner Gefährten, namentlich aber die des Königs und seiner Minister in dem Maße, daß von nun an bei jeder Aufstellung stehender Truppen in Neapel und Sicilien ihm ein Commando anvertraut

und bald der Oberbefehl seinem andern mehr übertragen wurde, als ihm, bis er selbst in höhern Alter von dem Dienste sich zurückzuziehen wünschte. So nahm in Burckhardt's Leben das Jahr 1798, das 55. seines Alters, einen entscheidenden Platz ein und versetzte ihn in eine völlig neue Stellung in dem Staate, dem er diente.

Die folgenden Ereignisse sollen aber hier nicht ausführlich erzählt werden, ja, nur ihren Zusammenhang genauer darzustellen, würde zu weit führen. Wir begnügen uns diejenigen zu erwähnen, an denen Burckhardt unmittelbaren Antheil hatte, und folgen dabei einer kurzen handschriftlichen Aufzeichnung, deren Ursprung dem Uebersetzer dieses Aufsatzes unbekannt ist, und die den Titel trägt: »Notice sur Mr. Emanuel de Bourcard. capitaine-général au service de S. M. le Roi de Naples et de Sicile.« An die Einreihung der Einzelheiten in den geschichtlichen Zusammenhang soll dabei nur erinnert werden.

Als Burckhardt Ende Jannars in Palermo anlangte, mochte der Mann schon von da aufgebrochen sein, dem es vergönnt war, seinem Könige in der Wiedereroberung seines Landes unerwartet große und erfolgreiche Dienste zu leisten. Es war der Calabrese Fabrizio Ruffo, im selben Jahr wie unser Burckhardt geboren, früher Cardinal zu Rom, dann in bescheidener Stellung bei Ferdinand und jetzt von ihm zum Generalvicar des Reiches mit fast unbeschränkter Vollmacht ernannt. Er brach auf ohne Heer, um Calabrien in kurzem zum Aufstand gegen das französische Freiheitsregiment zu entzünden. Mit dem „Glaubensheer,“ das er in seiner Heimat sammelte, bald auch durch Abtheilungen der Türken und Russen und des wiederorganisierten königlichen Heeres verstärkt, sicherte er zunächst das fast schutzlose und von dem Einbrechen des Republicanismus



bedrohte Sicilien dadurch, daß er im Lauf des Monats Februar Calabrien eroberte, und bis Mitte Juni war er selbst in der Hauptstadt Neapel eingedrückt. Die Ausschreitungen des fanatischen und räuberischen Volkes in diesem „Glaubensheer“ sind bekannt. Der ungeahnte Erfolg war freilich zum Theil Folge der österreichischen Siege in Oberitalien, welche den französischen General Macdonald nöthigten, Anfangs Mai mit dem Heere nach jener Gegend aufzubrechen.

Gleichzeitig förderte Nelson mit seinen britischen Schiffen die Rettung Siciliens und die Wiedereroberung Neapels; was Ferdinand noch von Kriegsschiffen hatte, stellte er unter das Gebot des „Siegens von Abukir.“ So besetzte Nelson Anfangs April die vor Neapels Seehafen liegenden Inseln Procida, Ischia, Capri und gegen den Schluß des Monats einige Punkte des Festlandes: Salerno, Castellamare, Sorrento und die Umgegend. Er entschloß sich zuletzt, die Unternehmungen des „Cardinals“ von der See aus zu unterstützen, wiewohl er wiederholt darin gehemmt und nach der Westspitze Siciliens abgerufen ward durch die Sorge, es möchte die französisch-spanische Flotte, welche im Mittelmeer schiffte, einen Angriff auf Sicilien ins Werk setzen. Doch gelang es den vereinigten Kräften, Neapels Castelle, zuerst Nuovo und dell' Uovo, dann auch St. Elmo zu erobern, wobei Nelson den von Ruffo geschlossenen Waffenstillstand brach und seinen Namen durch grausame Hinrichtungen befleckte. Dann schritt man zur Eroberung Capua's und Gaëta's (Ende Juli).

Welchen Antheil Burckhardt an diesen Ereignissen nahm, ist im Einzelnen nicht klar. Die »Notice« berichtet: „bei seiner Ankunft in Sicilien wird Burckhardt mit der Organisation der neuen Armee beauftragt, welche die Barone

des Königreichs soeben für den König aufgebracht hatten. Kurz darauf gibt man ihm das Commando über die Expedition nach Procida. Er bricht auf, macht die Belagerung von St. Elmo und von Capua mit und kehrt siegreich in die Hauptstadt zurück.“ Indessen ist es, nach der neuesten actenmäßigen Darstellung dieser Kämpfe (Helfert: Fabrizio Ruffo, Wien 1882) nicht sicher, ob und wie Burckhardt bei Procida und St. Elmo dabei war, da sein Name dort nicht genannt wird. Ferdinand unterstützte allerdings das britische Geschwader, das unter Commodore Tronbridge bei Procida stand, durch die Zusendung einiger Schiffe; namentlich befanden sich auf der „Minerva“ unter Capitän Graf Thurn 300—400 Mann neapolitanischer Landungstruppen; aber ihr Anführer war General Pasquale Tschudy. Es bleibt, wie mir scheint, nur die Möglichkeit, daß die später von Palermo zur Verstärkung an Commodore Foote nachgeschickte Fregatte „Sirena“ auf den sie begleitenden vier Galeoten mit 800 Mann Fußvolf und 300 Reitern unsern Burckhardt als deren Führer mitnahm. Bei der Capitulation von St. Elmo (11. Juli 1799) wird der Name unseres Landsmannes nicht genannt. Wohl aber war ihm damals ein anderer Auftrag geworden. Als am 13. Juli der König auf der Fregatte Sirena — sie war unterdessen nach Palermo zurückgekehrt — und einer kleinen Flotte nach Procida abfuhr, um dann auf dem britischen Admiralschiff, dem „Donnerer,“ vor Neapel Zeuge zu sein, wie St. Elmo die Parlamentärflagge aufhißte: zur selben Zeit führte Burckhardt 1400 Mann Fußvolf und 600 Reiter von Palermo über Land nach Messina; von da sollten sie nach dem Festland sich einschiffen und durch Süditalien nach Capua eilen, das schon von Roccaromana und seinen ungezählten Bauernschaaren belagert wurde. Die Capitulation

von Capua hat Burckhardt mit unterzeichnet. Zwei Tage später, am letzten Juli, ergab sich auch Gaëta. Es zeugt für das Vertrauen, das man in Burckhardt's ehrenwerthen Charakter setzte, daß er Mitglied des „Gerichtshofes für die Capitulation Gaëta's“ wurde. Da nämlich hier, wie schon in Capua und St. Elmo, die eigenen Unterthanen Ferdinands nicht gleich den übrigen Soldaten der Garnisonen freien Abzug erhielten, so mußte die Schuld der königlichen Officiere durch Gerichtshöfe, die aus Generalen zusammengesetzt wurden, beurtheilt werden; diese hatten dann die schuldig Befundenen den Kriegsgerichten zuzuweisen. Ein solcher außerordentlicher Gerichtshof scheint auch der gewesen zu sein, dem Burckhardt angehörte.

Wir wollen hoffen, daß in jenen Tagen, wo das wieder in sein Recht eingesetzte Königthum erbarmungslose Rache nahm, wo 1000 Menschen durch den Henker oder das wüthende Volk umkamen und ebensoviele an der Freiheit gestraft wurden, daß es da unserm Mitbürger gelungen sein möge, der Leidenschaft südländischen Rachedurstes entgegenzuwirken und, wo es militärische Ehre und Ordnung erlaubte, zur Milde zu reden. Im Vorbeigehen sei übrigens bemerkt, daß nicht alles Schreckliche, was aus dieser Verfolgungszeit erzählt wird, vor der genauern geschichtlichen Prüfung besteht.

Doch die Gegenrevolution beschränkte sich bald nicht mehr auf neapolitanisches Gebiet; man griff auch Rom an. Die neapolitanischen Truppen, unterstützt von Nelson, der auf der Tiber heraufschiffte, und von den Oestreichern, die von Ancona herkamen, zwangen nach etlichen Gefechten den französischen General Garnier, zu capitulieren und Rom zu verlassen (27. Sept. 1799). Anführer der Neapolitaner war neben Rodio wieder unser Burckhardt, und es wäre für die

Stadt, welche schon wieder ihren Herrn wechselte, zu wünschen gewesen, daß so ein Mann wie er dauernd die ganze Leitung der Angelegenheiten in der Hand behalten hätte. Denn gegen die Plünderungssucht der „Glaubensarmee,“ die mit eingezogen war, trat er ebenso entschlossen auf, als gegen die Revolutionäre. Unter strenger Wahrung der militärischen Disciplin verkündete er zugleich in einer Proclamation, es solle niemand wegen seiner bisherigen Meinung verfolgt werden; schritt, als man nicht gehorchte, kräftig ein, ließ durch Patrouillen überall die Sicherheit herstellen, so daß die Patrioten, welche klug waren, sich ruhig und ungefährdet entfernen konnten. Für dieses Benehmen erhielt er bald darauf (4. Nov.) den Titel eines Generalklientenants. Er blieb zwar Militärgouverneur von Rom, aber das politische Regiment mußte er schon 8 Tage nach seinem Einzuge an einen spanischen Granden der alten Schule, Don Diego Rafelli, abtreten, der zum unbeschränkten Militär- und Civilcommandanten des ganzen Kirchenstaates ernannt war und gleich wieder das bei den Siegern beliebte Verfolgungssystem einschlug. Das Beispiel der zuchtlosen Glaubensarmee wirkte nachtheilig auf Burchhard's eigene, reguläre Truppen; er hatte Mühe, dem Stehlen und den Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Bald mußte er übrigens ins Neapolitanische zurückkehren, um drei neue Regimenter zu organisieren. Doch als an die Stelle des in Valence gestorbenen Pabstes zu Benedig ein neuer war gewählt worden, der die Zügel der Regierung wieder ergreifen sollte, da wurde einige Monate später Burchhardt der ehrenvolle Auftrag, das Oberhaupt der katholischen Kirche, Pius VII., zu la Storta (nördlich von Rom) abzuholen und in den Vatican zu geleiten, am 3. Juli 1800. Noch mehr Vergnügen machte es ihm, durch kluge Maßregeln und Zufuhr

selbst durch eigene Opfer die Hungersnoth lindern zu helfen, welche in Folge der schrecklichen Dürre dieses Jahres den Kirchenstaat drückte.

Unterdeffen hatte sich aber das Kriegsglück in Deutschland und Italien seit der Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) aufs neue zu Frankreich gewendet. Neapel, noch immer Mitglied der zweiten Coalition (von der sich indessen Rußland losgesagt hatte), stellte im August dieses Jahres in Toscana, in dem Kirchenstaat und auf dem eigenen Gebiet eine Armee auf; den rechten Flügel befehligte Burckhardt. Man hatte hier, in den Abruzzen, neue Aushebungen vorgenommen, um der immer frecher gewordenen Glaubensarmee los zu werden; allein eben dadurch wurde die revolutionär erregte Bevölkerung immer übler gestimmt; mit Festigkeit und Mäßigung stellte Burckhardt die Ordnung wieder her. Durch welche Denk- und Handlungsweise er sich die Leute dabei zu gewinnen wußte, kennzeichnet folgender Zug. Bei Introdoco zielt ein Insurgent auf ihn; die Kugel geht ihm aber nur durch den Hut. Einige Zeit nachher sucht der Missethäter den General auf und bittet reuig um Verzeihung. Der Beleidigte gewährt ihm nicht nur dies, sondern läßt sich sogar überreden, Taufpathe seines Kindes zu sein. — Als darauf im December die Franzosen sich aus Toscana nach der Lombardei zurückzogen und in Mittelitalien nur geringe Heeresmacht stehen ließen, rückte im Januar 1801 Roger Damas mit 10,000 Mann über Rom in Toscana ein, um das Land zu erobern; er kam bis Siena, und das Landvolk schloß sich ihm an; aber der Buzug Oestreichs kam viel zu spät, die Neapolitaner hielten gegen die Franzosen nicht Stand, und Damas wäre abgeschnitten worden und verloren gewesen, wenn ihm nicht Burckhardt durch eine vortheilhafte Diversion mit Eilmär-

schen zu Hilfe gekommen wäre. So konnten sich beide in guter Ordnung in das römische Gebiet zurückziehen. Mit Napoleon ging es für Neapel diesmal noch glimpflich ab. In den mit Oestreich geschlossenen Frieden von Kineville (9. Febr. 1801) wurde es zwar nicht aufgenommen, erlangte aber 9 Tage später unter Fürbitte Kaiser Pauls von Rußland einen Waffenstillstand und am 18. März den Frieden von Florenz. Laut demselben mußte es nur wenig Gebiet abtreten, verpflichtete sich aber seine Häfen, so lange noch Krieg sei, allen britischen Schiffen zu verschließen; denn England blieb als einzige der Coalitionsmächte noch mit Frankreich im Krieg, bis auch diese erbitterte Feindin im Frieden von Amiens ein Jahr später für kurze Zeit die Waffen niederlegte.

Dem Frieden von Florenz war ein geheimer Artikel beigegeben, laut welchem Neapel bis zum Friedensschluß mit England ein französisches Heer von 12,000 Mann, das unter Soult die Gebiete von Otranto, Brindisi und Tarent besetzte, einquartieren, nähren, kleiden und bezolden sollte. Diese Verpflichtung, die allerdings bald mit dem Frieden von Amiens aufhörte, war für das finanziell schon ruiuierte Land eine überaus drückende Last. Burckhardt wurde durch geheime Instructionen seines Königs angewiesen, den ungebetenen Gästen bei ihrem Einmarsche behitslich zu sein; er widmete sich mit Hingebung diesem unangenehmen Dienst, indem er selbst von seinem eigenen Vermögen als Opfer brachte, was der Hof nicht zahlte, um seinen Fürsten nicht zu compromittieren. Und als er zur gleichen Zeit mit dem Commando der 4 Provinzen in Apulien betraut wurde, hatte er nicht nur die Verantwortlichkeit dieser delicaten Stellung zwischen dem eigenen Hof und dem französischen Befehlshaber zu tragen, sondern es

galt auch, mit Entschlossenheit dem letzteren gegenüber die Unordnungen zu bekämpfen, die das französische Heer beging. Auch entstanden Unruhen in der Terra di lavoro. Er eilte hin, sie zu unterdrücken; und kaum war er damit zu Ende, so mußte er aus gleichem Grunde in die Abruzzen sich begeben, wo er der Liebling der Bevölkerung geworden war, um auch dort alles ins Reine zu bringen.

Erst im Juni des Jahres 1802 konnte Ferdinand in seine Hauptstadt Neapel zurückkehren, die er seit 3½ Jahren nicht mehr betreten hatte, und gegen Ende des August fand sich auch die Königin von Schönbrunn, wo sie einige Jahre Ruhe gesucht hatte, eben dort ein. Der König ernannte zu seinem Stellvertreter oder „Vizekönig in Sicilien“ am 3. Juni 1802 seinen treuen Emanuel Burchardt unter dem officiellen Titel: Comandante generale d'armi del regno di Sicilia,\*) womit ein ansehnliches Einkommen verbunden war. Diese Stelle war schon lange abgeschafft gewesen, aber der König stellte sie eigens zu Burchardt's Gunsten wieder her, und um sie für ihn noch werthvoller zu machen, wollte er ihn persönlich damit bekleiden. Es war für den pflichtgetreuen, aufopfernden Diener eine unvergeßliche Stunde, als ihn Ferdinand auf sein Lustschloß von Arcuella kommen ließ und, unter Ankündigung seiner Ernennung, die rührenden Worte an ihn richtete: „Ich konnte dir keinen geringeren Platz geben, um dich

\*) Dieselbe Ehre des Vizekönigthums von Sicilien wurde später einem andern Schweizer zu Theil, dem General Joseph Anton Tschudy, einem Enkel des alten Joseph Anton und Sohn Fridolin's, des Gouverneurs von Gaëta; dieser Jos. Ant. war am 14. Oct. 1776 zu Neapel geboren und starb unverheirathet auf seiner Vizekönig-Residenz zu Palermo im Jahre 1839 (nach einer Mittheilung aus dem Tschudy'schen Stammbaum).

würdig zu belohnen für alles, was du verdienst, und für die Dienste, die du mir zu allen Zeiten erwiesen hast.“ Nicht minder muß es Burckhardt gefreut haben, daß die Einwohner der Abruzzen, sobald sie davon hörten, eine Bittschrift nach der andern an den König sandten, daß ihnen ihr bisheriger Militärcommandant gelassen würde; Ferdinand gieng nicht darauf ein, ließ ihm aber, gerührt von dieser ehrenvollen Anhänglichkeit der Leute, durch den Kriegsminister davon Kenntniß geben und seine volle Befriedigung ausdrücken.

Die Statthalterei auf Sicilien war ihm aber mehr zu dem Zwecke übertragen worden, seine ökonomische Lage zu heben, als um ihn dort müßig sein zu lassen. Kaum in Sicilien angekommen, mußte er auf das Festland zurückkehren, um in mehreren Städten ausgebrochene Unruhen zu beschwichtigen; im Frühjahr und Sommer 1803, als die Küsten Siciliens und Calabriens von Corsaren bedroht wurden, hatte er einen Militärcordon zu organisieren, und daselbe that er im folgenden Jahr an der festländischen Küste und der römischen Grenze, da man von Toscana her die Einschleppung einer Pest befürchtete. Nur im Anfang des Jahres 1805 konnte er sich einmal in dem schönen Palermo gemächlich ausruhen; er ließ dahin seine Frau Therese Münster, die er schon in Frankreich geheirathet hatte, nachkommen, sowie seine drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter Henriette verheirathete sich in eben diesem Jahre an einen reichen Sicilianer, Don Antonio de Stefano, Baron von St. Lorenzo; die beiden Söhne, Emanuel und Gaetano, wurden Militärs und verheiratheten sich 1820, im Todesjahr ihres Vaters, der eine an die Generalstochter Donna Marianna, Baronin de Spuches, der andere an Donna Clementine Biglia, die



Schwester eines Commandeurs des Malteser Ordens. Ein Enkel des Vizekönigs, also der Sohn eines dieser beiden, Namens Francesco de Bourcard, hat in den Jahren 1857 und 1866 zwei illustrierte Bände über die Sitten und Gebräuche Neapels und seiner Umgebung heransgegeben (*usi e costumi di Napoli e contorni descritti e dipinti*); er überjandte dem Kleinen Rathe Basels zu Händen der öffentlichen Bibliothek ein Exemplar davon, ein Beweis, daß sich die Familie noch mit Liebe an ihre einstige Vaterstadt erinnert und ein Anrecht darauf hat, auch bei ihr im Andenken zu bleiben.

Doch kehren wir nach Neapel und Sicilien zurück. Das Land war seit dem Frieden von Florenz immer mehr von Frankreichs Willen abhängig, das eines schönen Tages, mitten im Frieden, durch seinen Botschafter, den schroffen Republicaner Alquier, erklären ließ, man werde den Neapolitanern 13,000 Mann Franzosen ins Land schicken, weil England den Frieden von Amiens gebrochen habe! Wirklich zog General Saint-Cyr mit der Einquartierung in die östlichen Gebiete des Königreichs ein (Juni 1803). So mußte Neapel entgelten, was England verschuldete. Die Königin sah es scharfsinnig voraus: „Sie werden, schrieb sie, uns zu Grunde richten und uns dann eines schönen Tages, wenn sie übler Laune sind, aus unserm Reiche jagen, wie sie es dem armen König von Sardinien gemacht haben“..... „ich weiß nicht, was uns bevorsteht; aber wie ich die Dinge sehe, sind wir diesmal viel sicherer und methodischer verloren, als im Jahr 1798.“ So kam es. Wochte man auch auf Frankreichs Forderung den England begünstigender Minister Acton entlassen: Napoleon, bald darauf Kaiser

geworden, erklärte sich am 18. März 1805 in dem »statut constitutionnel« auch zum König von Italien und stieß schon im Mai des Jahres, als Neapel ihm in Mailand nicht huldigen ließ, rohe Drohungen gegen die Königin, die „moderne Athalia“ aus: „er werde ihr nicht so viel Land lassen, als man dereinst brauchen werde, sie zu begraben.“ Er war offenbar schon entschlossen, Neapel, wie die andern Länder Italiens, zu einem Clientelstaat seines französischen Kaiserreichs zu machen. Den Anlaß zum Eingreifen gab ihm das zweizüngige Venehmen des Neapolitaner Hofes, der, schon im Geheimen mit England und Rußland im Einverständniß, mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag abschloß, denselben aber zwei Monate später brach durch Aufnahme einer englisch-russischen Flotte in den Hafen Neapels (20. Nov. 1805). Man war eben immer noch durch die gegen alles Recht augenöthigte französische Einquartierung hart bedrängt und sah nur zu deutlich die Unvermeidlichkeit eines Bruches. Napoleon, nach der Schlacht bei Austerlitz durch den Preßburger Frieden von Oestreich völlig als Sieger anerkannt, ließ gegen Neapel marchieren, „um,“ wie es in dem Armeebefehl hieß, „den Verrath dieser Königin zu strafen und das verbrecherische Weib, das mit solcher Schamlosigkeit alles verlegt hat, was heilig unter den Menschen ist, vom Throne zu stoßen.“ Neapel, von den verbündeten Russen und Engländern im Stiche gelassen, übergab bald seine Festungen an die Franzosen, seine Heere wurden geschlagen, und König und Königin mußten zum zweiten Mal nach Sicilien fliehen (Januar und Februar 1806). In Neapel zog Napoleons milderer Bruder Joseph ein, um später (1808) seinem Schwager Joachim Murat Platz zu machen.

Da rief man abermals Burchardt in Thätigkeit und ernannte ihn zum Mitglied der Vertheidigungs-Junta von

Sicilien; er hatte die Trümmer der in Calabrien geschlagenen Armee neu zu organisieren und die Insel in Verteidigungszustand zu setzen. Er hatte damals häufig Zutritt bei der Königin, die sich der immer mächtigeren und selbstüchtigern Protection Englands zu entziehen suchte und daher die Militärkräfte des eigenen Landes stärken wollte. Indessen besetzten die Engländer, zum Schutze gegen das nun feindlich gewordene Festland Calabriens, den östlichen Saum der ganzen Insel, östlich von einer Demarcationslinie, die von Cap Orlando südwärts nach Cap Passaro gieng; doch waren auch die neapolitanisch-sicilischen Truppen, welche dort Burckhardt befehligte, unter den britischen Commandanten Sir John Stuart gestellt. Unter eben diesem General machte Burckhardt die Flottenexpedition des Jahres 1809 mit. Es schien nach dem Erfolg der Schlacht bei Aspern, daß man an eine Wiedereroberung Neapels denken könne, und so zog mit der stattlichen Flotte der Engländer auch der 19jährige Prinz Leopold aus, die stolze Hoffnung seiner königlichen Mutter. Er sollte nach dem Willen des Vaters Vicekönig alles Landes werden, das man dem Feinde entreißen könnte. Dabei war ihm General Burckhardt als militärischer Rathgeber beigegeben. Allein man vermochte nur die Inseln Ischia und Procida einzunehmen (26. Juni) und das Festland einige Zeit zu beunruhigen; und auch diesen Gewinn gab man wieder auf, als die Nachricht von der Niederlage bei Wagram einlief, undehrte zur lebhaftesten Enttäuschung der königlichen Mutter resultatlos heim.

Es half nichts: Ferdinand mußte diesmal abwarten, bis die europäischen Verhältnisse im Großen sich änderten; erst im Jahre 1815 sollte er in sein Königreich auf dem Festland zurückkehren können; und Marie Caroline erlebte dieses Ereigniß nicht mehr, sie starb schon im September

1814 in ihrem Heimatlande Oestreich. Aber während der neun Jahre, die Ferdinand in Palermo zubrachte, gab es, wenn auch nicht eigentlichen Krieg, so doch Unruhen und Unannehmlichkeiten genug, da die Briten in der Person ihres Gesandten Lord William Bentinck sich immer mehr auch in die inuern Angelegenheiten Siciliens einmischten; und doch konnte man ohne englische Kriegsmacht und englische Subsidien sich nicht halten! Zuletzt gab England der Insel sogar eine Verfassung nach dem Muster seiner eigenen (1812); der König — der ohnedies meistens auf seinen Jagdschlössern lebte — ernannte seinen ältesten Sohn zum Alter-Ego und Lord Bentinck zum General-Capitän der sicilischen Truppen. In diese Jahre, 1812 und 1813, fallen heftige Unruhen und Volksaufläufe zu Palermo; wieder mußte Burckhardt zum Frieden mitzuwirken, so daß er sich zugleich die Liebe des Volkes, das Wohlwollen des Hofes und die Achtung wie das Zutrauen der britischen Generale erwarb.

Als endlich Ferdinand nach seiner zweiten Verbannungszeit Neapel wieder betreten hatte, da wurde Emanuel Burckhardt zu neuen Ehren und zur höchsten für ihn erreichbaren Stufe erhoben: der König ernannte ihn am 15. Juni 1815 zum Generalscapitän über alle Truppen; auch wurde er Präsident des Gerichtshofes, welcher das Benehmen aller Officiere zu beurtheilen hatte, die unter der fremden Herrschaft in Neapel geblieben waren: also ein ähnliches nur höheres Zutrauens-Amt als zu Gaëta im Jahre 1799. Auch im obersten Militär-Rath erhielt er den Vorsitz.

In dieser hohen Stellung traf ihn einer unserer Landsleute, der im Herbst 1815 nach Neapel kam. Obgleich er dem General nicht anders vorgestellt wurde, denn als einfacher Handelsreisender von Basel, der seine Söhne gekauft

hätte, so empfing ihn doch Burckhardt, der sich gerade von einem glänzenden Stabe umgeben fand, gerade so, als wenn er noch einfacher Hauptmann wäre, unterhielt sich mit ihm aufs vertraulichste und zog ihn zur Tafel.

Indessen sehnte sich der schon 71 Jahre alt gewordene Greis jetzt nach Ruhe. Seine Familie lebte in Palermo, dessen Klima und Umgebungen ihm besonders zusagten; deshalb ersuchte er den König um die Versetzung in seine frühere Stellung als Generalkommandant von Sicilien. Ferdinand entließ ihn mit Thränen und ertheilte ihm die Medaille der *costante fedeltà* (beständigen Treue), eine Stiftung für die Treuen, welche ihm nach Sicilien gefolgt waren. Noch einmal aber, nachdem er im Jahre 1819 das Großkreuz des St. Georgen-Ordens erhalten, übernahm er eine schwierige Aufgabe: er sollte in Sicilien, das bisher nur temporäres Lehensaufgebot oder freiwillige Werbung kannte, die erste Conscription durchführen. Vermöge seiner Popularität gelang dies vollkommen; hatte er sich doch den Zunamen „Vater und Beschützer des Soldaten“ erworben.

Er starb am 21. Mai 1820, im Alter von 75½ Jahren, aufrichtig beweint von seinem König, der ihn noch 4 Monate vorher unter die Zahl der Ritter seines großen Ordens des heiligen Januarins aufgenommen hatte; eine Ehre, die sonst nur fürstlichen Personen und dem höchsten Adel ertheilt wurde.

So erlangte Burckhardt durch Tüchtigkeit in seinem Beruf und Treue in seiner Pflicht Ehrenbezeugungen, die er nie gesucht hatte; standhaftes Benehmen und Keufseligkeit gegen seine Untergebenen erwarben ihm und seiner Familie eine neue Heimat, da ihm das Schicksal die alte baslerische genommen hatte. Spät erst, aber nicht unverdient, bittet er hier bei seinen alten Mitbürgern um ein ehrendes Andenken.

## Anmerkungen.

Den Anlaß zu der Veröffentlichung dieser Blätter bot der Umstand, daß unter den Manuscripten des Herrn Dr. J. R. Burckhardt, die auf der hiesigen vaterländischen Bibliothek aufbewahrt sind, sich eine druckfertige Arbeit über den Gegenstand vorfand. Der Verfasser, der im Jahre 1873 starb, hatte dieselbe zuerst am 29. März 1849 in einer Sitzung der historischen Gesellschaft zu Basel vortragen und „nach einer Reihe von Jahren“ für den Druck umgearbeitet. Die Benützung der stellenweise fast unleserlichen Handschrift war dem Herausgeber dadurch erleichtert, daß ihm Herr V. Meyer-Kraus seine schöne Abschrift, die er schon früher nach dem Original genommen hatte, aufs freundlichste zur Verfügung stellte; ich spreche ihm dafür hier meinen besten Dank aus.

Fiscal Burckhardt hatte sich große Mühe gegeben, Näheres über die Lebensumstände General Burckhardt's zu finden, da derselbe bisher nur gelegentlich von militärischen Schriftstellern genannt, aber nie biographisch behandelt worden war. Der Verfasser zog also bei den damals noch lebenden Verwandten und Bekannten Emanuel Burckhardt's schriftlich und mündlich Erkundigungen ein. Aus solchen stammt z. B. die Notiz über den Besuch eines Baslers i. J. 1791, S. 120. Die oben S. 154 erwähnte »notice,« deren Original bei dem Manuscripte J. R. Burckhardt's liegt, ist wahrscheinlich von einem Mitgliede der Familie verfaßt. In alle dem, was die Schilderung der Person selbst betrifft, hat der Herausgeber wenig Neues beizubringen gefunden und folgt er deshalb fast durchaus den Worten des Manuscriptes. Dagegen wurde die Darstellung der

politischen Verhältnisse des neapolitanischen Königreiches und die Characterisirung der handelnden Personen nach Inhalt und Form völlig neu bearbeitet; es war dies nach den neuesten Publicationen des Freiherrn von Helfert namentlich in Bezug auf die Königin Marie Caroline nothwendig.

Diese Publicationen sind folgende:

1) im Archiv für österreichische Geschichte Bd. 58; 1879, Zeugenverhör über M. K. von Oestreich aus der Zeit vor der großen franzöj. Revolution 1768—1790;

2) Königin Karolina von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die franzöj. Weltherrschaft 1790—1814, Wien 1878.

3) Fabrizio Ruffo, Revolution und Gegenrevolution in Neapel, Nov. 1798 bis Aug. 1799, Wien 1882.

Dagegen ist mir die Schrift desselben Verfassers: Joachim Murat, Wien 1878, nur bekannt nach dem längeren Referat Alfred Neumont's in: Archivio storico italiano, IV. Serie tom. II, 1878, wo auch über Nr. 2 beistimmend berichtet wird. — Helfert schöpft aus bisher unbenutzten Acten der Wiener Archive und aus zahlreichen Memoiren. Das bisherige Urtheil über die neapolitanische Regierung wird dadurch wesentlich modificiert; es beruhte eben mehr auf französisch-republikanisch gestimmten Berichterstatlern. Unter diesen letztern waren die wesentlichsten: der phantasie-reiche, einseitige Colletta; der gemäßigte Botta; Denkwürdigkeiten des General Pepe, der nur in den auf Autopsie beruhenden Partien zuverlässig ist und auch da parteiisch urtheilt; die Memoiren des russischen Grafen Orloff gelten für zuverlässig; doch ist der Herausgeber Duval in seinen Zusätzen meist von einseitigen französischen und italienischen Darstellungen abhängig. Solche sind der Zeitgenosse Cuoco in seinem schon 1801 (und später wieder-

holt 1806) erschienenen »saggio storico sulla rivoluzione di Napoli« — den ich nicht kenne — und der bekannte, pikante aber lästerungsfüchtige Graf Gorani: »mémoires secrets et critiques des cours .....« 1793. Weiteres sehe man in Helfert's „Registern“ am Schlusse seiner Publicationen.

Ueber den Feldzug Neapels im Jahr 1798, der in obigem Aufsätze ausführlicher behandelt ist, sind dies die maßgebenden Quellen.

a. französische:

1) Bonnaury, coup d'œil sur les opérations de la campagne de Naples etc. 1800. Der Verfasser war Generalstabs-Chef Championnet's. Da ihm bei der Abfertigung seines Generals das Directorium seine Notizen confiscierte, so mangeln viele Daten und Namen; die Darstellung ist aber trotz dem enthusiastischen Lob der französischen Tapferkeit zuverlässig und klar und, wie sich bei der Stellung des Verfassers denken läßt, maßgebend für das, was auf französischer Seite geschah.

2) Victoires, conquêtes, désastres, revers et guerres civiles des Français de 1792 - 1815, tom IX u. X. Die hier in Betracht kommenden Partien dieses bündereichen Werkes sind aus Bonnaury schamlos abgeschrieben; die Paraphrasen und Umstellungen verhüllen diese Thatjache nicht. Doch sind hie und da Namen und Daten, wohl aus officiellen Berichten, beigelegt; bequem sind die beigegebenen Pläne und Karten.

3) Duval in seinen Zusätzen zu Orloff (1819) beruht auf Nr. 2, Gorani, Cuoco und andern, offenbar parteiischen Nachrichten.

b. neapolitanisch-österreichische. Sie gehen alle auf eigenhändige Berichte Mack's zurück, des Obergenerals



auf neapolitanischer Seite. Dieselben sind theils wörtlich, theils in getreuem Auszug mitgetheilt bei Vivenot: zur Geschichte des Raftadter Congresses, Wien 1871, Einleitung S. 83—116. Es sind zwei während seiner Gefangenschaft in Frankreich (über welche der Gefangene selbst berichtet in Poffelt: europ. Annalen 1800, S. 137—150) im Monat Juni 1799 an Thugut eingesandte Aufzeichnungen Mack's, nämlich:

1) Erläuterungen über meine Ankunft und meinen Aufenthalt zu Caserta bis an die Kriegserklärung, Dijon 30. Juni 1799.

2) Kurze Geschichte des in seinen militärischen Gräueln einzigen Feldzuges der neapolitanischen Armee, Dijon Juni 1799.

Vivenot scheint nicht zu wissen, daß Nr. 2 identisch ist mit dem anonymen Bericht, den schon die österreichische militärische Zeitschrift des Jahres 1821, Heft 9 veröffentlichte. Hier ist Manches, was Vivenot nur im Auszug gibt, ausführlicher; für Manches verhält sich's umgekehrt. Die Anmerkungen des Herausgebers fußen lediglich auf dem oben citierten Werke: »victoires conquêtes etc.« Eine dritte Publication, in Archenholz' Minerva 1805, März und April (die letztere Nummer fehlt auf unserer öffentlichen Bibliothek) geht ebenfalls auf Mack's Angaben zurück. Der erste Generaladjutant Mack's Graf Moriz von Dietrichstein berichtet dort, in Gegengung auf einen Artikel der Minerva, März und April 1804 (der ein Auszug aus Guoco's: »saggio storico« war) über die „Geschichte des letzten Revolutionskrieges in Neapel;“ obschon der Verfasser selbst Mack's Mitwissen über diese Publication leugnet, braucht er doch mehrfach die Worte desselben; so gleich Anfangs: in dem in seinen militäri-

sehen Gräueln einzigen Feldzuge der neapolitanischen Armee bekleidete ich die Stelle des ersten Generaladjutanten.“ Der Aufsatz, der übrigens noch einiges Neue enthält, z. B. über den Kriegsminister Ariola, beschuldigte den Fürsten Moliterno der Verrätherei und rief einer Erwiderung desselben: »appel au général Mack;« darüber s. Minerva 1806 September und Pepe: *Deutschwürdigkeiten* (deutsch) I. S. 32f.

Wir besitzen demnach über den Krieg Neapels die Berichte der leitenden Personen von beiden Parteien. Die beste Bearbeitung, offenbar auf beiderlei Quellen beruhend und mit dem militärischen Scharfblick eines Kenners geschrieben, ist die des General Jomini: im XI. Bande seiner »*histoire critique et militaire des guerres de la révolution*,« neue Ausg. 1822. — Kurz wird die Sache auch bei Helfert erzählt sowohl in seiner »*Königin Karolina*« als namentlich in »*Fabrizio Ruffo*.«

Ueber die Verhandlungen vor dem Kriege soll nach letztem S. 3 „erschöpfend und lichtvoll“ sein; Hüffer, *Rastadter Congreß* II. S. 111—150, ein Buch, das mir nicht zu Gebote stand. Hiesür stützte ich mich auf Helfert und die bei Vivenot, *Rastadter Congreß*, mitgetheilten Depeschen Thugut's. — Einiges, namentlich die Schilderung des Augenzeugen S. 151, bot Posselt: *europäische Annalen* 1799, I. S. 161—177; 203—254, wohl der früheste deutsche Bericht, dem auch die Kriegsproclamationen und andere Actenstücke beigegeben sind. — Ebenda Jahrg. 1798, III. S. 262—274, findet sich eine sachkundige Beurtheilung des neapolitanischen Kriegswesens von der Hand eines Augenzeugen; über die Salis'schen Reformen ist mit derselben noch zu vergleichen Helfert »*Zeugenverhör*“ S. 267, 288 f., 320f.

Das einzige Bild Burckhardt's das ich kenne ist ein kleiner Kupferstich der Sammlung des hiesigen Antistitiums; der „Generalcapitän“ erscheint in diesem Brustbild mit Uniform und Schärpe bekleidet ohne Kopfbedeckung. Der Abdruck ist aber ein so unvollkommener, matt und abgeblaßt, daß er schwerlich mehr den ursprünglichen Charakter des Kopfes wiedergibt. Immerhin erkennt man in den sonst wenig-sagenden Zügen die Gutherzigkeit, die in der That dem Manne eigen muß gewesen sein; man würde aber hinter dem ganz bartlosen Gesicht mit den Vöckchen an den Schläfen den unerschrockenen Krieger und im Befehligen vielfach erprobten General nicht suchen.

# Abbruch des Todtentanzes in Basel.

Von

Achilles Burckhardt.

Fremde, welche im vorigen Jahrhundert nach Basel kamen, pflegten einen Besuch des Todtentanzes nicht zu versäumen; in Briefen und Beschreibungen ist davon viel die Rede.

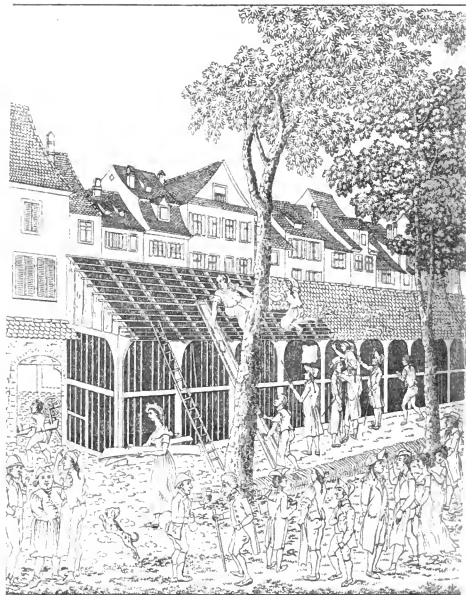
C'est-là — bei der französischen Kirche — que l'on voit sur une muraille du Cimetière cette fameuse peinture, qui représente la Danse des morts; dont le dessin est si beau, que les peintres le vont étudier. Comme le temps l'avoit presque à demi effacée, on l'a fait raccommoder et remettre en couleurs, il y a plus de cent aus. On croit communément que cette peinture est du fameux Holbein. Mais on s'y trompe, car elle étoit faite long-temps avant la naissance de ce Peintre.

Ähnlich äußert sich ein Buch über das Interessante in der Schweiz aus derselben Zeit (1778), doch wird dort fortgefahret: Gemeiniglich hält man Holbein für den Maler; es ist aber eines gewissen andern Werk, dessen Namen Bock heißet, und dieser hat lange vor Holbein gelebt." Küttner schreibt in seinen Briefen aus der Schweiz den 13. März 1777: „Ich blieb, wie ich oft thue, ein Weilchen vor dem berühmten Holbeinischen Todtentanz stehen. Was dieses Gemälde ehemals mag gewesen sein, weiß ich nicht; die Kenner sagen,

man sehe noch jetzt eine große und erhabene Zeichnung in allen Figuren und Gruppen. Da das Ganze bloß durch ein Gitter bewahrt ist, so werfen die Knaben, die auf dem Plage spielen, ohne Unterlaß Koth und Steine an das Gemälde. Voransgesetzt nun, daß diese beste Welt zu allen Zeiten die nämliche war, so läßt sich mit ziemlicher Wahrheit schließen, daß die Knaben vergangener Zeiten das nämliche thaten. Da aber an dem Bilde gelegen war, so wurde es oft reparirt, übermalt, überkleistert, so daß jetzt das Hauptwesen davon eine plumpe Masse von Farben ist.“ Ein prophetisch-wahres Wort über diese beste Knabenwelt, sowohl wenn wir aus der Zeit des Schreibers vorwärts schauen in unsere Tage, als wenn wir um 100 Jahre zurückblicken und das Rathsprötkoll vom 30. Juni 1658 anschlagen; dort lesen wir: „Eingezogen: Der erneuerte Todtentanz werde von den Buben widerumb verderbt — also damals schon die gleiche Welt — solte solches durch Mandat verboten werden.“ Wird beschlossen: „Soll uff den morndrigen Tag auf allen Zünften publiciert werden, daß die Eltern Ihre Kind davon abhalten, widrigenfalls man Sie, die Eltern, neben Versekung des Schadens umb 1 Mark Silbers abstraffen soll, insonderheit auch zu St. Johann von Hauß zu Hauß umbgesagt werden und im Prediger-Closter gute aussicht gehalten werden.“ Vier Jahre später, in einem Brief vom 6. Februar 1781, ist Rüttner über den Urheber der Bilder anders berichtet: „Das dritte große Werk, das Herr von Mechel herausgegeben hat — Kunstfreunde, welche durch Basel kamen, unterließen kaum einen Besuch im Mechel'schen Hause — ist der holbeinische Todtentanz, den Sie mit dem bekannten Todtentanze auf dem Kirchhofe der französischen Kirche nicht verwechseln müssen, denn letzterer ist nicht von Holbein, wenigstens sind die,

welche hier am meisten von der Kunstgeschichte wissen, mehr dawider als dafür. Die Zeilen, in denen der Tod zum Maler sagt: „Hans Gluber laß das Malen stehn,“ sind freilich kein zureichender Beweis, daß dieses Gemälde von Gluber und nicht von Holbein sei; denn Holbein konnte für die Person des Malers vorzugsweise seinen Lehrer Gluber wählen; gerade als wenn Jemand den Tod zum Dichter sagen ließe: „Klopstock laß das Dichten sein.“ Die Sache ist, daß man Ursache hat zu vermuthen, daß dieser Todtentanz schon in einer Zeit existierte, in der Holbein entweder noch nicht geboren oder äußerst jung war.“ Derselbe Irrthum, den Restaurator Klauber für den ersten Maler zu halten, begegnet auch dem Basler Professor Leonhard Meister (1782), der im Uebrigen an der richtigen Tradition festhält, die Bilder seien zur Zeit des Concils „zum Andenken der damaligen Pestseuche“ gemalt worden, der dann weiter, wahrscheinlich nach einer landläufigen Tradition, im Papste den in Basel gewählten Felix V., im Kaiser Sigmund, im König Albert II., „die alle bei der Kirchenversammlung gegenwärtig gewesen,“ erkennen will. Zuletzt lassen wir einen Franzosen reden, der seine Briefe über die Schweiz anonym veröffentlicht hat, obschon es ihm an eitler Selbstgefälligkeit nicht zu mangeln scheint; der Mann ist mit unsrer Vaterstadt nicht sehr zufrieden; schon die holprigen Straßen erwecken in ihm den Eindruck, als seien sie von Deukalion und Pyrrha gepflastert: »Il y a peu de chose à voir à Basle, et une journée suffit pour examiner à son aise toutes les curiosités de cette ville. Un laquais de place le plus bête des Cicérons, que j'aie vus de ma vie, me mena d'abord chez les Dominicains, qui possèdent une suite de tableaux connus sous le nom de la danse des morts, attribués au

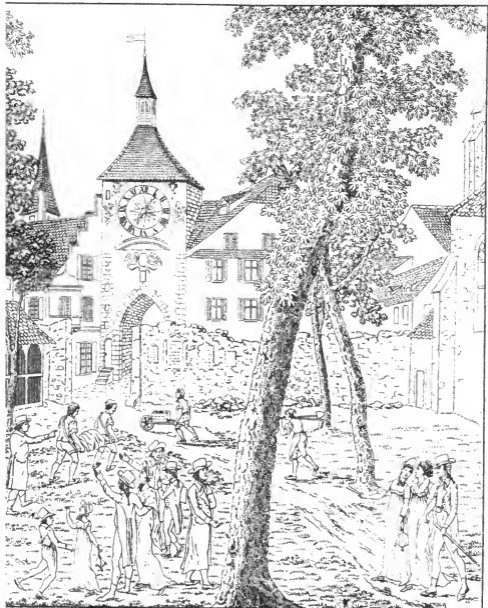
LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



*Démolition de la Danse-des-moi*  
*Desinée d'après nature par J. R. Fey*

*A Basle chez l*





Photograv. A. Goussier, Paris

ts, au faubourg. S<sup>t</sup> Jean à Bastee.  
rabend les 5 & 6. d' Août 1805

Yr. de Mechel.

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

celèbre Holbein. Rien n'est plus aisè qui de voir, qu'ils n'en sont pas. Il n'y a dans cette bizarre composition ni génie ni dessin, ni colorit; et c'est sàrement le fruit du délire des quelque barbouillier du quinzisième siècle. L'idée, qui est assez morale, répétée tant de fois devient fastidieuse et bientôt insoutenable . . . Ces tableaux sont en général mal composés et de dépourvus de perspective. On prétend qu'effectivement Holbein a peint et gravé en bois une danse des morts: mais si elle est aussi mauvaise que celle de Basle, il aurait pu s'en épargner la peine.« Und noch mehr als diejenigen, welche das Gemälde ausführlich besprechen, zeigen die, welche die Sache nur berühren, daß Münster und Rathhaus damals viel geringere Merkwürdigkeiten waren als der Todtentanz und etwa noch der Umstand, „daß die Uhren hier eine Stunde zu früh gehen; da beides schon bekannt genug ist, so brauche ich mich nicht weiter dabei aufzuhalten,“ äußert sich ein Pariser Parlamentsrath im Jahre 1778.

Alle diese Urtheile zeigen nun dentlich, daß man das Werk als große Kuriosität betrachtete, aber der Sinn für das historische Denkmal als solches, das liebevolle Eingehen auf das künstlerische Wollen einer entlegenen Vergangenheit waren am Erlöschen; rechnet man dazu den schlechten Stand der Erhaltung, in dem sich die Bilder, zumal die unteren Partien, befanden, so wird man es nicht weniger beklagen, aber doch leichter begreifen, daß der Eifer zu einer umfassenden Herstellung des Werkes gänzlich fehlte. An einem allerdings eigenthümlichen Vorschlag, nicht das vorhandene auszubessern, iondern das ganze neu al fresco an die Wand zu bringen, fehlte es nicht. Am 14. Mai 1760 nämlich wurde im Rathe folgende Zuschrift verlesen:

Wohlweiser Herr Bürgermeister,  
Hochgeachtete, gnädige Herren!

Hey meiner allhiefigen Ankuuft bin ich begirig gewesen, die Seltenheiten hiesiger Statt und besonders die Malheren als solche Dinge, die in meine Kunst einschlagen, zu besehen, und habe bey dem Todtentanz angemerkt, daß selbiger schon verschiedene mahl erneuert und außgebessert worden, auch dermalen wiederum zimlich presthaft seye. Obwohlen nun an der Malheren noch vieles zu verbessern, so muß man doch auch gestehen, daß sie noch zimlich gut, und schad, daß solche so verderbt seye. Es ist aber dabey zu betrachten, daß wann der gröste und geschickteste Meister diese Arbeit aufertigen thäte, selbige wegen der Feuchtigkeit des Platzes bald wiederumb verderben und je länger je schadhafter werden müßte.

Da ich nun von Jugend auf mich der Malheren gewidmet und meinen grösten Fleiß auf die Arbeit à fresco gewendet, auch umb mich darinn desto stärker und geübter zu machen, viele Länder durchreisete, und hin und wieder gearbeitet habe, mithin durch eine lange Erfahrung nicht nur diese Kunst wohl verstehe, sondern beynebens auch ein Geheimnuß erlehrt und besitze, wie dergleichen Gemälde vor derselbigen so schädlichen Feuchtigkeit verwahrt werden können; So underwinde mich Euer Gnaden in tiefster Ehrfurcht anzufragen, ob Hochdieselbe gesinnet wären, bedeuten Todtentanz als eine Arbeit à fresco wiederumb neu mahlen zu lassen, und bey solcher Willens-Meynung meine Dienste uunderthänigst anzutragen, mit der bündigsten Versicherung, daß meine Arbeit nicht allein allen Beyfahl finden, sondern auch diejenige Composition oder das Mittel, welches die Feuchtigkeit von der Mauer abtreiben und deren wiederstehen solle, von solcher Güte seye, daß die Malheren dar-

durch gleichsam verewiget, und diese solang die Maur aufrecht stehet nichts leiden und in 200 Jahren annoch wie neu seyn werde, wordurch der sonsten durch öftere Erneuerungen darauf gehende Kosten erspahret wird. Meine Arbeit solle auch von einem ganz besondern guten Gout oder Geschmacke seyn, wie dann der Uuderschied zwischen der jetzigen und der Meinigen sich alsobald an wenigem äusseren wurde. Ich will nicht berühmen, daß sobald kein Meister meines gleichen allhero kommen werde, und meine Wissenschaft allzusehr erheben, indeme das Werck den Meister loben muß, dahero mich anheischig mache, an einem Ort, welches Euer Gnaden mir anzuweisen beliebet, ein Stück zur Probe meiner Geschicklichkeit zu machen, ehe ich die Hand an das Haupt Werck lege.

Ueber diesen meinen Uudertänigen Antrag bitte Euer Gnaden ganz ehrerbietigt dehro kluge Gedanken walten, und dehro Gnädigen Entschluß mir so fürderlich als möglich eröffnen zu lassen, damit wann diese Arbeit nicht zu hoffen, an der fortsetzung meiner Reise nicht lang aufgehalten werde.

Zu welcher Erwartung und Gnädigen Willfahr in tiefster Submission verharre

Euer Gnaden

Uudertäniger Diener

Joseph Visconti, Peintre.

Der Beschluß, der darauf erfolgte, lautet: „wird von dieser Malerei abstrahiert, und kann Herr Visconti verreisen.“ So wurde glücklich von einer solchen, leider aber auch von jeder angemessenen Herstellung abgesehen. Die Schäden des Gemäldes mehrten sich, auch das Gebäude selbst, der mit Ziegeln gedeckte hölzerne Gang, wurde immer baufälliger. Ein Bericht des Herrn Falkner, des Direktors der Schaffney,

das heißt der Verwaltung der ehemaligen Klostergüter, zeigte am 1. Sept. 1802 dem Bauamt an, in wie schlechtem Zustand das Gebäude sei. Wie ein Beschluß derselben Behörde vom 19. April 1804 vermuthen läßt, litt dasselbe nicht allein von Sturm und Wetter und der Schuljugend; denn auf den Antrag „wegen der Unreinlichkeiten auf dem Todtentanz solle der Schlüssel zum Thor daselbst Jemand anvertraut werden, der genaue Aufsicht darüber halte,“ wird erkannt, „soll der Schlüssel dem Sohn des bisherigen Schließers Meister Kündig abgefordert und dem im Predigerkloster wohnenden Meister Hofer mit den nöthigen Befehlen eingehändigt werden.“ Das Beste wäre nun gewesen, Meister Hofer hätte recht lange Jahre diesen Schlüssel in treuer Verwahrung behalten und hätte gegen die jungen Schützen, die dennoch über die Mauer kletterten, sich übten mit Steinen zwischen den Latten hindurch die Figuren zu treffen, recht reichlich dasjenige Buchtmittel angewendet, welches gegen die Menschenwürde verstoßen soll, bis eine andere Zeit gekommen wäre, welche dem Schaffen der Vergangenheit ein besseres Verständniß entgegengebracht hätte. Allein so dachten die Nachbarn des Todtentanzes zu St. Johann nicht; sie richteten an den Stadtrath eine Petition, welche unter dem Datum des 26. Oktober 1804 die Namen von zwanzig Bittstellern trägt; geschrieben ist dieselbe von Senjal Hensler, welchen man in jenen Tagen früh Morgens schon eifrig von Haus zu Haus die Unterschriften sammeln sah, verfaßt von ihm, vielleicht gemeinschaftlich mit Herrn Dietrich Zselin-Kyhiner. Sie folgt hier im Wortlaut:

„Hochgeachteter Herr Präsident, insbesondere Hochzuverehrende Herren.

Die den Platz vor der französischen Kirche umgebenden Mauern sehen besonders seit denen Jahren, da aller Arten

französische Militärfubren, Schmidten u. s. w. beständig dorthin verlegt waren, mehr den Ueberbleibseln eines verstorbenen Orts, als einem Theil einer bewohnten Stadt gleich.

Ein guter Theil des ehemals mit Waafen bewachsenen Platzes ist zu einem Brachacker ungeschaffen, und die Gewohnheit Koth und Unrath aller Art in die Winkel und zuweilen an die Mauer längs der Straße zu schmeißen, wird ihn zuletzt zu einem die Luft verpestenden Kothbehälter machen.

Die an der einen Mauer befindlichen Malereyen, die ehemals als ein Denkmal der Kunst merkwürdig waren, sind fast gänzlich zerstört; und entfernt, — denen sie jetzt noch besuchenden sehr seltenen Fremden als eine Zierde unserer Stadt zu erscheinen — müssen sie eher den Vorwurf erwecken, ein Kunstwerk der ältern Zeiten so verwahrlost zu haben, und ein Lokal, das mit wenig Kosten eine Zierde sein könnte, zu einer wahren Verunstaltung werden zu lassen.

Da nun die Dachungen Einsturz drohen, und wenn man denselben nicht abwarten will, Ausbesserungen unumgänglich nöthig werden, so nehmen endesunterschiedene Bewohner des St. Johannquartier die Freiheit, Ihre Aufmerksamkeit darauf rege zu machen, und Sie zu bitten, statt einer Ausbesserung, die gewiß beträchtliche Kosten erfordern würde, die gänzliche Wegnahme dieser alten, unförmigen Mauern zu bewerkstelligen, das — weit entfernt den Stadtseckel unnöthig zu belästigen — eher eine Dekonomie für denselben hervorbringen wird.

Dieser Platz würde dadurch der Nachbarschaft und dem ganzen Publikum offen, die Aufsicht darüber leichter und die vielfältige Verunreinigung desselben nehme ein Ende. Der sehr schwere Rank gegen den St. Johanngraben würde verbessert und mit weniger Unkosten, als eine auch nur erträgliche Reparation erheischen würde, erhielte unsere Stadt

einen artigen Platz — den einzigen, der sich dem Auge des durchreisenden auf seinem Wege darbietet.“

Wir schmeicheln uns, Hochgeachteter Herr Präsident, insonders Hochzuverehrende Herren, daß alle diese Betrachtungen unserm Ansuchen bei Ihnen günstige Aufnahme verschaffen, und zweifeln nicht, daß Sie, nach vorgenommener Untersuchung, Uns in demselben entsprechen werden.“

Ein freier Platz, gesunde Luft, und dazu noch Cripaxnisse, wenn man die Gebäude nicht mehr zu unterhalten hatte, auch bei der Veränderung geringe Ausgaben, da die Petenten mündlich versprochen hatten, mit Beiträgen für die Kosten aufzukommen, das mußte wirken, nach dem idealen Werthe dessen, was man zerstören wollte, scheint Niemand gefragt zu haben. Freilich ein Bedenken taucht auf: „der offene Platz war ehemals der Bestattung der französischen Refugianten gewidmet, von diesen ist noch eine einzige Person vorhanden, welche seiner Zeit auch ihre Ruhestätte finden wird,“ so tröstete man sich. „Ueberdies sei zu wünschen, daß die Grabstätten in der Stadt immerfort möchten vermindert werden.“ Mit den Besitzern hoffte man sich abzufinden. Auch die letzte Erwägung, „daß man einen Platz nicht nur zur Bierde, sondern auch zur Bequemlichkeit derer, welche Gefährt brauchen — eben durch Correction ‚des schweren Ranks‘ — gewinnen würde,“ dürfen wir den Herren vom Stadtrath nicht verargen. Uebrigens lag die Entscheidung nicht in der Macht des Stadtrathes; derselbe übermittelt daher die Petition löblicher Kirchen-, Schul- und Armengutverwaltung, dem sogenannten Deputatenamt „zu geneigter Willfahr.“ Weiter wandert sie an die Ältesten der französischen Kirche; mit Vergnügen erklären diese, sähen sie der Ausführung entgegen, indem dadurch der Zugang ihrer Kirche anständiger werde. Zugleich waren



auch die Herren Deputat Dohs und Assessor Müller ersucht worden, an Ort und Stelle einen Augenschein im Verein mit einigen der Unterzeichner einzunehmen. Allein es dauert von December 1804 bis zum April 1805, ehe die Herren, die wohl den Frühling zu ihrem Gange abgewartet hatten, im Deputatencollegium eröffnen, „daß das Gemäuer und Zubehörde wirklich alles preisthaft sei und beträchtliche Ausbesserungen verlangen würde, und da ohnehin das verdorbene Gemälde des Todtentanzes selbst von keiner Bedeutung sei oder wenige Rücksicht verdiene, so dürfte allerdings durch Wegschaffung des befragten Gemäuers eine ziemliche Kostenersparniß für die Verwaltung erzielt werden.“ Von den Unterzeichnern wird sowohl „ein näherer mit einer Zeichnung begleiteter Plan über die vorhabende Einrichtung des Platzes, als auch ein bestimmter Bericht über die Summe der Beiträge, welche die dajige G. Nachbarschaft zu leisten sich entschließen werde,“ verlangt. Bald kann Herr Dietrich Iselin dem Deputatencollegium eine Liste vorlegen, auf der sich acht Subscribenten — Iselin mit Fr. 400 obenan — verpflichten, zusammen 800 Franken an die Unkosten beizutragen, wenn nach Abtragung des alten Gemäuers des Todtentanzes sowohl gegen die Vorstadt als gegen den Graben, der Platz auf gleiche Weise wie der St. Petersplatz eingefast und artig eingerichtet werde. Von der Ausarbeitung eines Planes werde abgesehen, da dies dem Gutfinden der Behörden müsse unterworfen bleiben. Die opferwilligen Bürger von St. Johann mögen sich erstaunt ansehen haben, als sie hörten, daß auf ihre generose Eingabe die gestrengen Herren Deputaten mit dem Beschluß geantwortet hätten: „Da durch die vorgelegten Piecen der leztthin ergangenen Erkenntniß kein vollständiges Genügen geleistet worden, so wird diese Sache, bis von Seite der Herren Interessenten

dem Verlangen löblichen Collegii besser entsprechende Vorschläge einkommen, aunooh ausgestellt.“ Vom 16. April bis zum 4. Juni ruht nun die Geschichte, während die frühern Verhandlungen Schlag auf Schlag einander gefolgt waren, wohl in folge von Verstimmung; doch lassen sich die Tapfern nicht abschrecken; an besagtem Tage liegt auf dem Tisch im Deputatencollegium ein Plan sowohl als eine nähere Uebersicht der Kosten. Sie werden ausgeschlagen auf 110 Rthlr. für die Einfassung; der Abbruch soll um das Material geschehen und aus dem Erlös einiger Bänne, die wegen des Weges zur Kirche fallen müssen. Hsclin schließt mit der Hoffnung, daß der Antrag keinen fernern Anstand mehr werde finden können. Jetzt endlich verfiel man auf den Gedanken, Herrn Director Falkner zu beauftragen, durch zwei Baumeister des Directorii einen Maurer und einen Zimmermann berechnen und berichten zu lassen, „wie hoch etwaun die Unkosten der damaligen nothwendigsten Reparationen sich belaufen könnten.“ In einer Eingabe, in der hoffentlich der Inhalt nicht von der Form bedingt ist, erklären die Herren Eglin und Pack, die meisten Pfosten seien faul, entzwei oder von den Pferden, so allda angebunden werden, verfressen; das Dach werde viele Traufdihlen und etliche Tausend Ziegel erfordern. Das nothwendigste wird auf 100 neue Thaler berechnet. Sie überlassen übrigens den klugen Einsichten löblichen Deputatenauts, zu erwägen, ob es nicht besser wäre, den Platz nach dem Wunsch der Rententen einzurichten. Der Eindruck dieser Expertise im Deputatencollegium war, daß das Gebäude einen Kostenaufwand nicht rechtfertige, daher wollte man den Anwohnern zu St. Johann willfahren. Merkwürdig genug erscheint unter diesen Umständen die Zuschrift, welche an Dietrich Hsclin zu Händen seiner Genossen am 25. Juni gerichtet

wird. „Obgleich v. Deputatenamt, lesen wir hier, durch den erhaltenen Augenscheinsbericht der Baumeister entnommen, daß die nöthigen Reparaturen der Todtentanz-Gebäude und Mauern keinen gar beträchtlichen Unkosten unterworfen und selbige leicht herzustellen wären, so will dennoch dieses Collegium aus verschiedenen Rücksichten der petitionirenden resp. Nachbarschaft gestatten, mit diesen Gebäuden nach vorgelegtem Plan zu verfahren, jedoch nach folgenden Bedingnissen: 1) Alle Kosten fallen auf die Interessenten. 2) Neben der Kirche soll eine neue Einfahrt erstellt werden. 3) Das Eigenthum der Gräber soll den Besitzern gesichert bleiben. 4) Auch für die Unterhaltung des Platzes in Zukunft verpflichten sich die Nachbarn aufzukommen. Alles dieß übrigens vorbehalten die Ratification des Kantonsrathes. Es liegt in dieser Antwort eine recht plumbe Schlaueit, indem das Collegium vorzieht, die Herstellungskosten seien nicht bedeutend, hofft es die Petenten zu allen Zugeständnissen zwingen zu können. Aber nun riß auch den Herren zu St. Johann die Geduld, sie machten in einer Zuschrift an das Deputatencollegium mit Recht geltend im Namen sämmtlicher Nachbarn, „daß sie sich nie mit der Einrichtung und Unterhaltung eines dem ganzen Publikum dienenden Platzes befassen werden, der auch Partikularen nicht zukommen kann. Daß sie demnach den vorgelegten Plan nebst dem vom Deputatenamt darüber enthaltenen Beschluß einem löbl Stadtrath zugehen lassen und demselben die unterschriebenen Beiträge angeboten haben, in der Hoffnung, derselbe werde sich zur Beförderung eines in allen Rücksichten erwünschten Werkes ins Mittel legen.“ Das war nun freilich nicht die Ansicht der Herren vom Deputatenamt, daß eine andre Behörde rascher und leichter gewähre, was in erster Linie in ihrer Competenz stand; es wurde eine große republikanische

Eiferjucht auf den Stadtrath wachgerufen, man wollte sich ja nicht verdrängen lassen, und so gieng denn endlich jetzt erst ein Bericht an Bürgermeister und Rath (die kantonale Behörde) mit dem Gesuch, „dem Deputatenaamt die Hand zu öffnen, dießorts mit den Petenten in definitive Unterhandlungen einzutreten und die begehrte Abänderung des Todtentanzes unter zweckmäßigen Bedingungen zu gestatten.“ — Es sind die oben angeführten, nur Nr. 4 über die Unterhaltung der Anlage durch die Nachbarn ist weggelassen. Aber in einem Punkte sehen die weisen Herren eine Abweichung vom Plane der Interessenten vor, sie wollen den Platz nicht mit „steinernen Stöcklein und eisernen Stäben,“ sondern mit einer „Brustmauer“ einfassen. Weßhalb diese Abänderung? hauptsächlich wohl, damit die Rente von St. Johann den leisen wohlthollenden Druck zu kosten bekommen, den ein allweises Regiment immerfort auf die Regierten ausübt. In der nächsten Sitzung am 12. Juli wird ein Rathserkenntniß verlesen des Inhalts, daß dem löbl. Deputatencollegio die Hand geöffuet werde, unter den von Wohl- demselben fortgesetzten Bedingungen mit löbl. Stadtrath über diese Abänderung in Unterhandlung zu treten und definitiv zu beschließen.“ Da die Ausführung dem Bauamt zukam, welches dem Stadtrath unterstellt war, so konnte dieser nicht umgangen werden. In einem Schreiben wurde demselben sofort mitgetheilt, daß das Deputatencollegium hochobrigkeitlich autorisirt sei, unter gedachten Conditionen abzuschließen. So hatten sich die beiden Instanzen wieder gewährt, auf deren Einigkeit bei der Ausführung Alles ankam. Der Stadtrath war auch in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen, zumal da er von Anfang an den Petenten gerne ohne viel Umstände entgegengekommen wäre. Daher hatte die Behörde auch die Einrede des Herrn Dietrich Hselin und

seiner Genossen ganz correct befunden und sämtliche Schriften und Pläne dem Banamt zugestellt, damit dasselbe „über die zweckmäßigste Einrichtung Bericht und Kostenüberschlag eingebe“. Gleich nach beendeter Sitzung den 5. Juli begab sich das Banamt in corpore an Ort und Stelle, einen Augenschein einzunehmen; die Frucht war ein Bericht an den Stadtrath, der die Aufstellungen des Deputatenamts gegenüber den Petenten als unrichtig erweist; das Banamt kann nicht gelten lassen, „daß die Reparationen keinen gar beträchtlichen Unkosten unterworfen und der Schaden leicht herzustellen sein sollte;“ es betrachtet solche Behauptung vielmehr als eine Bestätigung der in der Folge in gleicher Insinuation geäußerten Erklärung, „daß man sich jedes daherigen Kostenbetrages enthoben wissen wollte.“ Es fordert den Stadtrath auf, von sich aus voranzuschreiten und fügt eine Berechnung über die Kosten der Einfassung des Platzes mit Eisenstäben oder mit einer Mauer bei; die erste Art der Einrichtung wird auf Fr. 723, 2 Bagen, 5 Rappen, die andere auf Fr. 885, 5 Bagen. berechnet; schließlich wird noch die Erstellung einer dritten Einfahrt neben dem Chor der französischen Kirche vorgeschlagen. Die Abtragung der Gebäude solle durch das abfallende Material gedeckt werden. Inzwischen war auch das Bewürfniß mit dem Deputatenamt gehoben worden. Zudem dasselbe dem Stadtrath, wie wir eben sahen, mittheilt, daß es zu definitivem Abschluß bevollmächtigt sei; wobei freilich die Bemerkung nicht unterdrückt werden kann, „diese Anzeige wird in der Absicht gemacht, weil besagten Herren Verordneten nicht unbekannt ist, daß die Petenten wegen fernerer Ausführung der Sache sich an E. C. Stadtrath gewendet haben.“ Dieser öffnet sodann seinem Banamt die Hand: „mit dem löblichen Deputatencollegio in Unter-

handlung zu treten, um das Fernere wegen Verschönerung dieses Platzes zu veranstalten.“ Aber freilich mit einer Klausel: „wann ein höherer Beitrag von E. E. Nachbarschaft an die Kosten erhältlich ist.“ Hier gibt man also etwas nach; doch brachte dieß keine namhafte Verzögerung; der Bauschreiber kann sehr bald melden, daß noch weitere Fr. 326, im Ganzen also Fr. 1126 gezeichnet sind. Die nun folgenden Verhandlungen zwischen dem Deputaten- und dem Bauamt hatten noch eine kleinere Differenz auszugleichen; das Bauamt nämlich — wie auch der Stadtrath — waren bereit, in der Einfassung des Platzes den Petenten, denen der Petersplatz als Ideal vorschwebte, zu willfahren, während die andere Behörde auf der Errichtung einer Brustmauer beharrte; als das Bauamt geltend machte, „daß bei einer Mauer die ärgerlichen Anlässe zur Verunreinigung des Platzes bleiben, welche bei der andern Einrichtung wegfallen müßten, und die Befürchtung aussprach, „die resp. Nachbarschaft möchte ihre allerdings generösen Vorschläge zur Beytragung an die daherigen Kosten zurücknehmen,“ da mußten vor solchen Gründen alle Bedenken verstummen und man einigte sich endlich, nach dem Vorschlag der Baubehörde zu verfahren. Also geschah den 26. Juli 1805. Am neunten August lag sodann ein Bericht des Bauamtes vor den Herren Deputaten, „es sei bei Abtragung des Todtentauzgebäudes von einigen Verordneten zur Aufsichtskommission über das Schellenhaus den Arbeitern insinuiert worden, einen Theil der Mauer gegen den St. Johannsgraben stehen zu lassen, um daselbst zur Verwahrung der Schellenwertkärrn eine Einrichtung zu treffen.“ Das Bauamt verwahrt sich gegen eine solche Veränderung des Planes, welche „der vorhabenden Einrichtung und Verschönerung hinderlich sein und das Ganze disfigurieren würde.“ Und

diesmal stimmt auch das Deputatenamt ohne weiteres bei und will ganz nach dem entworfenen und gegenseitig festgesetzten Plan verfahren wissen.

So ruhig und friedlich nun freilich, wie es nach den Protokollen dieser Behörden erscheinen möchte, war der Abbruch nicht von Statten gegangen. Zwischen der endlich erfolgten beistimmenden Erklärung des Deputatenamtes und der eben mitgetheilten Anfrage des Bauamtes liegt das nächste Ereigniß, welches auf unserm Bilde dargestellt ist. Ich lasse auch darüber die Akten sprechen; der geneigte Leser wird sich daraus das Bild leicht commentiren können. Am 17. August wird im Kleinen Rath der Antrag gestellt, „es solle vom löbl. Stadtrath ein Bericht begehrt werden, was für Untersuchungen über den räuberischen Vorfall auf dem Todtentanz vorgenommen und wie dasselbe gehandelt worden.“ Die Form des Beschlusses, die nun erfolgt, ist sprechend: „Soll dieser Einzug (Antrag) h. Stadtrath zugestellt werden, mit dem Auftrage, falls noch keine Untersuchung vorgenommen worden, selbige sofort zu veranstalten; die fehlbaren Personen abhören zu lassen und M.H.G.A. Herren einen Bericht vorzulegen.“ Jetzt erst ersucht der Stadtrath löbl. Wachtcollegium, beförderlich die nöthigen Untersuchungen und Abhörungen vorzunehmen, und zugleich das Bauamt einen Bericht über diesen Vorfall und eine Schätzung des Schadens löbl. Wachtcollegio einzugeben. Wir gewinnen daraus den Eindruck, daß die städtischen Behörden den ganzen Vorgang gern stillschweigend hätten ruhen lassen, wenn nicht die Regierung, welcher diese Absicht nicht konnte verborgen bleiben, dazwischen getreten wäre. Am 4. September übersandte der Präsident des Stadtrathes an den Kleinen Rath drei Aktenstücke. Das erste, der Bericht des Bauamtes, geht kurz über den Vorfall hinweg zur

Verechnung des Schadens; 75,000 Ziegel waren, als der Sturm und die Plünderung begann, noch nicht abgedeckt; sie werden auf Fr. 225, das weggeschleppte Holz nach Angabe des Zimmermeisters auf Fr. 64 berechnet, „das alte Eisen entspricht ungefähr den Kosten, die durch das Abtragen verursacht worden wären.“ Sodann folgt der Bericht des Herrn Brandmüller, des Präsidenten der Verordneten zur Wachtcommission „über die aufgenommene Information“. Elf Hauptthäter werden namhaft gemacht. Meister Werinhard Roth, der Schuhmacher; Meister J. J. Flick, der Schuhmacher; beide mit ihren Gesellen und Jungen; Mr. Kromer, der Spanner (der im Kaufhaus die Wagen befrachtete); Mr. Kyf, der Perückenmacher und Junge; Mr. Niedmann, der Schneider; Conrad Brunner, ein Schreiner; Mr. Gugelmann, der Schuhmacher; Hans Jakob Flick, ein Seidenfärbergesell bei Herrn Vog; der Gesell von Mr. Schwarz, dem Seiler; Bernhard Hofer, der Bettelvogt (der die Bettler zu überwachen hat); Ignatius Hebert von Neuhaus in Böhmen wird von Wirthschaften und Zuschauern als einer der thätigsten angegeben. „Der aber im Verhör nichts eingestehen wollen. Bei welchem wir besonders bemerken müssen, daß dieser Mensch unter der Firma eines Schneidergesellen bei Mr. Georg dem Holzsetzer arbeitet auf eigene Rechnung, sein Weib allhier in der Stadt dient, und somit der Legitimation über den Aufenthalt sich entzieht, und frech genug ist alles auf ihn gezeugte wegzulengnen.“ Das dritte, umfangreichste Aktenstück enthält die Abhörung der Beschuldigten sowohl als der Zeugen, es waren im Ganzen 27 Personen verhört worden. Der Stadtrath begleitet die an den Kleinen Rath gesandten Schriften mit folgenden Worten: „Wir wollten die Confrontation der Frevler mit den Augenzeugen nicht vornehmen lassen, weil wir Bedenken trugen,



rechtschaffene Bürger zu compromittieren und dadurch der Rache und den Beleidigungen schlechter Leute, die nichts zu verlieren haben, und daher jedes Wagstück unternehmen dürften, auszusetzen. Dem Meister Roschet, Schneider, wurde ebenfalls zweimal vorgebotten, erschien aber nicht. Wir können daher nicht umhin, selbigen wegen seines Ungehorsams zu verzeihen.“

Ich lasse jetzt aus der vom Wachtcollegium eingegebenen „Information über nächtliches Niederwerfen des Todtentanzgebäudes“ eine Anzahl Aussagen von Zeugen sowohl als von Angeeschuldigten, welche den Verlauf am klarsten erkennen lassen, wie sie protokolliert wurden, folgen. Herr Senfal Heusler, der eifrige Sammler der Unterschriften, berichtet „als unbefangener Zuschauer, daß den ganzen Dienstag (den 6. August) kein einziger Arbeiter vom Lohnamt daselbst gewesen, erst Abends um 6 Uhr seien circa 6 Lohnarbeiter gekommen, haben beim kleinen Thürlein neben dem Rhyiner'schen Haus angehoben, die Dachung abzuheben, die Ziegel bei Seite gelegt bis zum Laternenstock, alsdann auch das Holzwerk abgebrochen, auf Haufen gelegt und unter sich getheilt; dieß habe alldasige Zuschauer von der geringen Volksklasse gereizt, die sich sobald geäußert, wenn den Lohnäumlern, die im Sold stehen, erlaubt sei, sich des abgehenden alten Holzes theilhaftig zu machen, werden arme bedürftige Leute ebensowohl sich einiges Holzes anmaßen dürfen. Dieß sei das Signal zum Zugreifen gewesen, indem um die Zeit des Feierabends der Fabrikler und andern Arbeiter viele derselben im Vorübergehen lüstern gemacht worden, auch zugegriffen, sofort der Haufe sich augenblicklich vermehrt, welches bis nach Mitternacht fortgedauert. Im Dunkel der Nacht sei nicht wohl möglich gewesen, Leute zu kennen, die sich des Holzwerkes bemächtigt.

Welches er Deponent mit seiner eigenhändigen Unterschrift bestätige.“ Derselbe fügt später bei, „daß unter den gemeinen Leuten auch Schuhnecht gewesen, die er nicht gekannt. Die Lohnamtsarbeiter seien über sieben bis acht Uhr daselbst verweilt. Frau Georgin, die Nachbarin, habe mit der Laterne gelauchet.“

Meister Mäglin, Werkmeister, wird der späte Beginn des Abbruches und die Theilung von Holzwerk unter die Lohnämter vorgehalten. Er antwortet: „Dem sei also, daß erst Abends das Abbrechen angehoben worden, das Holzwerk haben sie abgebrochen und bei Seite legen und das morsche Holz für sich behalten wollen. Nach sieben Uhr sei er fortgegangen, habe aber bemerkt, während daß er noch dort gewesen, daß Zuschauer von der anwesenden Volksklasse sich auch darein mischen wollten. Hab mit Herrn Dietrich Iselin gesprochen, der ihm bemerkt, man sollte eine Wache dahinstellen; er habe geantwortet, er wüßte nicht, wie eine Wache dazu zu bringen wäre.“ Gefragt, ob er den Lohnämtern nicht erlaubt, das Abgebrochene sich zueignen, es komme doch fort, erwidert er, positiv habe er dieß nicht gesagt; endlich bejahte er solches. „Auf seinen Rapport habe der Herr Vobherr ihm erwidert, es sei jetzt zu spät, als daß noch eine Wache könnte beigebracht werden.“

Konrad Brunner von Nehen, im Feierabend'schen Haus im Spiegelgäßlein wohnhaft, 50 Jahre alt, Schreiner, „was bei Nacht beschehen, davon wisse er nicht, am Tag zwischen vier und fünf sei er alldort vorbeigegangen und hab vernommen, daß das Holz denen gemeinen Leuten zukommen solle, er eignet sich bei 18 „Balonstre“ zu. Als ihm Mr. Mäglin, der Werkmeister abwehrt, geht er davon. Viele Arme, wohl bei 200, seien dagewesen und haben ebenfalls von diesem Holz sich zueignet. Um acht Uhr sei er zu

Bette gegangen.“ Gefragt, ob er Niemand gekannt: „Nein, er könnte nichts gewisses sagen, indem er Niemand in's Unglück bringen möchte.“

Emanuel Passavant, Sohn, declariert: „daß er nicht gegenwärtig gewesen, erst spät nach Haus gekommen und erst das Ende von diesem Auftritt gesehen; habe nur gesehen etwas von Dachwerk zusammenreißen, näher habe er sich nicht getraut, um sich nicht darein zu mischen. Bei ihm war ein Bruder und ein Freund, bei dem er in drei Königen zu Nacht gespiessen. — Kennt Niemand.“

Johannes Dietschy, der Weißbeck, deponiert: „Nach dem Nachtessen gegen neun Uhr sei er auf der Bank vor dem Hause (jetzt St. Johannvorstadt Nr. 2) gesessen, seine Frau habe in's Bett geeilt, da sie nicht ganz gesund sei. Er sei mit ihr in's Haus gegangen und von Zeit zu Zeit unter's Fenster gegangen, um den Lärmen, der einige Mal stärker gewesen, zu beobachten. Der größte Lärmen sei gewesen, als er und seine Frau schon im Bett gewesen. — Kennt Niemand persönlich.“

Maria, Jakob Schäublins Tochter von Waldenburg, im Georg'schen Haus wohnhaft: „Sei spät aus dem Kundenhaus heimgekommen, habe gesehen, daß die Leute Holz nehmen und habe gedacht, es sei ihr auch erlaubt, habe daher wie andere zugegriffen. Das wenige Holz, das sie und ihre Schwester heimgeschleppt, sei ihnen wieder vom Haus weggenommen worden.“

Meister Püllichs, des Vohnamtsmanrers Ehefrau: „Am ersten Tag, als das Gebäu am Graben weggebrochen worden (Montag den 5. August), habe Schweizer, Vohnamtszimmermann, ihrem Mann und andern das abgebrochene Holz verkauft, am zweiten ist sie und ihr Mann nur Zuschauer, Brunner im Spiegelgäßlein sei mit Art und Säge ge-

kommen und habe den halben Dachstuhl heruntergemacht. Roth und Flic mit ihren Gesellen, Kromer im Kaufhaus habe auch herunter gerissen (so zu Binningen wohne). Ficker und Kunz, so in ihrem Hause wohnen, haben der erstere nur Holz heimgeschleppt, und der zweite auch dem Roth geholten zusammeureißen. Auch der Seidenfärber Foggeli habe mitgeholfen. Auch Ziegel und Bachensteine seien weggenommen worden. Gugelmann, der Schuhmacher, sei auch mit dabei gewesen und habe heimgeschleppt, Frau Georgin habe gezunden.“

Konrad Georg, der Holzseger, zur Wahrheit ermahnt: „Er wisse von allem Nichts!“ Gefragt, ob seine Frau nicht dazu gezunden? „Sie habe ihn gesucht, und er sei in der Küche gewesen, alle seine Hausleute haben Holz genommen; er aber sei nicht vom Hause weggekommen.“

Meister Werinhard Roth, der Schuhmacher, der selbst acht Franken für den guten Zweck unterzeichnet hatte: „Zusammengerissen habe er nicht, Holz habe er genommen, auch die kleine Thüre habe er ausgehängt und heimgetragen.“ Aufgefordert, die reine Wahrheit zu gestehen: „keinen Ziegel habe er angerührt und überhaupt keine Hand angelegt; man solle ihm Jemand an die Seite stellen, der behaupten könne, daß er zum Abreißen Hand angelegt. Er sei nie ehender dazugegangen, als wenn es wieder einen Krach gelassen.“ Gefragt, was ihn bewogen, die Thüre auszuheben und nach Hause zu tragen? „Er habe gedacht, man könne sie wieder bei ihm finden, wenn man sie wieder nöthig habe.“

Kromer, der Spanner, hat mit Riedmann, dem Schneider, zugeesehen und nur genommen, was auf die Straße gegen sein Haus fiel; hat am Seil gezogen; wer aber das Seil angemacht, wisse er nicht. „Wahr sei übrigens, daß einige Nachbarn zusammengestanden und sich unterreden wollen, in Ordnung die Ziegel abzunehmen und beiseits zu legen.“

Als er gesehen, wie alles drunter und drüber gegangen, sei er und Niedmann davongegangen und haben auf des letztern Bänkli getrunken.“

J. J. Fliß, der Schuhmacher am Blumenrain auf der Rheinseite wohnend, pflegte mit seinen Jungen das herrenlose Holz, welches der Rhein führte, oder was sich etwa von einem Floße losgelöst hatte, mit einem Rahne aufzufischen. Es wird ihm vorgehalten, wie er sich vertheidigen wolle, da er angeklagt sei, einer der Hauptthäter auf dem Todtentanz gewesen zu sein. „Nach neun Uhr seien seine zwei Lehrlinge gekommen und hätten ihm gesagt, man breche den Todtentanz ab, ob sie nicht auch davon nehmen dürfen, das er ihnen auch erlaubt, und sei selbst hingegangen und habe ihnen zugestoßen, was er hab können, weil sie arme Eltern haben. Bis um zehn Uhr sei nichts gewaltthätiges am Dachstuhl verübt worden; um diese Zeit sei es erst an das Niederreißen des Dachstuhls gegangen; er habe aber aufgehört, sich dessen theilhaftig zu machen und sich zu Herrn Reinhard Genußens und Herrn Senu gestellt und nichts weiteres angerührt, bis ein Mann beinahe verunglückt und unter den Schutt gekommen.“ Gefragt, wer unter dem Schutt gelegen? „Es komme ihm lächerlich vor, daß man ihn über Sachen, die allgemein bekannt seien, frage.“ Zu gebührender Antwort ermahnt: „Der besagte wohne in der Frau Hübner Haus und sei ein Wollweber. Mit Seil und Dachstuhl habe er nichts zu schaffen gehabt. Beifügen müsse er noch, daß die Lohnämter im Beisein Meister Mäglin die Demolition nach dem Feierabend angehoben und das Holzwerk unter sich vertheilt haben, und Meister Mäglin sich bestimmt vernehmen lassen, sie sollten nur wegnehmen, es werde ohnehin die Nacht über weggenommen.“

Reinhard Gemuseus, Küfer: „Der Lärmen zieht ihn nach dem Nachtessen auf den Todtentanz. Habe gesehen, daß zuerst die Balustre zusammengerissen und das Gebälk zusammengenommen worden; vorzüglich haben Meister Roth und Flick und ihre Gesellen tapfer Hand angelegt und sich ausgezeichnet durch Zusammenreißen und Heimtragen in einem fort bis Mitternacht. Auf die Letzte sei ein Mann unter den Schutt gekommen, da habe Deponent, als dieser Mann in Lebensgefahr gewesen, geholfen den Mann hervorziehen. Nennt weiter Kromer, Gugelmann, viel arme Leute, die nur Holz davongeschleppt. Gottlieb Hof sei mit seiner Frau bei ihm gestanden; hingegen Hofer, Bettelvogt, habe tapfer am Seil gezogen.“ Ueber Flick gefragt: „Er wisse sich nicht zu erinnern, daß Meister Flick eine Minute bei ihm still gestanden; dieser hätte nicht Weil genommen, weil er sehr beschäftigt gewesen. Will nachtragen, wenn ihm weiteres einfällt.“

Heinrich Rys, der Perückenmacher, zur Wahrheit aufgefordert: „Er nimmt etwas Holz, das ihm meistens wieder genommen worden. Die Frau habe ihm abgemahnt, er habe sich aber nicht enthalten können, auch wieder dazuzugehen, als er wieder krachen gehört. Hand ans Werk legt er nur bei der Rettung des Verschütteten. Den Tag nachher sei Holz sogar nach Bourglibre und in viele Gegenden der Stadt vertragen und verführt worden.“ Ueber die Worte von Mäglin wiederholt er, was Flick schon ausgesagt hatte.

Samuel Detinger von Männedorf, Leineweber in der St. Johannis Nr. 5: „Es sei schon gegen zehn Uhr gewesen, als er auch dazu gegangen und etwas Holzwerk reichen wollen. Als er sich eben eines Stückes Diehlen bemächtigen wollen, sei ein starkes Stück zusammengestürzt und habe ihn zu Boden gestürzt, daß er mit einem Bein darunter ge-

kommen. Roth, Flic und Gefellen, Ryf und sein Sohn, der Seppli bei Meister Schwarz, Seiler, haben gerissen und Seidenfärber Joggeli bei Herrn Loz. Ein Schneider in des Georgen Hans (Ignaz Hebert) habe eine Säge gehabt und zugeschnitten. Niedmann, Schneider, und Georg haben auch Holz genommen. Er ist eine halbe Stunde dabei, läßt sich heimtragen von einem Zuschauer, dem er eine Maß zu zahlen versprochen; mit Namen könne er diesen nicht nennen. Es sei kaum fünf Bagen werth, was er der Frau an Holz heimgetragen.“

Hans Jakob Flic von Knonau, Seidenfärber bei Herrn Loz: „Als er gesehen, wie die Herren mit den Feuerleitern sich zum Abreißen bereit gemacht, habe er auch zugegriffen. Kromer habe das erste Seil auf dem Dache angemacht. Der Schneider bei Mr. Georg habe vorher schon Stücke Holz genommen, für die er gerne drei Pfund zahlen würde. Anfangs habe er sich einer Art bedient, die er nachher wieder weggethan. Beim zweiten Anmachen des Seiles habe Flic mitgearbeitet. Des Bertschmanns Kinder haben Bachsensteine und andres heimgetragen.“

Bernhard Hofer, Bettelvogt, zur Wahrheit gemahnt: „Kommt 10<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr mit seiner Frau aus dem Kundenhaus; als just an einem Seil gezogen wurde, habe Kromer ihn aufgefordert, auch zu helfen, wobei er auf den Rucke auf den Boden gefallen und alsdann davon gegangen, weil er sich beschädigt. Nimmt nur wenige Stücke Holz.“

Jakob Wagner von Rümlingen ist bei Haus gewesen, da sie Sichellöse gehabt und getanzt.

Johannes Dettwyler von Langenbruck, Seidenfärberhandlanger bei Frau Miville: „Als er beim Nachteffen den Kindern nachgefragt und von der Frau vernommen, daß sie auf dem Todtentanz seien, und als die Frau dann auch

hingegangen, sei er gegen 10 Uhr, als sie nicht nach Haus gekommen, wieder aus dem Bett aufgestanden und habe Frau und Kinder gesucht, wo er endlich selbige angetroffen, die ihm geklagt, daß sie nichts habhaft werden können. Er nimmt nur wenige Latten.“

Jakob Gugelmann, Schuhmacher von hier: „sei nur zwischen Licht ein wenig hinzugegangen, habe kein Holz genommen und an keinem Seil gezogen.“ Ueber die Hauptthäter bestätigt er das bekannte. „Er habe zu verschiedenen Malen den andern Tag gesehen von den Lohnämlern in das Haus des Herrn Iselin tragen“ (?). — Ich vermüthe, daß hier eine Notiz vorliegt über die Rettung von Fragmenten des Gemäldes; in den Besitz des Herrn Dietr. Iselin-Ryhiner gelangten der Kaiser, der Cardinal und der Jüngling.

Johannes Ficker, des Strumpfwegers Sohn aus Sachsen, 16 Jahre alt: „Er habe den Lehrjung von Flicke getroffen, der Holz nehmen wollte; als ihm abgewehrt wurde, habe Meister Flicke sich darein gemischt und den Lohnämlern gesagt, bis morgen sollen sie nichts mehr daselbst finden. Ein Seilergeselle habe ein Beil gehabt und dreingehauen, aber das Holz andern Leuten zugetheilt. Den Mr. Roth habe er gesehen mit der Thür heimgehen.“

Ignatius Hebert von Neuhaus in Böhmen, Schneidergeselle, leugnet, daß er geholfen habe, noch etwas Holz sich zugeeignet. Ward mit Communion entlassen, daß er auf andre Weise zum Geständniß werde gebracht werden.

Damit endet dieses lange Verhör und damit endet auch die ganze Untersuchung; wir finden nicht, daß etwas weiteres zur Bestrafung der Missethäter geschah, sondern der Rath fand für gut, „es dabei bewenden zu lassen.“



Der Abbruch war durch das Bauamt Montag den 5. August am St. Johanngraben begonnen, Dienstags erst gegen Abend war die Seite gegen die Vorstadt in Angriff genommen worden, in der folgenden Nacht geschah dann die gewaltsame Schleifung und Plünderung.

Au diesem und dem nächstfolgenden Tag werden diejenigen Reste von Kunstfreunden gerettet worden sein, welche jetzt fast sämmtlich in der mittelalterlichen Sammlung vereinigt sind.

Am 18. October berichtet das Bauamt an das Deputatenamt, daß der Abbruch vollendet sei und ladet zu einem gemeinschaftlichen Augenschein ein, um über die Berebnung und endliche Einrichtung des Platzes das nöthige verabreden zu können. Die Frucht dieser Berathung war, daß man sich entschloß, die Straße zu erweitern „und vom Schwibbogen bis in die Vorstadt mit den Stöcklinien eine gerade Linie zu ziehen,“ ferner eine bessere Zufuhr für die Salzwagen zu erstellen, damit sie nicht durch die Promenade zu fahren hatten. Auch ein Anstand mit Herrn Burckhardt-Wild, der für das Grab, das er durch die Veränderung einbüßte, eine Grabstätte in der Kirche wünschte, wurde bereinigt, indem ihm ein Grab vor der Kirche angewiesen wurde. Es sorgte nun das Bauamt für die Einrichtung und Einfriedung des Platzes, und als im Frühjahr 1806 der Schnee geschmolzen war und es wieder wärmer ward, da wurden die Kinder von St. Johann, welche in diesem denkwürdigen Winter zur Welt gekommen waren, auf den neuen „Todtentanz“ an die Sonne getragen.

Basel war um einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz, der säuberlich mit steinernen Stöcken und eisernen Stangen eingefast war, bereichert; aber ärmer geworden um ein charakteristisches Denkmal aus seiner Vergangenheit

von nicht geringem künstlerischem und von eminentem geschichtlichem Werthe.

Es dauerte auch nicht lange, bis sich zahlreiche Stimmen erhoben, welche die Zerstörung des Todtentanzes laut beklagten; denn während in Basel Männer wie Peter Ochs kein Bedenken trugen, eine so hervorragende Aeußerung mittelalterlichen Geistes zu vernichten, ohne die Verantwortung, welche sie auf sich luden, auch nur zu ahnen, fanden sich in Rom diejenigen Jünglinge zusammen, welche als Begründer der romantischen Schule in der Malerei das große Verdienst sich erworben haben, den Sinn für einheimische Kunst vergangener Zeit neu zu beleben und zu pflegen. Ich schließe mit den kräftigen Worten, in welche der Zürcher Maler Vogel, der mitten in dieser Bewegung stand, ausbricht, als er vernahm, daß die Basler ihren Todtentanz niedergerissen: „Das ist ein ewiger Schandfleck für unsere Schweiz, die doch so von Kunstkennern, Dilettanten zc. wimmelt. Sie besaß einen Schatz, den man vergebens in dem weiten Deutschland sucht. O die Höl! Ich glaube, ich wäre zum Bürgermeister und zu Allen geloffen und hätte fußfällig um Gotteswillen gebetten, doch der Kunst den Schaden und der Stadt die Schande nicht anzuthun.“

#### Uebersicht über die 1805 geretteten Theile des Todtentanzes.

Nach handschriftlichen Bemerkungen, welche Herr Peter Wischer († 1823) in ein Exemplar des Merian'schen Todtentanzes, das jetzt in der Bibliothek der öffentlichen Kunstsammlung aufbewahrt wird, eingetragen hat. Kein Bild ist ganz erhalten; es fehlt jeweilen der Tod und die ganze untere Hälfte der Figuren.

1. Ein Fragment des Weinhauses, einst im Besitz von Herrn Johannes Burckhardt, jetzt in der mittelalterl. Sammlg.
2. Kaiser einst Dietrich Zselin-Ryhiner jetzt Mittelalt. S.
3. Königin „ Prof. Fäsch „ Mittelalt. S.
4. Cardinal „ Zselin-Ryhiner „ verschollen.
5. Bischof „ Johannes Burckhardt „ verschollen.
6. Herzog „ Prof. Fäsch „ Mittelalt. S.
7. Herzogin „ Peter Vischer „ Mittelalt. S.
8. Graf „ Prof. Fäsch „ Mittelalt. S.
9. Jurist „ Rüssel „ Mittelalt. S.
10. Rathsherr „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
11. Doctor „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
12. Edelmann „ Rüssel „ Mittelalt. S.
13. Edelfrau „ Rüssel „ Mittelalt. S.
14. Kaufmann „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
15. Hebtissin „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
16. Krüppel „ Johannes Burckhardt „ verschollen.
17. Waldbruder „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
18. Jüngling „ Zselin-Ryhiner „ Musée Arlaud  
in Lausanne.
19. Herold „ Daniel Burckhardt „ Mittelalt. S.
20. Schultheiß „ Prof. Fäsch „ verschollen.
21. Narr „ Peter Vischer „ verschollen.
22. Koch „ Schaffner-Dienast „ Mittelalt. S.
23. Bauer „ Peter Vischer „ Mittelalt. S.

## Die mutthige That einer Baslerin.

(Purtorf. Basl. Stadt- und Landgeschichten, 2. Heft 1633--1661.)

**E**s war auf dem Schlosse Ramstein im Brexwilertal in den ersten Tagen des Wintermonats des Jahres 1644. Bleiern hing das Gewölk hernieder; es tropfte von den steilen Dächern, und um die Zinnen des runden, auf hohem Fels erbauten Thurmes flatterte ein Schwarm schreiender Krähen; von Stunde zu Stunde verdichtete sich der Nebel, und wenn Frau Bischof, die Gattin des Obervogtes von Ramstein, hinauschaute, drang jedesmal ein feuchtkalter Luststrom in die Stube. Sie hatte einen recht sorgenvollen Tag, die Frau Magdalena; denn ihr Eheherr, Hansjakob Bischof, war schon in der dritten Morgenstunde mit den Söhnen gegen Basel geritten. Sie hatte ihnen eigenhändig den Morgenimbis gereicht, feuchtes Roggenbrod, Landkäse und dampfende Milch; da hatten die Sternlein am Himmel geglizert und Jeder einen schönen Tag prophezeit. Ueber die Fensterbrüstung gelehnt, hatte sie die Reiter aus dem Thore kommen sehen; Jörgli, der Jüngste, saß stramm auf seinem Rößlein und jubelte und rief glückstrahlend hinauf: „Bhüet Gott, lieb Mutterli, ich krame dir von der Baslermeß ein vergüldet Lebkuhenherz!“ Mit Fackeln waren die Knechte vorausgelaufen, und noch immer klang ihr der Hufschlag der Pferde in den Ohren, daß sie mehrmals das Fenster öffnete, um zu horchen, ob sie nicht zurückkehrten.

Wie endlos schleppt sich der Morgen dahin, wenn die Lieben schon in der Frühe abgereist sind und uns einsam zurückgelassen haben; wie leer und frostig alle Räume! Frau Magdalena wanderte hin und her und setzte sich zuletzt mit dem Spinrocken an die Wiege der Kleinen. Da lagen sie auf dem weißen Kisselein, die blonden Köpfschen dicht aneinander geschmiegt, Agnes und Dorle, die Nestvögelin und Lieblinge des Herrn Hansjakob, und mit inniger Mutterfreude ruhte ihr Blick auf den schlafenden Zwillingen. Immer tiefer neigte sich ihr Haupt über den Rand des Bettchens und die Spindel sank zur Erde; die Hausfrau war selbst eingeschlafen, und stille war's in der Kammer, daß man hinter dem Wandgetäfel das Treiben der Mänse vernahm.

Endlich weckte sie das Geräusch des Kehrens im Flur und das halblaute Sprechen draußen; sie fuhr erschrocken auf; das Morgenroth warf einen blutigen Schein in das Schlafgemach und eine abergläubische Furcht in das Gemüth der Frau Magdalena: „Barmherziger Gott, es wird ihnen doch kein Leid geschehen!“ so dachte sie der Abwesenden, aber fern lag der Gedanke, daß ihr selbst etwas zustoßen könnte. Mit tiefer Inbrunst wiederholte sie den Morgensegnen, und ging dann mit dem Schlüsselbunde an ihre Obliegenheiten. In dieser Jahreszeit hatte man genug zu sorgen, bis die Wintervorräthe eingethan waren; da sollten nun die Knechte auf dem Rückwege Schlachtvieh mitbringen und die Einlegfässer und die Schlachtbank wurden am Brunnen gescheuert, die kupfernen Kochkessel noch einmal blank gepußt, Salz und Gewürze gemahlen und die Messer gewetzt; denn alle mußten helfen. Darüber vergieng der Morgen, und um die elfte Stunde setzte sich die Herrin mit dem Gefinde zu Tisch, um den mit Speck geschmelzten Haserbrei zu essen. Jede fuhr der Reihe nach mit dem kurzen Holzlöffel in die breite

Schüssel; dann wurde gebetet; eine Dienerin räumte hernach den Tisch ab, und Frau Magdalena nahm aus der großen Truhe eine Baller gewalkten Wollenstoff, um daraus Beinstrümpfe für den Gatten und die Söhne zu schneiden. Die Mägde saßen auf Schemeln um den großen Eichentisch und warteten mit Zwirn und Nadel auf die vorgeheftete Arbeit. Das Nähen war damals eine seltene Kunst; doch hatten sie es von der Herrin gelernt. Manchmal neigten sie sich zu einander, um zu flüstern; dann traf sie ein strenger Blick der Hausfrau; zu ihrem Geschäfte bedurfte sie der ungestörten Stille; es war keine Kleinigkeit, von den abgetragenen Winterstrümpfen des vergangenen Jahres die Form richtig abzuschneiden, und dabei dem Wachsthum der Knaben und der sich alljährlich erweiternden Rundung von Herrn Hansjakobs Wade gehörige Rechnung zu tragen. Man vernahm in der dunkeln Stube nichts als das scharfe Geräusch der Scheere auf dem Holz und manchmal das Aufsprühen der Funken im Kamin, wenn ein Windstoß den glimmenden Ruchenkloß ansachte. Die Mägde waren beklommen, Haus und Hof leer zu wissen. Kein Laut kam aus den Pferdeställen, wenn sie über den Hof gingen; in den Gängen brachte der Luftzug durch die Lücken unheimliche Töne hervor und die beherztesten wagten sich nicht allein vor die Stubenthüre; denn das „Bobberlin“ (Klopfgeist) trieb heute sein Wesen überall, oben und unten. Sie hatten keinen Muth, die Dirnen, wenn die Knechte fort waren.

Endlich war Frau Magdalena mit dem Zuschneiden fertig; sie wickelte den Stoff zusammen und legte ihn in die Truhe und dann trat sie ans Fenster und wischte einige der angelaufenen runden Scheiben ab; draußen war alles grau; nur ein weißes Flöckchen schwebte dicht vor ihrem Auge hernieder: „Es giebt Schnee,“ wandte sie sich zu den Mägden;

„mein Herr wird noch auf dem Schulttheißenant zu Liechstal sein. Er rechnete darauf, um die siebente Stunde am Eichen-  
thore zu Basel einzureiten. Das ist ein schwerer Tag heute,“  
fügte sie seufzend bei..... Wo steckt nur der Präzeptor die  
ganze Zeit?“ fragte sie nach einer Pause; „zum 3'Immis  
ist er auch nicht dagewesen.“ Die Mägde stießen sich mit  
den Ellbogen und sicherten leise. Eine meinte: „Er wird  
zum Waldfraule auf den Heidenberg gegangen sein —“  
„Sie ist eine Holdmacherin,“ sagte die andere, „und hat dem  
Präzeptor verbrannte Spazezungen eingegeben, daß er sie  
freien muß.“ „Nein,“ widersprach die dritte: „Weil sie ein  
Frohfastenkind ist, versteht sie mehr als unsereins und  
bringt ihm die schwarze Kunst bei; seit er im Kastell wohnt,  
ists nicht mehr „just“ drüben; ich sah selbst auf seinem  
Tische blaue und gelbe Zünglein flammen, und es war keine  
Kohlepfanne dabei, nur ein Krüglein mit Wasser, das also  
braunte, und ist alles voll Wurzeln und Kräutern in  
seiner Kammer — die hat er beim Waldfraule geholt —“  
Angstvoll rückten die Mägde zusammen, da die Thüre in  
diesem Augenblicke rüttelte; auch der Frau Bischof war es  
unbehaglich zu Muth; es mochte etwas Wahres an dem  
Geschwäg der Mägde sein, und sobald Herr Hansjakob  
zurückkäme, wollte sie mit ihm reden. Das Waldfraule  
aber fürchtete sie nicht; sie war die Tochter eines frühern  
Obersvogtes, des Niklans Löffel. Dilge, hieß sie, und war  
ohne einer Mutter Zucht also aufgewachsen, daß sie ein  
„überzwerch Wibervolk“ geworden und nicht bei andern  
Menschen wohnen wollte; deshalb ließ sie sich auf dem ver-  
rufenen Heidenberge zwischen alten Mauerresten ein Häus-  
chen bauen. Ihre Liebhaberei war die Pflanzenkunde, in  
welcher sie bedeutende Kenntnisse besaß. Herr Hansjakob  
war von der Löffelin mehrmals als ihres Vaters Gast auf

Kamstein bewirtheet worden, als er noch ein lediger Gefelle war und sie hatte eine heftige Neigung zu ihm gefaßt. Als er ihr aber die schöne Magdalena Platter vorzog, kränkte sie sich darüber so tief, daß sie vor jeder Berührung mit dem höhern Stande zurückwich. Nur einmal hatte sie selbst aus Neugier den Anblick der Schloßleute gesucht, als Herr Bischof im Jahre 1635 seinen Einzug als Obervogt von Kamstein hielt. Die Bregwiler hatten eine Ehrenpforte errichtet, die aber so schmal gerathen war, daß Frau Bischof ihr umfangreiches Kleid an den Seiten zusammendrücken mußte, um hindurch zu kommen. Denn auf dem weiten von Polster und Reifen gestützten Unterkleide fiel in zahllosen Falten der dichte Stoff auf die Füße. Der schlanke Oberkörper wiegte sich in einem goldgeschmückten Leibchen darüber; ein kurzer Sammttragen mit breitem Schloß deckte die Schultern und entsprach den weiten Stulpen am Handgelenke, die von demselben Stoffe waren. Um den Hals war ein dichtes Krös, und auf dem Kopfe trug sie die Frauenhaube, deren durchsichtiger Schleier die weiße Stirn hervorschimern ließ. Der Obervogt in Pluderhosen, den Mantel über die Schultern, mit dem Degen an der Seite, folgte ihr mit zwei Knaben, die gekleidet waren wie der Vater: Baselhut und Krös und Schleißen am Knie und auf den Schuhen.

Herr Hansjakob hatte Dilge erkannt und streckte ihr die Hand entgegen; aber ihre Kleidung war so nachlässig, daß die Obervögtin fragte: „Ich bitte dich, wer ist diese Schlampe?“ Das hatte die Köffelin vernommen und während Herr Bischof seine Gattin zierlich an den Fingerspitzen den Berg hinauführte, lehrte Dilge verbitterten Gemüths in ihre Einsamkeit zurück, und schnöde wies sie jede Botschaft aus dem Schlosse ab, bis man sie endlich in Ruhe ließ.



Der Präzeptor war in der That zu ihr gegangen, um ein Kräutlein zu holen, das ihm bei der Bereitung seines „Philtrums“ fehlte. Er hatte die Absicht, sofort wieder umzukehren; als er aber zum Hänschen der Dilge kam, hörte er ein unterdrücktes Wimmern. Schnell schob er die Pflanzenbüschel, die von der räucherigen Decke überall herunterhiengen bei Seite und sah die Jammernde, welche mit einem schweren Leinentuche überdeckt war, auf dem Schemel sitzen. Zu ihren Füßen kniete das Waldfräule und streute Blätter auf eine Pfanne glühender Kohlen und schob sie rasch unter das Tuch. Die Patientin sträubte sich; aber Dilge hielt die Enden fest zusammen: „S'ist's Dorfmeiers Urjel, die einen angelaufenen Kopf und Zahnreißer hat und thut doch nicht stillhalten,“ sagte sie zum Präzeptor; „sie will mannen und kann nicht einmal ein bischen Rauch erleiden.“ „Ich erwürge ja,“ schrie das Mädchen unter heftigem Husten; „Luft! ich sterbe!“ „So geschwind geht das nicht,“ meinte Dilge trocken und wiederholte das Verfahren zum dritten Mal. „Laßt's luct?“ Und auf die bejahende Antwort schob sie den Schemel sammt Mädchen und Tuch in die Ecke bei ihrem Himmelsbette und befahl ihr zu schlafen.

Der Präzeptor hatte sich indessen auf den Hacktrog neben der Feuerstelle gesetzt und beobachtete aufmerksam einen Tiegel, dessen Deckel sich in regelmäßigen Pausen hob, um einen wohlschmeckenden Dampf auszuströmen. Einen Schornstein gab es nicht in diesem Häuschen, der Rauch zog sich einer fensterlosen Oeffnung zu, durch welche der Ast eines Vogelbeerbaumes hereingewachsen war; mehrere Samenbüschel der Sonnenblume waren daran aufgehängt und schwarzblaue Amseln und freche Sperlinge flogen ein und aus und pickten daran. Der Fußboden war Stein und

Mörtel, ebenso die eine Wand von ungeheurer Dicke, welche die Last des einseitigen Daches trug. Das Uebrige bestand aus Gebälke, dessen Ritzen mit Moos und Erde verstopft waren. Keine Macht der Erde hätte die Dorfleute in der Dunkelheit hiehergebracht auf die Stelle, wo die Opfer, welche einst den leichtfertigen Göttern der Heiden gebracht worden, nächtlicher Weile als Gespenster umgingen.

Das Waldfräule aber glaubte nur an die Geister, die Fleisch und Bein haben; sie sorgte darum auch gewissenhaft für ihren sterblichen Theil, daß ihm nichts abgehe. Vor dem Feuer niederkauernd, rührte sie im Tiegel, während ihr begehrlische Blicke des Präzeptors folgten; sie schöpfte mit dem Holzlöffel heraus und hielt ihm's an die Nase und er sog den Duft mit Inbrunst ein: „Es sind Pilze,“ sagte sie, „in Schlehenwein gekocht; hier habe ich einen ganzen Vorrath an Weiden gesaft zum Trocknen; die Stelle, wo sie wachsen, will ich Euch zeigen.“ „Thut das, liebe Vöffelin,“ sprach er eifrig; „aber laßt mich zuerst diese kosten.“ Sie hielt ihm den Löffel an dem kurzen Griff hin und sah mit spöttischem Lächeln der Begier ihres Gastes zu, dann bückte sie sich über die Gluthen, legte neues Reisig hinzu und blies die Flamme an. Wie ein rosiges Jugendschimmer flog der Widerschein über ihr Gesicht und die aufgesteminten kräftigen Arme, das schwarze Haar löste sich aus den Knoten und fiel ihr lang über den Rücken, und der Präzeptor, noch unterm Einfluß des leckern Gerichtes, umschlang sie und wollte nach ihrem starken Rinu greifen. Ehe aber seine Absicht zur Ausführung kam, fiel ein derber Schlag in sein Gesicht, und er versank, indem er die brennende Wange hielt, in stille Betrachtung über den Zwiespalt der irdischen Dinge; warum mußte gerade dieselbe Hand, die so köstliche Müslein bereitete, auch so schlagfertig sein? Das Wald-

fraule stand aber mit aufgestützten Händen vor ihm und wollte lachend wissen, wie ihm das geschmeckt habe. „So fürtrefflich, liebe Köffelin, daß ich gesonnen bin, Euch zu freien, Euerm Spott und Hohn zu trug....“

Dilge's Heiterkeit nahm aber ein plötzlich Ende: „Horch!“ sagte sie, „die Kirchenglocke! Es muß eine Brunst sein!“ Beide stürzten zum Ausgange; abgebrochen drangen die Töne herauf; aber von einer Röhre konnte man nichts wahrnehmen, da alles neblig verhangen war.

Plötzlich schlug sich der Präzeptor vor die Stirn. Ihm fiel ein, daß er in Erwartung baldiger Umkehr die Spiritusflamme nicht gelöscht habe; das Feuer schlagen mit Stahl und Zunder nahm immer so viel Zeit in Anspruch. Darüber waren mehrere Stunden vergangen, und leicht konnten die trocknen Kräuter auf dem Tisch von der Flamme ergriffen sein. Sein Haar sträubte sich empor und schlohweiß rannte er, den Weg abschneidend, den Berg hinunter. Nicht einer menschlichen Seele begegnete er, und war doch sicher, daß das Gefürchtete geschehen war. Endlich war er am Fuße des Schloßberges und schlug sich durch den Hollenwald aufwärts. Auf dem schlüpfrigen Grunde unzählige Male stürzend, raffte er sich immer wieder auf; seine Kleider waren zerfetzt und zitternd und leuchtend vom rasenden Laufe kam er endlich an der Schloßpforte an. Niemand antwortete auf sein Pochen und Rufen und in der Stille hörte er deutlich das Knistern der Flamme. Sollte es sein Leben kosten, er mußte hinein, und nun versuchte er über die Mauer zu klettern; er fiel aber hinunter und lag bewusstlos bis zum folgenden Morgen, wo man ihn halb erstarrt aufhob.

Im Schlosse war gegen die dritte Stunde Frau Bischof mit dem Zurüsten fertig geworden und ging, um sich zu erheitern, in die Kammer der Kleinen, die unter der Auf-

sicht von Frau Magdalenens alter Amme am Boden spielten. Sie nahm die Kinder beide auf ihren Schoß, strich ihnen die Härlein aus der Stirn und trieb allerlei Kurzweil mit ihnen und die Kleinen lallten und tätschelten mit ihren Grübchenhändlein der Mutter Gesicht. Dazwischen plauderte die Hausfrau mit ihrer treuen Dienerin von ihren Lieben und machte ein Bild des Empfanges, welcher dem Jörgli in ihrer Familie zu Theil werden müsse. Es war das erste Mal, daß der Knabe nach Basel kam; er glich ganz seiner Mutter, welche die traditionelle zarte Schönheit der Magdalena Jäckelmann, des Doctor Felix Platters Gattin, von ihrer Vorfahrin geerbt hatte. Wie mögen sich die Alten über den lieblichen Jörgli freuen! „Und jetzt,“ sagte sie, indem sie die Kinder neben der Amme niedersetzte, „jetzt will ich an meines Herrn Statt die Kunde machen“

Die Burg Ramstein, eines der schönsten und festesten Schlösser des Baselbiets, gehörte früher dem Freiherrngeschlechte des gleichen Namens. Es mußte schon sehr alt sein, denn bereits 1185 wird ein Thüring von Ramstein als Zeuge angeführt. In den Jahren 1297 und 1313 wurde das Schloß wegen unbekannter Ursachen von den Baslern belagert und geschädigt und beim Erdbeben 1356 fiel ein Theil der Mauern ein. Darauf wurde ein neues Haus aufgerichtet, welchem man den Namen „neues Schloß“ gab. Die Herrn von Ramstein haben im Zeitraume von 1382—1444 manches Bündniß mit der Stadt geschlossen und mehrer derselben waren Magistratspersonen und Bischöfe und Domherrn in Basel; im Jahre 1444 aber wurde dem Heinrich von Ramstein, weil er, von der östr. Herrschaft dazu bestimmt, dem Einzug der Franzosen Vorschub geleistet und sich nicht auf dem Schlachtfelde eingefunden habe, das Bürgerrecht und selbst der Aufenthalt in der Stadt verweigert. Rudolf von Ramstein, ein

friedliebender Herr, der mit den Baslern in gutem Einvernehmen geblieben war, starb ohne männliche Erben, worauf der Besitz des Schlosses auf kurze Zeit in die Hände der Edelknechte desselben Namens und dann in denjenigen der Stadt überging. Der Kaufhandel dauerte von 1518—1523. Mit ihrer Uebernahme ließ die Stadt Kastell, Ritterhaus und Kapelle in Stand bringen und setzte einen Obervogt über das Schloß und seine Rechte. Herr Hansjakob Bischof war der vierzehnte Basler, welcher auf Ramstein dieses Amt versah.

Außerlich bildete die Gruppe eine von Festungsmauern eingefasstes Ganzes, dessen trotziger Charakter durch das schlanke Kapellendach und das vorspringende zierliche Eckthürmchen auf der Bretwilenseite gemildert wurde. Die Ringmauern umgaben das Schloß von allen Seiten und kletterten in Treppenlinien bis zum Haupte des wuchtigen runden Thurmes, der von steilen unzugänglichen Felsen herab die übrigen Gebäude beherrschte. Außerhalb, jedoch von den Festungsmauern geschützt, war zu Füßen des Ritterhauses der tiefe gewölbte Eingang mit einem malerischen Portale; ein gepflasterter Weg mit Brustwehr stieg dazu auf. Wenn man dort stand, hatte man im Rücken das hoch aufstrebende Ritterhaus, dessen obere Räume die Wohngemächer enthielt, vor sich ein abfallendes Terrain, an welchem sich der Weg zwischen Buschwerk durchwand. Ehemals mochte es der Vorsicht wegen baumlos gewesen sein. Auch zwischen dem zackig aufstrebenden Gemäuer des Kastells hatte sich das Grün festgesetzt, und die Tannen und Buchenfröhen des Hollenwaldes strebten immer höher am Schlosse empor. Auf der Dorfseite erstreckte sich eine blumenreiche Wiese von den Mauern bis an die Kante der steil abfallenden Felswand.

Und wie sich die Natur bestrebt, mit ihrem Schmucke das graue alte Menschenwerk zu umkränzen, hatte der baslerische Sinn für häusliches Behagen das Innere bestellt. Im sauberen Hofe plätscherte ein laufender Brunnen, welchen der Birksmeister und nachherige Obervogt zu Ramstein, Herr Weißlämblein, ungefähr 100 Jahre vorher in's Schloß geleitet hatte. Der Epheu wuchs an den Mauern empor und schlang sich um die Steinornamente des Kapelleneingangs. In den Wohnräumen aber lebte noch die alte Zeit; da waren die Fenster mit ihren Steinbögen, die dunkle Zimmerdecke, das Getäfel, welches das Alter fast schwarz gebeizt hatte. Nur die bleigefassten Scheiben waren später hinzugekommen und die Truhen rings der Wände, welche hin und wieder von Rissen belegt waren. In der Mitte des Raumes stand der schwerfällige Tisch. Der Rittersaal, auch jetzt das Prunkgemach des Hauses, hatte zweierlei Steinfliesen; die Wände zeigten in Feldern von Schuizwerk die Wappen vieler elden Geschlechter, die schon ausgestorben waren. Ein Kredenz Tisch und ein Büffet von massiver Gestalt vermochten nicht den Raum zu füllen, obschon die Eintönigkeit desselben durch schöne Thierfelle und Teppiche der Familie Bischof unterbrochen war. Die Gäste waren, die fehlten.

Das war eine andere Zeit, als noch die Freiherrn von Ramstein hier hausten! Da verkündete der Thürmer mit Hornruf, daß ein Reitertrupp nahe; das Thor wurde geöffnet und in der Wölbung hallten die stampfenden Pferdehufen. Da sprangen sie in kriegerischer Rüstung vom Pferde, die stolzen Vettern und Schwägeru des Hauses; die Spornen klirrten auf dem Steinboden des Saales und sie lösten die Helme von den erhitzten Gesichtern, um sich am gereichten Humpen zu erfrischen. Und welch' Getümmel bis in die Nacht, ehe die Gäste mit wuchtigem Schritt hinanstiegen

in die Schlafkammer, gefolgt von ihren Edelknechten. Ein süßer Duft von warmem Gewürzwein zog durch die Gänge; es war der Schlastrunk, den man den Rittern in die Kammern brachte. In der Gesindestube gieng ebenso lebhaft her; da erzählten die Knechte von ihren Farthen und schlugen mit den Kanuen auf den Tisch und vom Hofe hörte man dazwischen das Wiehern der Pferde, und lange dauerte es, bis der letzte Ruf verklungen war.

Feierlicher gieng es zu, wenn einer der Kamstein seine junge Gemahlin heimführte. Da erschien ein Vorreiter an der Schloßpforte und zeigte mit Trompeterfanfare das Kommen des Paares an. Die Mägde huschten über den Hof, um sich in ihr Festgewand zu hüllen; der väterliche Freiherr schnitt Gesichter, weil ers mit seinem Zipperlein im Stiefel kaum anshalten konnte, und die alte Herrin warf noch einen wehmüthigen Blick auf Kannen und Gefäße, die sie immer so blank gehalten; nun wird ihr eine junge Hand das Regiment abnehmen. Die junge Freifrau ist aber schon im Hofe; über die Weichen des weißen Zelters fließen die Sammetfalten des blauen Reitkleides; gelbseidene Puffen schmücken das Leibchen und die Ärmel des Kleides und vom Barett weht die weiße Straußenfeder. Athemlos schaut das Gesinde in ihr von blondem Gelock unrahmtes Antlitz; aber kalt und verächtlich blickt das kalte Auge und die gebeugte Dienerschaft denkt mit Zagen der kommenden Tage.

Manchmal kamen auch die geistlichen Glieder des Hauses, dann klang jeden Morgen das Messglöcklein aus der Kapelle am Fuße des Kastells und der Ministrant schwang das Rauchfaß über die im Hofe knieenden Leibeigenen. Da wurden die Hausgeschäfte, dem geheiligten Gaste zu Ehren, mit ehrfurchtsvoller Stille verrichtet; wer vom Gesinde so

glücklich war, ihm im Hause zu begegnen, verharrete in tiefgebeugter Stellung, und stolz rühmte man sich der Gunst, wenn man den Saum seines langen weichen Gewandes oder seine weiße Hand küssen durfte. Die Tafelgenüsse wurden auch nicht vernachlässigt und mit seinem edelsten Weine füllte der Schloßherr die Humpen.

Vielleicht dachte Frau Magdalena an den Contrast gegen frühere Zeiten, als sie sinnend in den Hof trat; droben aus ihren Wohnräumen hatte sie keine andere Aussicht, als auf den Schloßweg, die Waldungen und Waiden gegenüber und auf die umliegenden Sennhöfe. Den Thurm konnte sie nur von hier aus sehen; welcher ein Schreck fuhr durch ihre Glieder, da sie aus allen Lücken Rauch aufsteigen sah. Das Gespräch der Mägde fiel ihr plötzlich ein; sie eilte die Treppen hinauf zu dem Mittelbaue, welcher das Kastell mit dem Ritterhause verband. Die eisenbeschlagene Thür war verschlossen; sie machte einen Augenblick auf, ließ sie aber mit einem Wehruf sofort wieder zufallen; denn dichter Rauch wirbelte ihr entgegen. Wie vernichtet sank sie an die Wand: ihr Gatte fort; die Knechte unterwegs; und sie allein im Schlosse mit den Mägden. Doch nein! Ulli war noch da, den beim Holzschlagen ein Stamm getroffen und verstümmelt hatte, daß er auf Krücken gehen mußte; seit seinem Unfall hatte er die Pförtnerstelle versehen. Sie flog zu ihm hinab. Statt aber Trost zu finden, verwandelte sich ihr Schreck in Entsetzen: an das Büchsenpulver hatte sie ja gar nicht gedacht: „So ist alles verloren,“ sagte sie tonlos, „es brennt vielleicht seit mehreren Stunden und das Schreckliche kann in jeder Minute eintreffen. Alle müssen fort, alle!“ „Haltet ein, Frau Bischofin,“ rief Ulli, „wenn ich meine gesunden Glieder hätte, vermöchte ich vielleicht noch das Pulver zu retten; der Thurm ist fest und das Feuer kann schier einen



Tag lang brennen, ehe es bis dahin kommt... aber ich bin ein elender Krüppel und woher den Mann nehmen, der es thut?“ .....

„Ich thue es,“... sprach sie „in Gottes Namen!“ .....

Dann ging sie zu den Mägden und befahl ihnen, die Kufen und Bottiche in den Hof zu stellen und mit Wasser zu füllen; der Amme vertraute sie die Gefahr und trieb sie, mit den Kleinen zur Dilge zu gehen, wo sie in jedem Falle sicher seien. „Das thue ich nicht, liebe Magdalena Bischofin; die Kleinen mögt Ihr durch eine Dirne hinüberschicken; ich habe Euch von klein an gepflegt und bleibe bei Euch, bis unser Stündlein schlägt.“ „Du wirst gehen, Amme, denn einer Sterbenden, wie ich bin, versagt man nichts; du warst mein zweites Mütterlein und wenn ich nicht mehr da bin, wirst du meine Mägdlein zu frommen, sittigen Jungfrauen aufziehen. Jetzt geh, denn Eile ist noth.“ Sie legte den Kindern noch einmal die Hand aufs Köpfchen und ging dann hinaus. Es war ihr zu Muthe, als stände der Herrgott selber da und triebe sie aus Werk.

Die Mägde waren mit Wehklagen fortgeraunt, als man ihnen die Wahrheit sagte; Ulli verschloß hinter ihnen das Thor, deßhalb konnte der Dorfmeier ihnen nicht zu Hilfe kommen; sein Pochen verhallte ungehört; er sandte Boten nach Basel und in die umliegenden Dörfer. Bald läuteten die Kirchenglocke. Die Häuser wurden leer und alles war in und um die Kirche, mit Zittern des Augenblicks harrend, wo das Schloß da droben in die Luft fliegen werde.

Die Obervögtin war schon in Thätigkeit. Zur Pulverkammer führte auch von außen ein gekrümmter Gang. Zwei Thüren hatte Magdalena schon geöffnet; nun stand sie vor der letzten. Die Dellampe stellte sie in die Mauernische

und schob das Lädlein mit dem runden Fensterglase davor. Nun knirschte der Schlüssel im eisernen Thörlein; es springt auf und vor ihr liegt es wie eine Gruft. Mit leisem Gebet nimmt sie ein Pulversäßchen, unwickelt's mit einem triefenden Leinentuche, daß kein Funke dazu dringe und macht zum ersten Mal den Weg. Es geht über den Hof hinter das Ritterhaus, wo Ulli den alten Sodbrunnen aufgedeckt, das Rad mit der Kette in Ordnung gebracht und statt des Eimers einen Korb befestigt hat; am Fuße desselben ist eine Leine, deren Ende der Knecht in den Händen behält; sie dient zum Umwenden des Korbes, wenn die Last unten angekommen ist. Die Kette kreischt. Frau Bischof ist lautlos verschwunden, und kommt zum zweiten Mal. Es ist Nacht geworden; hier oben ist aber sengende Glut; ohne hinzuschauen sieht Ulli jedesmal den schwarzen Schatten der Herrin vorangehen. „Wird sie das nächste Mal wieder kommen?“ fragt er sich; denn jeden Augenblick kann das Gewölbe ihre Todtenkammer werden .... „Herr Gott, erbarme dich!“

Die heiße Luft hat ihr Haar versengt; die Kleider sind zerrissen und an Gesicht und Händen mehren sich die Blasen, Risse und Schruuden; das herausstickernde Blut wird sofort zur Kruste; lautlos kommt und geht sie; Ulli wagt nicht zu fragen; über fünfzig Mal ist sie gekommen; er sieht ihr an, daß es noch lange nicht zu Ende ist. Zuletzt hört er sie an ihrem Keuchen, ehe sie da ist; auch seine Zunge ist wie verdorrt und seine Muskeln zucken vor Schmerzen; bald wird er, der arme Krüppel, zusammenbrechen, eber als die muthige Frau, deren Athemzüge sich in Rasseln verwandelt haben. Der Brunnen ist bald angefüllt; wohin mit dem Uebrigen; die Kraft zum Denken ist ihm geschwunden; es flirrt ihm vor den Augen und wird bald zu Ende sein .... Da kommt Magdalena wieder: Es

ist..... das letzte..... das Gewölb ..... voll Rauch!“ Und sie fällt nieder. Noch einmal gibt ihm die Hoffnung Kräfte. Auf dem Leibe rutschend, deckt er die Brunnenöffnung mit Brettern und wälzt feuchten Sand, der an der Mauer aufgeschichtet war, darüber hin. Es poltert und kracht drüben, er hört es nicht; denn eben hat er die Herrin liegen sehen und jammert um sie: „Zu den Engeln ist sie hinüber! o daß ich diesen Tag erleben mußte. — Da dröhnte ein Donner Schlag, daß der Berg erbebt. Eine Fenersäule schoß in die Luft und fiel als dichter Funkenregen hernieder. Frau Magdalena hatte sich plötzlich aufgerichtet und starrte abwesend vor sich hin. Da erblaßte der Schein und es ward stille, eine furchtbare Stille und durch die Todesruhe klang wieder die Glocke von Breßwil, welche ihr Sterbestündlein einläutete.....

Uli war kaum im Stande, das Schloßthor zu erreichen; und doch summt es nun den Berg hinauf und durch die Schneelandschaft zog sich eine dunkle Linie; es waren die Nachbarn von Lauwil, die von Reigoldswil und den umliegenden Bauerhöfen, voran die Breßwiler mit ihrem Meyer und dem Gescheid; sie schlugen auf die Pforte, daß es durch die Nacht dröhnte, und bei jedem neuen erfolglosen Schlag brach Schluchzen und lautes Weinen in der Menge aus. Als dann die Thürflügel sich bewegten, fuhren selbst die Männer erschrocken zurück; aber bald war der Hof voll theilnehmender und neugieriger Menschen.

Der Thurm stand da wie ein ungeheurer felsenfester Glutofen; die Mauern, die sich daran lehnten, waren klaffend aufgesprengt; die Kapelle halb eingestürzt; überall drang dichter Rauch aus den Lücken, sowohl im Zwischenbau als aus den einzelnen Theilen des Kastells. Der Meyer wußte, daß alles von Stein und Mörtel gebaut und dort die größte

Gefahr vorüber war. Die meiste Sorge machte ihm das Ritterhaus, auf dessen Dachboden Niemand eindringen konnte, so dicht war der Qualm. Die Ankunft des Hansherrn wurde darum von Allen sehnsüchtig erwartet.

Und er kam um dieselbe Morgenstunde, zu welcher er am Tage vorher so freudig mit den Söhnen ausgeritten war. Sein Gesicht war fahl, und die Augen, die tief in den Höhlen lagen, schauten mit unaussprechlicher Angst um sich; doch wagte er nicht zu fragen: „Wo ist sie?“ Als er aber seine schwer athmende, furchtbar entstellte Magdalena sah, brach er in die Knie! Hätte er sie erst erblickt, als man sie hinaustrug! Sie lag noch immer in tiefer Betäubung; nur einmal, als Dilge ihre Wunden auswusch, hatte sie die Augen geöffnet. Die Kranke schien es auch zu fühlen, als Herr Hansjakob sich über ihr Gesicht neigte; aber die Pflegerin zog ihn weg, daß er sie ungestört ruhen lasse; sie tröstete auch den Obervogt und gab ihm Hoffnung auf rasche Genesung, und nicht umsonst. Wenige Tage später war Frau Bischof im Stande aufrecht zu sitzen und in Gegenwart aller ihrer Lieben die Abgeordneten zu empfangen, welcher ihr den Dank und die Bewunderung der Stadt für die muthige That und die Errettung des Schlosses überbrachten.

Die furchtbaren Stunden, die Herr Bischof auf seinem stürmischen Heimritte durchgemacht, hatten sein volles braunes Haar gebleicht und Furchen in das blühende Antlitz gegraben. Es mochte ihm zuerst als ein Blendwerk der Sinne erscheinen, als er statt des erwarteten Trümmerhaufens das Schloß noch stehend fand. Das Ritterhaus war verschont geblieben. Der dichte Rauch hatte den Dachboden so angefüllt, daß die glimmenden Stellen nicht aufstammen konnten; aber das Gebälke war ganz geschwärzt von der Glut. Es war ein Glück, daß zur Zeit des Feuers völlige Windstille herrschte.

Das Schloß erlitt im nämlichen Jahrhundert einen zweiten Brand.

Während drei Jahren blieb Hansjakob Bischof noch auf Ramstein. Ihm folgte Jeremias Fäsch und als letzter Ramstein'scher Obervogt Hans Heinrich Falkner. Im Jahre 1668 wurde die Obervogtei dem Amte Waldenburg einverleibt, und die Schloßgüter verliehen. Ritter Lucas Schaub erhielt 1736 als Erkenntlichkeit für seine am königlichen Hofe von Paris geleisteten Dienste die lebenslängliche Nutzung des Schlosses und der Schloßgüter. Dasselbe wurde nach ihm dem Lucas Fäsch zu Theil bei Anlaß seiner rühmlichen Berrichtungen in Paris.

Zur Zeit der großen Theurung 1770 und 71 ließ die Regierung zu Basel den Thurm durch bedürftige Leute aus der Gegend abtragen. Das Uebrige zerfiel allmählich und bezeichnen nur noch jetzt einige Mauerreste die Stätte, wo das Schloß Ramstein stand; aber die hochherzige Heldenthath der Obervogtin, Magdalena Bischof, geb. Platter, wird nie der Vergessenheit anheimfallen.

# Bruderschaften und Zünfte

zu Basel im Mittelalter.

Von

Rudolf Wackernagel.

---

„Darumb vor allen dingen thun sich die hände  
und brüderschaften in der arbeit zusammen, das  
ir gang leben in cristenlicher zucht und lieb  
geordnet sy und die arbeit selber geregelt werde.“  
ein cristlich ermanung 1513.

**I**m nachfolgenden wird ein Versuch gemacht, über das so anziehende Institut der mittelalterlichen Bruderschaften Mittheilungen aus baslerischen Quellen zu geben; diese Quellen sind einige Urkunden und Ordnungsbücher des Staatsarchivs und der bis jetzt erschlossenen Zunftarchive; vereinzelt konnte auch aus der gedruckten Literatur beigebracht werden.

Dabei ist ein Hauptgewicht auf die nationalöconomische Bedeutung der Bruderschaften gelegt, ihr religiöses und kirchliches Wesen nur nebenbei berührt worden, ohne doch zu verkennen, daß jene ihre starke Wurzeln nur in diesem gehabt habe.

Bruderschaft ist eine freie Vereinigung, gebildet zu Erreichung eines religiösen Zwecks, und im Hinblick auf diesen Zweck thätig zum Wohle des einzelnen Bruders, der Bruderschaft oder der Allgemeinheit. Im weiten Umkreise dieser Grenzen des Begriffs sind die verschiedenartigsten einzelnen Bildungen möglich.

Die der Bruderschaft zu Grunde liegende tiefere Idee ist ohne Zweifel der die ganze Lehre der christlichen Kirche erfüllende Gedanke, daß die Glieder dieser Kirche Brüder und eines dem andern gleich sei.<sup>1)</sup>

Es ist nicht dieses Ortes, näher auszuführen, wie dieser Gedanke der christlichen Lehre in den ersten Zeiten auch die Form und Organisation der Kirche bestimmte, wie dann in späterer Entwicklung in dem äußern Bau der Kirche die der Idee völliger Brüderlichkeit entgegenstehende hierarchische Gliederung sich ausbildete, wie aber das durch diese Form unberührte Princip doch auch da noch Anlaß fand, sich auch in äußern Lebensformen wirksam zu zeigen. Als solche Formen, die wenigstens zu einem Theile ihres Bestehens eine Verwirklichung jener christlichen Lehre darstellen, sind vor allem die Klöster zu nennen, dann aber auch die an die Klöster angeschlossenen Conversbrüder, Tertiärer, und alle die zahllosen Bildungen freier Vereinigungen, Sammlungen, Brüderhäuser, Beggarden, Beginen u. c.

Nicht übersehen bleibt, daß bei allen diesen Formationen noch manch andre Motive zu ihrer Entstehung beitrugen; sie sind nur genannt, weil sie zu denjenigen uns beschäftigenden Verbänden überleiten, welche, wenn wohl auch ebenfalls anderweitigen Einflüssen und Triebkräften unterworfen, doch die Idee einer brüderlichen Verbindung nicht nur schon in ihrem Namen aufs bewußteste, sondern auch in ihrem Wesen aufs deutlichste zur Verwirklichung zu bringen sich bestreben. Diese Verbände sind die Bruderschaften.

Es wird natürlich nicht mit Sicherheit bestimmt werden können, in welchem Grade die neben dieser christlichen Grundlage zur Bruderschaft hindrängenden Bestrebungen vorhanden waren. Man hat dabei namentlich an den ja

besonders in Deutschland mächtig entwickelten Drang zur Association, zur Genossenschaftsbildung, zu denken.<sup>2)</sup> Aber daß bei den Bruderschaften die religiöse Idee doch die zunächst bildende Kraft war, zeigen die bei allen Bruderschaften bestehenden, bei andern Genossenschaften fehlenden Bestimmungen der gegenseitigen Hilfeleistung und Unterstützung in Krankheits- und Todesfall; diese für volkswirtschaftliche Betrachtung gewiß erheblichste Seite der Bruderschaften wäre ja ohne diese religiöse Tendenz für jene Zeiten gar nicht denkbar.

Der Verband der Bruderschaft tritt uns in den aller- verschiedensten Formen entgegen.

Allen diesen gemeinsam, weil aus dem Wesen der Bruderschaft sich ergebend, sind folgende Thätigkeiten: Verehrung von Heiligen, gemeinsame Andachtsübung, gegenseitige Unterstützung vor und nach dem Tode.

Es giebt Bruderschaften, welche sich mit Verfolgung dieser Zwecke begnügen, andere aber fügen noch neue hinzu, wie: Wohlthätigkeit gegen außen, Unterstützung und Beförderung frommer Werke, baulicher Unternehmungen, u. s. w.

### I. Bruderschaften von Geistlichen.

Es handelt sich hier um diejenigen Verbände von Geistlichen, welche in Norddeutschland unter dem Namen der Kalande, der Kalandsgilden bestanden, anderwärts unter der Bezeichnung von Collationen, Capiteln, u. s. w.

Der Name Kaland rührt her von der schon durch kirchliche Verfügungen des 8. Jahrhunderts vorgeschriebenen Übung, daß die Priester eines gewissen Districts an den Calendä, dem ersten Tage jedes Monats, sich versammelten



um einen gemeinschaftlichen Gottesdienst zu feiern, über die Angelegenheiten ihres Amtes sich zu berathen, und ein Mahl abzuhalten.

Entweder als Fortbildung dieser Einrichtung, oder hie und da vielleicht auch ohne einen solchen Vorgang, bestanden dann die Bruderschaften der Geistlichen, welche seit dem 13. Jahrhundert in jeder Stadt Deutschlands an wenigstens einer, oft auch an mehreren Kirchen nachgewiesen werden können. Ihr Wesen ist aber ein anderes als das der alten Kalande. Denn wenn bei diesen der Verband bestanden hatte in der Zugehörigkeit zum gleichen Bezirke, so war nun in den Bruderschaften neben dieser Zugehörigkeit eine andere besondere Vereinigung vorhanden, welche ihren eigenen Zwecken diente. Als solche erscheinen natürlich auch religiöse Zwecke, wie gemeinsame Andachtsübungen und Begehung von Seelenmessen für verstorbene Brüder. Daneben bestehen aber hie und da noch andere Satzungen über gemeinsame Mahlzeit, Vertheilung von Brot, u. dgl.

Im Laufe der Zeit verwißte sich der ursprüngliche Character dieser Bruderschaften als ausschließlicher Vereinigung der Geistlichen eines Bezirkes oder einer Kirche, indem auch Laien in bestimmter Zahl der Eintritt in dieselbe gestattet wurde, wie denn überhaupt der geistliche Character der Verbindung — vielleicht gerade deshalb weil die Mitglieder Geistliche waren und also schon anderweitig mit vielen kirchlichen Verrichtungen sich befaßten — vor den Zwecken der Geselligkeit und der Verwaltung eines oft sehr beträchtlichen Vermögens nicht selten zurückgetreten zu sein scheint.<sup>5)</sup>

Eine solche Bruderschaft läßt sich nun auch für Basel nachweisen, leider mangeln aber gerade hier die nothwendigsten Documente zur Erkenntniß der Organisation dieser Verbindung.

Die Geistlichen eines Bezirkes des Bisthums Basel, nämlich des decanatus St. Johannis super atrio, waren wahrscheinlich schon in früherer Zeit auch zu gemeinsamen geistlichen und geselligen Berrichtungen verbunden gewesen. Im 13. Jahrhundert entstand die St. Johannesbruderschaft auf Burg,<sup>4)</sup> zu welcher die Capläne des Münsters und außer diesen noch einige Geistliche aus den der Stadt zunächst liegenden Gemeinden gehörten. Auch Weltliche konnten später als Laienbrüder den Zutritt in diese Bruderschaft erhalten. Sie hatte ihre eigene Capelle mit mehrern Altären, die St. Johannescapelle, und ihre Angelegenheiten wurden geleitet durch Decan Kämmerer<sup>5)</sup> und Sechser. In welcher Weise aber ihre innere Organisation gewesen sei, ist leider nicht mehr zu sagen; die noch erhaltenen Urkunden dieser Bruderschaft — alle übrigen sind schon am Anfang des 15. Jahrhunderts durch Brand untergegangen — betreffen nur den reichen Besitz an Gütern und Renten, welchen sie in und außerhalb Basels besaß.<sup>6)</sup> —

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß diese Geistlichen-Bruderschaften in der Entwicklung des Instituts eine viel weniger hervorragende Stellung einnehmen, zur Erkennung des Wesens derselben auch minder geeignet sind, als diejenigen, deren Genossen dem weltlichen Stande angehören, als die Laienbruderschaften.

## II. Laienbruderschaften.

Es wird keine Stadt des Mittelalters genannt werden können, in welcher nicht Bruderschaften bestanden hätten. Und zwar waren sie das ganze Mittelalter hindurch vorhanden; aber ihren Höhepunkt, ihre größte Bedeutung und

weiteste Verbreitung erreichten sie gegen Ende dieser Periode. Seit Schluß des 14. Jahrhunderts werden zahlreiche Neugründungen von Bruderschaften erwähnt, oder auch Umgestaltungen, Erweiterungen alter schon bestehender gemeldet. Es war die Zeit höchster Steigerung des kirchlichen Lebens auf allen Gebieten,<sup>7)</sup> und in diese Zeit der Kirchenbauten, der zahllosen Stiftungen von Altären, Pfründen, Messen, der Errichtung von Capellen, der Wallfahrten, u. s. w., paßt durchaus auch die Stärkung des bruderschaftlichen Elements. Es waren die Bruderschaften Gründungen, welche die Kirche in hohem Grade begünstigte.

Dem Wesen der Bruderschaft entspricht, daß ihre Thätigkeit hauptsächlich oder ausschließlich in der Theilnahme an kirchlichen Acten bestand. Hauptsächlich oder ausschließlich; denn es gab Bruderschaften, die nur diesem Zwecke lebten, bei denen der genossenschaftliche Verband nur zur Organisation der frommen Uebungen diente. In dieser Richtung sind zu nennen die alten Bruderschaften gemeinsamen Punkte: Vereinigung der Genossen zur Verehrung eines gewissen Heiligen und daher Vereinigung (mit Zwangsmitteln) zur Andacht an den bestimmten Tagen. Damit im Zusammenhang stand der Anschluß an eine Kirche, wofür selbst diese Andachten zu begehen waren, und die Bestimmung eines Altars in derselben. Auf oder vor diesem Altare wurden dann die Kerzen durch die Bruderschaft unterhalten,<sup>8)</sup> sie hatte da und dort auch für einen Priester zu sorgen. Sie stattete ihn aus mit kirchlichen Zierrathen, vielleicht auch mit Besitz von Gütern u. s. w. In dieser Weise stellt sich die Bruderschaft dar als die feste durch Satzungen geregelte Genossenschaft zum Zwecke der regelmäßigen Begehung kirchlicher Handlungen.

Dies ist der Kern der Bruderschaft, möglicherweise auch ihre einzige Erscheinung. Aber eine Erscheinung, die für die Geschichte des kirchlichen Lebens von hohem Interesse, für eine andere Betrachtungsweise, namentlich für die social-geschichtliche, ohne sonderlichen Werth ist. Der Werth der Bruderschaften für die letztere liegt vielmehr in den aus diesem rein kirchlichen Trieb sich ergebenden Aeußerungen, die in den meisten Fällen auch bei jeder Bruderschaft wirklich nachzuweisen sind. Als solche Aeußerungen sind zu nennen:

Sorge für arme Genossen, Sorge für kranke Genossen, Sorge für das Begräbniß verstorbener Genossen. Unterstützung einer Kirche, Wohlthätigkeit gegen außen in allen Arten, Unterstützung andrer frommer und guter Werke, wie der Pilgerfahrten u. s. w.

Bevor auf die Betrachtung dieser einzelnen Thätigkeiten eingetreten werden kann, sind die bis jetzt bekannt gewordenen Bruderschaften Basels im Mittelalter namhaft zu machen; dabei werden diejenigen, deren Glieder alle zugleich Berufs- oder Gewerbsgenossen waren, von den übrigen getrennt aufgeführt.

**A. Laien-Bruderschaften, deren Glieder nicht alle zugleich  
Berufsgenossen sind.**

St. Anna-Bruderschaft bei den Dominicanern.

St. Anna-Bruderschaft in Klein-Basel.

St. Dominicus-Bruderschaft bei den Dominicanern.

St. Jakobs-Bruderschaft bei St. Leonhard.

St. Jakobs-Bruderschaft im Siechenhause.

St. Marien-Bruderschaft für den Bau des Münsters.

St. Marien-Bruderschaft bei den Barfüßern.

- St. Marien-Bruderschaft bei den Dominicaneru.  
St. Duofrio-Bruderschaft.  
St. Pantaleons-Bruderschaft.  
St. Petrus Martyrbruderschaft bei den Dominicaneru.  
St. Sebastians- und Antonius-Bruderschaft bei den  
Augustinern.  
Spital-Bruderschaft.  
St. Thomas-Bruderschaft bei den Dominicanern.  
St. Wolfgang-Bruderschaft bei St. Leonhard.
- 

B. Laien-Bruderschaften, deren Glieder alle zugleich  
Berufs-Genossen sind.

Bruderschaft der Gärtner.

- " " Gerber zu St. Oswald.  
" " Grantücher und Klebente.  
" " Hufschmiede im Münster.  
" " Krämer zu St. Andreas.  
" " Küfer bei St. Martin.  
" " Messerschmiede.  
" " Müllerknechte im Klingenthal.  
" " Klebente zu St. Theodor.  
" " Schildknechte im Münster.  
" " Schlosserknechte bei St. Leonhard.  
" " Schneider und Kürschner im Spital.  
" " Schneidergesellen bei den Augustinern.  
" " Schustermeister bei den Dominicanern.  
" " Schustergesellen bei St. Martin.  
" " Webergesellen im Spital.  
" " Weinsente im Münster.

Es ist natürlich, daß dieses Verzeichniß noch sehr wird erweitert werden können; denn wenn man vernimmt,<sup>9)</sup> daß in Cöln an 80, in Lübeck an 70, in Hamburg gar über 100 Bruderschaften bestanden, so hat man auch für Basel eine viel größere Reihe als die eben gegebene anzunehmen. Namentlich darf behauptet werden, daß bei allen Hauptwerken Bruderschaften bestanden; eine weitere Erschließung der Zunftarchive wird daher auch in dieser Hinsicht neue Ergebnisse bringen können.

Von einigen der genannten Bruderschaften sind uns ausführlichere Nachrichten erhalten worden, von den übrigen ist oft nur der Name überliefert.<sup>10)</sup> Was jene enthalten, ist Folgendes:

### 1. Wer bildet die Bruderschaft?

Diese Frage wird verschieden zu beantworten sein; denn entweder sind es die Genossen eines Berufs, die auf dem Grunde des gemeinsamen Bodens zur Bruderschaft zusammengetreten sind,<sup>11)</sup> — oder es sind solche, die ohne dies sich vereinigt haben.

Entweder sind es nur Brüder (wie bei den Gesellenbruderschaften), oder es nehmen auch Schwestern an der Bruderschaft Theil; diese besitzen ganz die gleichen Rechte wie die Brüder.<sup>12)</sup>

Eine weitere Verschiedenheit ergibt sich bei einer Bruderschaft von Berufsgenossen daraus, ob der ersten Absicht gemäß wirklich nur Solche an ihr Theil nehmen oder ob auch Nichtberuflichen der Eintritt gewährt wird. Letzteres ist nämlich in der Dauer des Bestehens oft geschehen. Ein deutliches Beispiel hievon giebt die Bruderschaft der Schildknechte. Sie war 1384 gegründet worden durch die Schildknechte zu Basel, also diejenigen, welche ritterlichen Herren

den Schild zu tragen, Knappen- und Reitknechtdienste zu verrichten hatten. Dem entsprechen auch die Namen auf den noch erhaltenen Listen der Brüder: Der Knecht Herru Johannes Schalers, der Knecht Herru Ernis von Bärenfels, Junker Heinrich Münchs Diener u. s. w. Dies ändert sich seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts. Da erscheinen im Verzeichnisse noch andere Namen, gewöhnliche Bürger, Handwerker, sogar Geistliche, Frauen u. s. w.<sup>13)</sup> In der neuen Bruderschaftsordnung von 1492 wird ausgesprochen, daß dieser Eintritt anderer Personen, die nicht Schildknechte, sehr überhand genommen habe, und daß darauf Rücksicht genommen werde müsse; es geschieht dies dann in der Festsetzung der Art des Begräbnisses, welches bei Schildknechten mit etwas andern Feierlichkeiten geschehen soll, als bei solchen Brüdern, die diesem Stande nicht angehören.

Auch bei der Wolfgangs-Bruderschaft wird auf die verschiedenen Arten von Brüdern Rücksicht genommen: Priester, Edelmann und Rathsmann brauchen sich nicht zum Meister wählen zu lassen; Priester sind auch des Frohnfastengeldes frei; dagegen müssen sie am Vorabend des St. Wolfgangs-festes die Vigilie singen und lesen.<sup>13a)</sup>

Wenn nun auch namentlich bei den Bruderschaften der Handwerker festgesetzt wird, daß keiner der nicht zum Handwerk gehöre Aufnahme finden solle, — so ist andrerseits doch ebenso ausdrücklich gesagt, daß Angehörigkeit zum Handwerk keineswegs Eintritt in die Bruderschaft bedinge;<sup>14)</sup> wie z. B. die Bruderschaftsordnung der Müllerknechte 1427 es ausspricht: es solle kein Knecht noch Knabe zu dieser Bruderschaft gedrängt oder genöthigt werden, sondern er soll es williglich und gerne thun und darum bitten.<sup>15)</sup>

Eine besondere Stellung in Bezug auf die Mitgliedschaft nimmt die St. Jacobsbruderschaft zu St. Leonhard ein.

Sie nannte sich: „Elende Bruderschaft des heil. Zwölfboten Jacobus in dem würdigen Gotteshaus St. Leonhard zu Basel.“ — Elende Bruderschaft — Mit diesem Namen wurden sonst meist diejenigen Bruderschaften bezeichnet, welche sich mit Pflege, Besorgung, Beherbergung und Unterstützung fremder landfahrender Leute, namentlich der Pilger, abgaben. So z. B. in Frankfurt a. M., in Ravensburg u. a. w.<sup>16)</sup> Hier in Basel war die Elende Bruderschaft St. Jacobi eine andere Verbindung: sie war die Bruderschaft der Elenden selbst, also der Fremden, der Heimatlosen, der Fahrenden, der Bettler u. s. w., derer, die wir heute Vaganten nennen. Sie hing darum enge zusammen mit der bekannten Freistätte dieses Landfahrervolks auf dem Kohlenberg. Aus eben dem Grunde dieser Natur der Genossen war hier auch die bei den andern Bruderschaften übliche Beschränkung auf das Gebiet von Basel nicht vorhanden; es gab neben den Brüdern von Basel auch viele auswärtige Brüder; letztere hatten ihre besondere Versammlungsstätte eben auf dem Kohlenberg, und ihren besondern Vorsteher, den Meister vom Berge.<sup>17)</sup>

Es ist aber gewiß bezeichnend, daß auch eine solche Menschenklasse, ohne festen Beruf, ohne Heimat und ohne bleibenden Wohnsitz sich zu einer Bruderschaft zusammenschloß; es zeigt dies, wie stark überall das Bedürfnis zur genossenschaftlichen Verbindung war und wie selbstverständlich es erschien, diese Verbindung zu einer auf religiösem Boden stehenden zu machen. Man vergleiche aber damit die ebenso merkwürdige Bruderschaft, welche die Injassen des Ausjätigen-Hauses zu St. Jacob an der Brs unter sich bildeten;<sup>18)</sup> sehr wahrscheinlich als ein Glied jener großen Bruderschaft, welche alle Ausjätighäuser längs dem Rheine verband.<sup>19)</sup>



## 2. Vorstand der Bruderschaft.

An der Spitze der Bruderschaft stehen die Meister,<sup>20)</sup> Brudermeister genaunt, auch Kerzenmeister, Büchsenmeister. In ihren Händen liegt die Leitung aller Angelegenheiten, die Verwaltung des Vermögens u. s. w. Bei der St. Jacobsbruderschaft finden wir zwei Meister: den einen wählen die zu Basel weilenden Brüder, den andern die auswärtigen. Bei den Schildknechten sind es drei, von denen einer das Buch mit Ordnung und Bruderliste,<sup>21)</sup> der zweite die Büchse, der dritte die Schlüssel zur Büchse und die Kerzen zu verwalten und zu verwahren hat. Diese Meister beziehen Eintrittsgeld und Frohnfastengeld, sie ordnen die Versammlungen, bieten auf zur Leidfolge. Sie werden aber nicht durch die Brüder gewählt, sondern die abtretenden Meister wählen jährlich die Meister für das folgende Jahr.<sup>22)</sup>

## 3. Vermögen der Bruderschaft.

Bei der Aufnahme hat der Bruder eine Gebühr in die Büchse der Bruderschaft zu entrichten;<sup>23)</sup> außerdem werden von jedem Bruder alle Fronfasten, bei einigen Bruderschaften<sup>24)</sup> alle Wochen Beitragsgelder erhoben. Endlich sind auch außerordentliche Vergabungen durch Brüder, Vermächtnisse<sup>25)</sup> u. s. w. vorgesehen.

Die Verwendung des so gebildeten Vermögens ist eine sehr verschiedene. In erster Linie hat es zu dienen für Ermöglichung der gottesdienstlichen Handlungen, für Schmuck und Ausstattung des Gotteshauses oder Altars, für Beschaffung der Kerzen.<sup>26)</sup> Dann sind daraus die Zahlungen zu bestreiten, welche die Bruderschaft an das Gotteshaus, bei welchem sie eingebudert ist, zu entrichten hat. Diese Zahlungen sind die Gegenleistung der Bruderschaft für die Leistung des Klosters oder Stifts an Messelesen u. dgl. Wie

aber das Verhältniß zwischen beiden auf die verschiedenste Art geregelt sein kann, so geschehen auch diese Zahlungen auf verschiedene Weise. Die St. Jacobs-Bruderschaft z. B. hatte dem St. Leonhardsstift jährlich 5 Gulden zu entrichten, während andere Bruderschaften nach jeder einzelnen Verrichtung, Seelenmesse u. s. w. dem ausübenden Priester ein bestimmtes Entgelt zu zahlen hatten.<sup>27)</sup>

Endlich war aber die Bruderschaftsbüchse auch noch dazu bestimmt, die für die Unterstützung armer oder kranker Brüder nöthigen Zahlungen zu bestreiten, von welchen gleich zu reden sein wird.

Daß übrigens das Vermögen der Bruderschaft auch in liegendem Gute bestehen konnte, zeigen mehrere Beispiele: die St. Pantaleonsbruderschaft hatte ein eigenes Haus in Klein-Basel,<sup>28)</sup> die St. Jacobsbruderschaft Haus und Scheuer auf dem Rohlsberg.<sup>29)</sup>

#### 4. Thätigkeit der Bruderschaft.

Bei der Betrachtung der Thätigkeit der Bruderschaft sollen hier ihre kirchlichen Uebungen und frommen Bräuche nur insoweit erwähnt werden, als sie von einer der Leistungen gegenseitiger oder nach außen wirkender Unterstützung nicht getrennt werden können. Im übrigen haben wir es nur mit diesen Leistungen zu thun. Als solche sind zu erwähnen:

##### a. Unterstützung armer und kranker Brüder.

Diese Unterstützung kann auf mancherlei Art geschehen, die Stiftungsbriefe enthalten darüber meist die genauen Angaben. So z. B. bei der St. Jacobsbruderschaft ist bestimmt: „wäre es der Fall, daß jemand von dieser Bruderschaft, er sei Schwester oder Bruder, in dem Land im Elend, Krankheit oder Armut erfunden würde, dem soll

sein Mitbruder oder Schwester zu Hilfe kommen mit zwei Schillingen zu Ehr und Lob des hl. Jacobus.“<sup>30)</sup> Also hier eine gegenseitige Krankenunterstützung der Genossen, ohne Inanspruchnahme der Bruderschaftskasse. Anders dagegen bestimmt die Ordnung der Müllerknechte: „Geschähe es, daß Gott über einen der Brüder verhängte, daß er siech und krank würde und nicht arbeiten und seine Nothdurft nicht verdienen könnte, demselben soll man auf sein Begehren aus der Büchse leihen 10 Sch.; wäre er aber länger krank, so mag man ihm gegen Pfand 1 lb. aus der Büchse leihen, und sollen ihm die Pfänder ein ganzes Jahr nach der Leihung aufbehalten werden.“<sup>31)</sup> Hier fungiert die Bruderschaftsbüchse als Vorschusskasse für Krankheitsfälle mit leichten Rückzahlungsbedingungen.

Wieder andere Bruderschaften sorgten für kranke Brüder dadurch, daß sie ein eigenes Bett im Spital erwarben; namentlich von Gesellenbruderschaften wird dies mehrfach berichtet. Der Spital erhielt von der Bruderschaft eine einmalige größere Zahlung und verpflichtete sich dafür, jeden aus der Bruderschaft, welcher krank in den Spital gebracht würde, zu verpflegen; starb dann dieser darin, so war sein mitgebrachtes Gut dem Spital verfallen.<sup>32)</sup>

Endlich ist noch die Ordnung der Schildknechte ihrer Besonderheit wegen zu nennen.<sup>33)</sup> Dieselbe thut keiner finanziellen Unterstützung des Kranken Erwähnung, sondern bestimmt, daß wenn ein Bruder krank werde und des heil. Sakramentes begehre, dieses, wenn es zu ihm gebracht werde, mit der Kerze der Bruderschaft begleitet werden solle.

b. Leidfolge, Seelenmesse und Jahrzeit für  
verstorbene Brüder.

Hier liegt das Schwergewicht der bruderschaftlichen Thätigkeit, derjenige Punkt, auf dessen Regelung jeweiligen

die größte Sorgfalt verwendet wurde. Wenn man die Statuten vieler Bruderschaften durch ganz Deutschland vergleicht, so wird man allüberall neben den Bestimmungen über die gemeinsamen Andachten, über Bezündung des Altars u. s. w., namentlich Satzungen über das Begräbniß verstorbener Brüder durch die Bruderschaft vorfinden.

Die Ordnung lautet im allgemeinen und bei allen Bruderschaften gleichmäßig so: So oft ein Bruder oder Schwester<sup>34)</sup> gestorben ist, soll der Bruderschaftsknecht allen Brüdern und Schwestern dies verkünden und ihnen ansagen, die Leiche zu Grabe zu geleiten, der Bahre zu folgen. Diejenigen, welche ohne gerechten Grund diesem Bote nicht Folge leisten, haben Buße zu zahlen.<sup>35)</sup>

Das Geleite besteht in der Vortragung der Fahne oder des Kreuzes der Bruderschaft, in der Bedeckung der Bahre mit einem der Bruderschaft gehörenden Tuche,<sup>36)</sup> Einhertragen von Kerzen, Folge der Brüder und Schwestern hinter dem Sarge bis zum Grabe.<sup>37)</sup> Mit dem Begräbniß ist eine Seelenmesse verbunden, die auf dem Altar der Bruderschaft abgehalten wird, und an welcher alle Brüder theilnehmen müssen; diese Seelenmessen werden wiederholt am siebenten und am dreißigsten Tage nach dem Tode.<sup>38)</sup> Endlich kommen dazu noch die an bestimmten Tagen abgehaltenen Jahrzeiten für alle Verstorbenen der Bruderschaft.<sup>39)</sup>

Pflicht der Bruderschaft also das feierliche Geleite der Leiche; hiezu kam in gewissen Fällen ein weiteres.

Im Mittelalter gab es keine besonderen Leichenträger, vielmehr galt es als Liebespflicht der nächsten Angehörigen, Verwandten und Freunde, den Verstorbenen selbst zu Grabe zu tragen; wo dies geschah, hatte die Bruderschaft nur den Trägern nachzufolgen. Anders aber verhielt es sich da, wo der Verstorbene ohne Familie oder wo diese arm und mittel-

los war; hier traten nicht nur die Genossen der Bruderschaft als Träger ein,<sup>40)</sup> sondern die Bruderschaft übernahm auch alle Bejorgung und Kosten. Unter diesen Kosten sind außer den gewöhnlichen Beerdigungsauslagen namentlich die Gebühren zu verstehen, welche dem Priester, der dem Begräbniß anwohnte, zu entrichten waren, und in dem Falle, wo der Verstorbene in das Grab der Bruderschaft gelegt wurde, diejenigen Gebühren, welche der Geistliche seiner Kirchengemeinde, bei dem er hätte begraben werden sollen, als Entschädigung anzusprechen hatte.<sup>41)</sup> Diese Kosten wurden aus der Kasse der Bruderschaft entnommen; wo dieselbe nicht ausreichte, wurden sie auf die einzelnen Brüder vertheilt und bei diesen erhoben.<sup>42)</sup>

Außer dieser Uebernahme der Kosten konnte die Bruderschaft dem mittellosen verstorbenen Bruder noch das schon erwähnte eigene Grab gewähren. Ein solches oder auch mehrere solcher besaß nämlich wohl jede Bruderschaft in demjenigen Gotteshause, bei welchem sie eingebrudert war;<sup>43)</sup> genaue Regeln bestanden über deren Benützung, namentlich auch für den vorgesehenen Fall, daß bei einem allgemeinen Sterben das Bruderschaftsgrab nicht hinreichen sollte.<sup>44)</sup>

Das zu Grabe tragen, das Gewähren des Grabes selbst, das Uebernehmen der Kosten war also Sache der Bruderschaft da, wo der Verstorbene arm und wo er ohne Verwandtschaft und Freundschaft war.<sup>45)</sup> Es trat dieser Fall namentlich ein in den zahlreichen Bruderschaften der Gesellen. Hier, wo der verstorbene Geselle meist ohne Familie war und seine Heimat anderswo hatte, war es eine große Wohlthat, daß seine Genossen ihn für ein anständiges und christliches Begräbniß besorgt waren und auch für die Kosten aufkommen konnten.<sup>46)</sup>

c. Sonstige Leistungen.

Neben den schon erwähnten Hauptthätigkeiten der Bruderschaft sind nun noch einige wenige andere kurz zu berühren.

Es kommt hiebei in Basel zunächst in Betracht die Spitalbruderschaft.

Dieselbe wird schon frühe erwähnt als eine Vereinigung von Brüdern und Schwestern, welche die im Spital versorgten Dürstigen und Kranken pflegten. Es geschah dies in verschiedener Weise, indem die Einen sich Jahraus Jahrein mit der Krankenpflege beschäftigten, und indem andre sich zu Dienstleistungen bloß für einige Tage in der Woche verpflichteten.

Diese Bruderschaft hatte zugleich eine gewisse Leitung auch der ökonomischen Angelegenheiten des Spitals in Händen.<sup>47)</sup>

Sodann ist hier zu nennen die Bruderschaft des Hauses u. L. F. auf Burg. Es war dies eine durch das ganze Bisthum Basel verbreitete Bruderschaft, deren Glieder zu Gaben an den Bau des Münsters sich verpflichteten; sie hatte ihren eigenen Altar im Münster und bestimmte Tage der gemeinsamen Andacht. Da der Eintritt in diese Bruderschaft zahlreicher Ablässe theilhaftig machte, so war sie reich an Mitgliedern, und es entspricht dem die von ihr dem Baue des Münsters gewordene kräftige Unterstüzung.<sup>48)</sup>

---

Soviel von den Bruderschaften. Welches ist nun ihre Bedeutung für die Geschichte der Zünfte?

Es ist das Verdienst Nitschs,<sup>49)</sup> zuerst eine klare Unterscheidung der verschiedenen Bildungsformen Gilde, Zunft, Amt, Bruderschaft aufgestellt und aus den Quellen dargethan

zu haben. Nach seinen Ausführungen wäre folgender Vorgang in der Entstehung der Zünfte anzunehmen:

In ältester Zeit bewegt sich das Handwerk noch völlig im Gebiete des Hofrechts, der Hörigkeit. In demselben sind die Handwerker nach Art ihres Berufes eingeteilt in *Acemter*, *Officia*, die noch in völliger Abhängigkeit von dem Hofhalt des Herrn stehen.

Zu diesem Zustand brachte die Errichtung einer Bruderschaft<sup>30)</sup> ein ganz neues Leben und die Möglichkeit freier Entwicklung. Zunächst freilich geschah eine solche Bruderschaftserrichtung durch die Mitglieder eines *Officium*s rein zu kirchlichen Zwecken. Sowie aber diese Constitution geschehen war, die neue Vereinigung sich festgelebt hatte, gab sie den in ihr zusammengeführten Gewerbsgenossen die Möglichkeit, auch für andere als nur kirchliche Interessen Beschlüsse zu fassen, ein Vermögen zu sammeln und zu verwerten. Damit war der Uebergang zu neuen freieren Verhältnissen eröffnet, das autonome Element war durch die Bruderschaft geweckt und gesichert worden.

Dies der Vorgang im frühern Mittelalter. Da nun, wo in dieser Zeit noch keine Bruderschaft sich gebildet hatte oder wo überhaupt die Anfänge der Stadt erst später liegen, z. B. Lübeck, ist ein anderes Verhältniß zu beobachten, die sog. Verleihung des Amtes; dies ist die Erlaubung und Genehmigung Seitens der Herrschaft der Stadt, daß ein Amt, d. h. hier ein schon festorganisiertes Gewerbe, sich bilde. Es wird damit Kraft höherer Gewalt die Entstehung einer Genossenschaft hier gestattet, welche dort auf dem langsameren aber selbständigeren Wege der Entwicklung sich gebildet hat.

So lauten die Ausführungen von Rizsch; es wird nun zu untersuchen sein, inwiefern dieselben auch für Basel zu acceptieren seien.

Von den Basler Zünften sind bis jetzt nur sechs sog. Stiftungsbriefe bekannt geworden, nämlich die der Kürschner von 1226,<sup>51)</sup> der Metzger<sup>52)</sup> und der Zimmerleute und Maurer<sup>53)</sup> von 1248, der Schneider<sup>54)</sup> und der Gärtner<sup>55)</sup> von 1260, der Weber<sup>56)</sup> von 1268.

Diese 6 Urkunden zerfallen ihrem Inhalte nach in zwei Gruppen:

1) Die drei ersten, von 1226 und 1248, die auch in ihrer Abfassung fast wörtlich übereinstimmen, sagen aus, daß die pellifices, die lanistæ, die cementarii gypsarii carpentarii den Bischof gebeten haben, das »*condictum super operibus ipsorum pro honore et utilitate civitatis per ipsos noviter factum*« zu bestätigen; also eine eben erst, in letzter Zeit durch die Handwerker aufgestellte Vereinbarung und Satzung, und zwar ausdrücklich eine solche gewerblichen Inhalts. Der Bischof ertheilt die Bestätigung und giebt die einzelnen Artikel dieser neuen Ordnung an. Von diesen ist hier von Bedeutung nur die eine Bestimmung, daß von den zu entrichtenden Gebühren  $\frac{1}{3}$  dem Bischof,  $\frac{1}{3}$  der Stadt zufallen und  $\frac{1}{3}$  verwendet werden solle »*ad usus confraternie eorum, que vulgariter dicitur Zunft, quam in honore beate virginis Marie constituerunt.*« Also Zunft ist nur gleich Bruderschaft und ganz und gar der Name einer solchen kirchlichen Verbindung. Die Zunft in diesem Sinne bestand mithin schon, ehe sie durch die bischöfliche Confirmation ihrer Beschlüsse zu dem wurde, was wir heute Zunft nennen.

2) Die zweite Gruppe wird gebildet durch die Urkunden der Schneider 1260, der Gärtner 1260, der Weber und Leinwetter 1268. Ihr gemeinsames ist vor allem darin zu finden, daß von einem durch die Genossen angestellten *condictum*, das dem Bischof zur Bestätigung unterbreitet wird,



durchaus nichts gesagt ist. Vielmehr erklären hier die Bischöfe, daß sie den Handwerkern auf ihre Bitte eine Zunft erlauben, geben, und stätigen. Und als Wesen der so verliehenen Zunft erscheinen dann alle die Punkte, welche in den frühern Urkunden festgesetzt sind, als aus dem *condictum* der Genossen hervorgegangen, zugleich mit Einschluß der auf die rein kirchlichen Verrichtungen der Bruderschaft bezüglichen Sätze. Es ist ersichtlich, daß hier statt des Resultates einer Entwicklung, eine einmalige Verleihung vorliegt, eine Neubildung. Und als Grund dieses Vorgehens wird angegeben, daß endlich auch diese letzten Gewerbe den andern gleichgestellt werden sollen.<sup>57)</sup>

Es ergibt sich also für Basel folgende Entwicklung:

Die Handwerker Basels waren im frühen Mittelalter ganz überwiegend, ja wohl ausschließlich Hörige.<sup>58)</sup> Sie wohnten im untern Teile der Stadt, die dasselbe Gewerbe treibenden in einer Straße beisammen. Dieser lokalen Vereinigung entsprach die Einteilung in Ämter, deren jedem ein Ministeriale des Bischofs vorgesetzt war.<sup>59)</sup>

Von diesen Ämtern waren einzelne, deren Genossen sich in frommer Absicht und zu kirchlichen Zwecken zu Bruderschaften zusammen thaten. Sie erlangten damit eine Autonomie erst nur in geistlichen Dingen; ihr Zusammenschließen gab ihnen aber die Möglichkeit, auch gewerbliche Dinge von sich aus zu bereden und Beschlüsse darüber zu fassen. Die so entstandenen Satzungen brachten sie vor den Bischof zur Bestätigung und erhielten diese. Die wichtigste dieser Satzungen war die Aufstellung des Zunftzwangs;<sup>60)</sup> durch Annahme derselben Seitens des Bischofs war die Schöpfung der Zunft vollzogen.

So in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Einige Jahrzehnte später erfolgen neue Gewährungen des Bischofs

an Handwerker des Inhalts, daß ihnen auf ihre Bitte die gleiche Stellung gestattet sein solle, welche andre Handwerker schon haben und genießen. Dies geschieht durch „Verleihung der Zunft,“ mit allen den Vorschriften gewerblichen und auch kirchlichen Inhalts, welche in den frühern Briefen enthalten sind. Es ist eine Neuschöpfung nach dem Vorbilde des auf dem Wege des Wachstums gewordenen Vorhandenen, ganz erinnernd an das von Nitsch erwähnte „Verleihen der Kämter“ zu Lübeck. Wie aber diese Neuschöpfungen doch nicht mehr völlig auf dem gleichen Boden mit jenen Bestätigungen aus dem Beginn des Jahrhunderts stehen, zeigt deutlich eine in diesen Urkunden enthaltene Bestimmung, die Bestimmung nämlich über diejenigen Autoritäten, welchen die Leitung und Ueberwachung der Verhältnisse der bestätigten resp. neugegründeten Verbindung zustehen soll.

In den drei ältesten Urkunden giebt der Bischof den Handwerkern:

1) einen Meister aus ihrer Mitte, auf ihr Begehren.

2) einen Ministerialen des Bischofs. Der letztere wird wohl zu betrachten sein als der gleiche Beamte, den schon die alten Officia vom Bischof zum Vorsteher erhielten. Er hatte die öffentliche Controлле auszuüben, während der Meister die innern gewerblichen der Autonomie des Verbandes übergebenen Dinge zu ordnen hatte.

Von diesem Verhältniß wird in den folgenden Urkunden in zweifacher Hinsicht abgegangen:

1) der bischöfliche Ministeriale wird gar nicht mehr erwähnt, er ist weggefallen.

2) der ebenbürtige Meister soll den Genossen nun nicht mehr vom Bischof gesetzt werden, sondern der Bischof erlaubt ihnen, sich denselben selbst zu wählen. In der Urkunde der Schneider 1260 wird nur dieser Meister genannt; die

Gärtner 1260 und die Weber 1268 sollen neben ihm sich auch noch Sechser leisten können.

Es ist aus diesen Bestimmungen leicht ersichtlich, welche Fortschritte die Bestrebungen der Handwerker innerhalb weniger Jahrzehnte gemacht haben. Ihre Autonomie ist ganz wesentlich erweitert. Und so wird auch hieran deutlich, daß bei diesen spätern Zunftbewilligungen ganz neue Bildungen vorliegen und sofort mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet auftreten, während jenen frühern Verleihungen noch die Reste der ältern gebundenen Zeit anhaften.

Es wird aus dem Gesagten deutlich geworden sein, welche mächtige Bedeutung für die Ausbildung der Zünfte den Bruderschaften inwobute. Sie waren dasjenige Gefäß, in welchem die Freiheit und Selbstverwaltung der Handwerker zu allererst sich entwickelte. Als dieselbe erstarrt war und keines schützenden Gefäßes mehr bedurfte, wurde dieses nicht beseitigt, nur bei Seite geschoben; die Bruderschaft bestand von nun an neben der Zunft weiter, sei es daß sie noch als besonderer Verband weiterlebte unter dem Namen Seelzunft,<sup>61)</sup> sei es daß sie in der Zunft aufging und nur in einzelnen Bestimmungen wirksam blieb. In jeder dieser beiden Weisen aber hatte sie diejenigen vielartigen Thätigkeiten zu erfüllen, von denen oben gehandelt worden ist.

## Anmerkungen.

1) Vgl. Ordnung der Schildknechte zu Basel 1492, Art. 1. Vgl. auch Luthers Sermon von den Bruderschaften 1519 in Zrnüschers Ausgabe der Schriften 27, 48.

2) Gierke, *Genossenschaftsrecht* I, 3.

3) vgl. namentlich Gierke, *Genossenschaftsrecht* I, 238.

4) vgl. Basel i. 14. Jh. S. 19f. Zahlreiche Urkunden im Dom-Stift Archiv, und anderswo.

5) So erklärt sich diese „räthselhafte“ Bezeichnung, Beiträge der Histor. Gesellsch. Neue Folge I, 126.

6) Es mag hier daran erinnert werden, daß die Geistlichkeit im Decanate Sisgau wohl auch eine Bruderschaft gebildet habe; wenigstens scheint das noch heute bestehende Kammergut der dortigen Geistlichen auf einen solchen Ursprung hinzuweisen.

7) vgl. Janßen, *Gesch. des deutschen Volkes* I, 606.

8) Diese Kerzen waren mit dem Zeichen der Bruderschaft be-  
maßt. Ordnung der Mülkernknechte zu Basel 1427.

9) Gierke I, 238.

10) Wo im folgenden von Zunft statt Bruderschaft und von Zunftgenossen statt Brüdern geredet ist, beruht dies auf den betr. Ordnungen, die, in späterer Zeit entstanden, allgemeine Zunftordnungen sind und bruderschaftliche Bestimmungen nur zum Theil enthalten.

11) Ursprünglich bilden nur die Meister, später die Gesellen oder Knechte eine besondere Bruderschaft. Vgl. Basel i. 14. Jh. S. 53 und Beiträge IV, 403. Ob auch Klosterleute einer Bruderschaft außerhalb des Klosters angehören konnten? vgl. Bruder Georg und die St. Anna Brud. Basl. Chr. I, 518.

12) vgl. z. B.: Ordg. der Schildknechte 1384, Art. 6. 1492, Art. 14.

13) So trat z. B. 1520 in die Bruderschaft der berühmte Buchdrucker Pamphilus Gengenbach. Ordnungenbuch Bruderschaften 2, Fol. 28.

14) Urkunde Leoub. 629.

15) vgl. dagegen Schanz, *Gesellenverbände* 73.

<sup>15)</sup> Schmiedebrunst, Ordnungenbuch VI, Nr. 1.

<sup>16)</sup> Kriegt deutsches Bürgerthum 86. 153. 160.

<sup>17)</sup> Ordnung 1480, Bruderschaften 3. Alljährlich am St. Jacobs-  
tage war zu Basel die Versammlung der hiesigen und auswärtigen  
Genossen der Bruderschaft; die Ordnung an diesem Tage regelte ein  
besonderes Kammerrecht von 1487. Bruderschaften 6.

<sup>18)</sup> St. 88. B. 1.

<sup>19)</sup> Kriegt 181.

<sup>20)</sup> Von diesem Amt befreit werden bei der St. Wolfgang'sbruder-  
schaft Priester, Edelmann und Rath'smann. Urk. Leonh. 629.

<sup>21)</sup> Solche Bruderschaftsbücher sind uns erhalten worden von  
der Brudersch. der Schildknechte, der Krämer, der Müllerknechte und  
der Schloßknechte. Verschieden von diesen Büchern ist das „Ielbuch,“  
das an dem Bruderschaftsaltare lag, und in welchem nur die ver-  
storbenen Brüder eingetragen waren.

<sup>22)</sup> Schildknechte Ordnung 1381. Art. 9. 10.

<sup>23)</sup> Bei der Wolfgang'sbruderschaft zerfällt die Gebühr in das  
Geld „umb die bruderschaft“ und das Geld „inzeuschreiben.“ Urk.  
Leonhard 629.

<sup>24)</sup> So bei den Müllerknechten.

<sup>25)</sup> 1452. Ursula von Lonsen, Wittinn des Junkers Rudolf von  
Halwilt, vermachet der „bruderschaft und gesellschaft der Schneiderknech-  
ten“ 100 <sup>fl.</sup> auf dem Hanje Walpach an dem Nadelberg. Gerichts-  
archiv Urkunden 415.

1497. Die Witwe Agnes Wöglers vermachet der „Bruderschaft  
des lieben himelfürten sant Wolfgang's in der lütlichen zu sant  
Lienhardt“ und „der bruderschaft des heiligen sant Jakobs daselbs“ je  
5 <sup>fl.</sup> S. Leonhard Urk. 814

1510. Der Carthänser Georg Carpentarii vermachet „ein swarze  
kapp mit grüner syden underzogen der bruderschaft sant Annen in  
mündern Basel.“ Basl. Chr. I, 518.

<sup>26)</sup> Besondere eigene Capellen hatten folgende Bruderschaften:  
die Krämer zu St. Andreas, die Gerber zu St. Oswald, die Kürer bei  
St. Martin, die eine der St. Anna-Bruderschaften vielleicht zu St. Anna  
vor dem Bläsihof. Doch ist dieses „Eigenthum“ als solches nur  
bezeugt für die St. Andreascapelle der Krämer; bei den andern be-  
stand wohl nur ein freies Benennungsrecht an der zu einer Haupt-  
kirche gehörenden Capelle.

Die übrigen Bruderschaften hatten ihre Altäre, die entweder von ihnen selbst gegründet und nur für sie bestimmt (in diesem Falle mit eigenem Caplan) oder auch Andern zugänglich waren — in den verschiedenen Kirchen, und zwar:

- im **Münster**: Altar der Marien-Bruderschaft für den Pau, gelegen inxta gradus dextri chori, geweiht 1493, März 17., zu Ehren der Jungfrau Maria, des hl. Kreuzes, und der Heiligen Stephanns, Blasius, Pantalus, Theodolus, Romanus, Johannes, Paulus, Mauricius und Genossen, Eucharis, Maternus, Barbara, Tecla, Regula, Katharina von Senis (Fabrikbuch des Münsters, im Archiv zu Karlsruhe, Fol. 234). Vgl. die abweichende Angabe: Zechter, Münster 31, und Basel im 14. Jahrh. 12.
- — Altar der Hufschmiebe, dem hl. Eulogius geweiht, mit einem Bilde dieses Heiligen, welches die Hufschmiebe 1488 durch Meister Hans Balduff hatten malen lassen. Schmiedenzunft Ordnungenbuch IV. Nr. 3 und Mannel Fol. 111.
- — Altar der Schildknechte, gelegen im Münsterkreuzgang, geweiht den zehntausend Rittern. Ordnung 1492. Art. 1. vgl. Zechter, Münster 38.  
Vor dem Hochaltar u. l. F. hatte die Bruderschaft der Schildknechte außerdem noch eine eigene große Ketz. Ordnung 1384. Art. 8.
- — Altar der Weinleute, geweiht zu Ehren des hl. Gallus, Weinleuten Ordnungenbuch A. Fol. 7.
- in der **Wartführerkirche**: Altar der Marienbruderschaft. vgl. Beitr. der Histor. Ges. I, 127.
- in der **Predigerkirche**: Altar der Anna-Bruderschaft; L. A. Burdhardt, Predigerkloster 7.
- — Altar der Dominicus Bruderschaft; ebd. 7. Zechter, Basel im 14. Jahrh. 125.
- — Altar der Marienbruderschaft, ebd. 6.
- — Altar der Petrus Martyr Br.; ebd. 7.
- — Altar der Schuhmeister, geweiht den heiligen Crispin und Crispinianus; ebd. 7.
- — Altar der Thomassbruderschaft; ebd. 7.
- in der **Augustinerkirche**: Altar der Schneidergesellen; Zechter, Basel im 14. Jh. 53. Beitr. der Histor. Ges. IV., 408.

in der **St. Leonhardskirche**: Altar der Jacobsbruderschaft, dem hl. Thomas geweiht. Urf. von 1481. Bruderschaften 4.

Sodann noch ein Altar derselben Bruderschaft, dem hl. Jacobus geweiht. Urf. von 1500: Leonhard 848a.

Ein Gemälde des hl. Jacobus als Pfleger der Bruderschaft erwähnt im St. Leonhards Weißbuch 1500, Fol. 128, befand sich wohl auf diesem Altare.

— — Altar der Wolfgangsbruderschaft, dem hl. Wolfgang geweiht, am „pfler zunecht by unser frouwen altar und by dem douffstein.“ Urf. Leonhard 629.

— — Marienaltar der Schloßerknechte; Bruderschaftsbuch derselben 11. 17.

in der **Martinskirche**: Altar der Schustergefallen; Fescher, Basel im 14. Jh. 53. Beitr. der Histor. Ges. IV, 403.

in der **Spitalkirche**: Altar der Schneider und Kürschner und der Weberknechte; Fescher, Basel im 14. Jh. 32.

in der **Klingenthalkirche**: Altar der Mülkernknechte, der hl. Maria geweiht. Schmiedenzunft Ordnungenbuch IV, Nr. 1.

in der **St. Theodorskirche**: Altar der Pantaleonsbruderschaft, gelegen vor dem Chor auf der Seite. St. Theodor C, Fol. 20.

— — Altar der Rebleute, dem hl. Theobulus geweiht; St. Theodor C, Fol. 72.

<sup>27)</sup> z. B. von der Wolfgangsbruderschaft erhielt der Leutpriester zu St. Leonhard 1 sh. frohnlastenlich, außerdem 5 sh. für die Predigt am St. Wolfgangstage; 1 sh., so er Brüder und Schwestern an der Kanzel verkündete (ihren Tod), 2 sh. bei der Jahrzeit. Der die Collect in der Vesper singende Caplan erhielt 1 sh., der Schulmeister von einer jeden Mess, einer Vesper oder Salve auch 1 sh., und der Provisor das „badgelt.“ Urf. Leonhard 629.

<sup>28)</sup> Urf. von 1484, Bruderschaften 5.

<sup>29)</sup> Urf. von 1508 u. 1509, Bruderschaften 9. 10. 11. 12.

<sup>30)</sup> Ordnung 1480, Bruderschaften 3.

<sup>31)</sup> Schmiedenzunft Ordnungenbuch IV, Nr. 1.

<sup>32)</sup> Verträge über solche Käufe von Bettstellen im Spital, sog. „Spitalbriefe,“ aus den Jahren 1502, 1509, 1516 für die Hufschmieds, Messerschmieds und Schloßergefallen enthält das Urkundenbuch der Schmiedenzunft S. 8. 10. 12. vgl. auch Fescher, Basel im 14. Jh. 31.

<sup>33)</sup> s. Ordnung 1384, Art. 5.

24) Bei den Weinleuten war bestimmt, daß man nicht gebunden sei, der Bahre eines zu folgen, der noch unter 15 Jahren gewesen war; ebenso waren auch die unter 15 Jahren ihrerseits nicht zur Folge verpflichtet. Weinleuten Ordnungenbuch A, Fol. 7.

25) Bei den Schildknechten durfte sich ein Bruder bei der Leidsfolge durch sein Eheweib vertreten lassen: Ordnung von 1384, Art. 7.

Bei den Weinleuten war die Verordnung, daß Meister und Sechß vor dem Hause sein sollen, bevor man die Todtenbahre aus demselben trägt, und auch in der Kirche bis nach geschenehem Begräbniß beim Grabe verweilen sollen. Weinleuten Ordnungenb. A, Fol. 374. 16.

26) Die in Zunftinventarien genannten Bahrtücher.

27) Bei den Mülkern war eine Pflicht der Brüder zur Folge nur dann vorhanden, wenn der Verstorbene im Grab der Brud. beigelegt wurde, sonst stand es im freien Willen des einzelnen. Ordnung von 1427.

28) Zur Zeit einer Epidemie setzten die Glieder der Pantaleonsbrud. in Klein-Basel fest, daß bei jedem Todesfall eines Bruders einige der Brüder die Kirche St. Pantaleou bei Ruglar besuchen und daselbst für das Seelenheil des Verstorbenen eine Messe sollen feiern lassen. St. Theodor C, Fol. 92.

29) Bei der Schildknechtenbruderschaft bestand die durch den Beruf der Brüder hervorgerufene Satzung, daß so einer außer Landes reite und da von Todes wegen abgehe, ihm eine Seelmesse soll gehalten werden, sobald die Kunde von seinem Tode eintreffe. Ordnung 1384, Art. 3.

30) s. Kriegl neue Folge, 152, womit vgl. den Schlußsatz von Berthers Leiden.

41) So die Ordnung der Mülkern 1427.

42) So bei den Schildknechten. Ordnung 1384, Art. 4; bei den Mülkern hatte jeder Bruder bei einem Todtenam ein Pfening zu opfern; die Summe wurde den Frauen im Klingenthal, wo der Altar der Bruderschaft war, gegeben, und diese zahlten dem ausübenden Priester einen Schilling. Ordnung der Mülkern 1427.

43) Grab der Mülkern im Kirchhof zu Klingenthal. Ordnung der Mülkern 1427.

Grab der Schuhmachern auf dem Kirchhof zu Martin. Basel im 14. Jh. 53.



Die Schildknechte besaßen ein eigenes Grab im Kreuzgang u. z. Münster, das sie von den Domherren gekauft hatten, und ein anderes „in dem wasen ze nehest“ von Gunst der Domherren. Ordnung 1384, Art. 5. Als Zeichen dieser Bruderschaft war auf dem Stein ihres Grabes ein Striegel abgebildet. Ordnung 1492, Art. 2.

<sup>44)</sup> Ordnung der Müllerknechte 1427.

<sup>45)</sup> Ordnung der Schildknechtenbruderschaft 1384, Art. 4: „—sunderlich dem oder denen die also arm oder frönd werend, das sy niemanden anders hettent, der sölich costen oder besorgsame mit inen haben wölte —.“

<sup>46)</sup> Wie wichtig dies erschien, ergibt sich aus dem Umstande, daß Bruderschaften ausschließlich für diesen Zweck des Begräbnisses gegründet wurden, und zwar des Begräbnisses nicht der Genossen, sondern anderer alleinstehender Leute. So z. B. in Kiedrich im Rheingau, woselbst eine Bruderschaft bestand, welche sich das Begräbniß der Dienftboten zum bestimmten Zwecke machte. Mone Z. S. XII, 35. Kriegk neue Folge 151; oder die St. Georgsbruderschaft zu Speyer, welche durchweg, nicht nur in den obengenannten Fällen, sowohl die verstorbenen Genossen zu Grabe trug, als auch die Kosten des Begräbnisses völlig bestritt. Mone Z. S. XII, 147. Kriegk neue Folge 151. vgl. Beiträge IX, 403: „starben Leute, die keine Kunst hatten und nichts hinterließen, aus dem man ihnen einen Sarg oder „Paum“ machen lassen konnte, so ließ denselben der Rath einen machen und die Beistattung auf seine Kosten vornehmen.“

<sup>47)</sup> vgl. Tafel im 14. Jh., S. 30. Beiträge IV, 391.

<sup>48)</sup> vgl. Pastler Fabrikbuch im Archiv zu Karlsruhe fol. 234. 237. 306. vgl. Fehster, Pastler Münster 31. 32. vgl. Fehster, Tafel im 14. Jh. 12.

<sup>49)</sup> Ueber die niederdeutschen Genossenschaften des 12. u. 13. Jahrh. in: Monatsber. d. Akad. zu Berlin 1879.

<sup>50)</sup> Denn es muß dem Wesen der Sache nach festgehalten werden, daß die Bildung einer Bruderschaft erst dann geschehen konnte, wenn die Genossen schon durch das Band der Berufsthätigkeit im officium zusammengehalten waren. Das umgekehrte wäre für jene früheste Zeit gar nicht denkbar, da der Verband des officium so alt ist wie die Hörigkeit selbst.

<sup>51)</sup> Fehster, Archiv f. schw. Gesch. XI, 35.

<sup>52)</sup> Trouillat I, 574.

<sup>53</sup>) Trouillat I, 579.

<sup>54</sup>) Trouillat II, 103.

<sup>55</sup>) Trouillat II, 107.

<sup>56</sup>) Trouillat II, 184.

<sup>57</sup>) vgl. 3. B. „cum fere quodlibet genus hominum nostrae civitatis artes mechanicas exercentium, qui dicuntur vulgariter handwerkklüt, sartoribus exceptis, confratrias habeant vulgariter dictas Zünfte, nos ipsorum sartorum crebris supplicationibus inclinati concedimus ipsis sartoribus et indulgemus, ut inter se confratriam habeant et consimili gratia qua cæteri gaudent gaudeant et lætentur.“

<sup>58</sup>) vgl. Fehler, Archiv f. Schweiz. Gesch. XI. Heusler, Verfassungsgesch. 83. 114. Stadtverf. 104.

<sup>59</sup>) Die Hörigen in der Stadt brauchen nicht ausschließlich Hörige des Bischofs gewesen zu sein, sondern haben zum Theil sicherlich auch Stiftern, Klöstern, Herren zugestanden. Darans ist aber ersichtlich, daß diese Eintheilung in officia und Regierung derselben durch einen bischöflichen Beamten nicht im Privatrecht, im Hofrecht ihren Grund hatte, sondern in der öffentlichen Befugniß des Bischofs als des Stadtherrn, Marktpolizei zu üben, die Ausübung des Gewerbes zu überwachen.

<sup>60</sup>) Ueber die Bedeutung des Zunftzwangs siehe namentlich Frensdorff, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 26, 227, wozu folgendes zu bemerken ist: Der Zunftzwang ist ohne Zweifel das zunftbildende Element gewesen, Veranlassung des Zunftzwangs war aber ein weiteres Verhältniß. Es muß hier erinnert werden an die seit dem 11. Jahrh. in deutschen Landen und Städten zu beobachtende Umwälzung des öffentlichen Lebens, an jene große Wanderung vom flachen Lande, von den Höfen, Schloßern und Dörfern herein hinter die Stadtmauern. Heusler (Ursprung der Stadtverfassung 103) und Stieda (zur Entstehung des deutschen Zunftwesens 56. 60) erwähnen dieser Thatfache, Nisich a. a. O. gedenkt ihrer nicht; und doch ist sie gerade für die Bildung der Zünfte ein so wesentlicher Anstoß gewesen. Denn mit dieser Einwanderung waren Handwerker in die Stadt gekommen, vielleicht nicht so wenige, die frei oder unfrei, jedenfalls den Officia und den Bruderschaften fernestehend von deren Vorschriften nicht gehemmt und gebunden waren. Einer solchen Concurrrenz zu begegnen, thaten sich die ange-

seßenen Handwerker zusammen, wandten sich an den Bischof als Herrn der Stadt und beehrten von ihm die Bestätigung einer Vorschrift, die ihre Verbände schützte und befestigte, und welche sie innerhalb des officiums, innerhalb der Bruderschaft aufgestellt hatten. Nur der Bischof als Herr der Stadt, der gleichermaßen über die Augeseßenen und neu Herzugekommenen zu gebieten hatte, war befugt, eine solche Verordnung zu erlassen; er that es und zwang damit einerseits die Eingewanderten, sich jenen Verbänden anzuschließen, andererseits die Verbände, die neuen Elemente in sich aufzunehmen.

<sup>61)</sup> Die ältesten Handwerkerkrankenladen und Sterbekassen werden wohl ihren Ursprung von solchen Verbänden herzuleiten haben.

---

# Uebersicht

der

## Baslerischen historischen Literatur.

1878—1882.

---

- Basler Chroniken, herausg. von der historischen und antiquarischen Gesellschaft in Basel. Zweiter Band. Herausg. durch Wilhelm Vischer und Heinr. Voos. 1880. (Chronik des Caplan Johannes Knebel I).
- Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts. Bearbeitet von Heinr. Voos. Leipzig 1878.
- Georg Tanners Briefe an Bonifacius und Basilius Amerbach 1554—1567. Herausgegeben von R. v. Stinzing. Bonn 1879.
- Rechnungsbuch der Froben und Episcopius, Buchdrucker und Buchhändler zu Basel. 1557—1564. Herausg. durch Rudolf Wackernagel. 1881.
- Th. v. Liebenau: Zur Basler Chronik des Nicolaus Gerung, gen. Blauenstein. Anz. f. schw. Gesch. 1879. Nr. 4. 5.
- A. Bernoulli: die Basler Handschr. der Heggauischen Chronik. Anz. f. schw. Gesch. 1882. Nr. 2. 3.
- Hans und Peter Rots Pilgerreisen 1440 u. 1453. Herausg. von A. Bernoulli. Beitr. z. vaterl. Gesch. N. F. I. 329.

Beschreibung Thomä Platters Meyßen, die er von Basel auß in Frankreich gethan hatt anno 1595. Herausg. von B. Brömmel. Basler Jahrbuch 1879. S. 13.

Satzungen einer loblichen Gesellschaft der Kunstbuchdruckerei in Basel, vom 20. August 1661. Basel 1879. Baur.

Basler Spruchpoesie aus dem XVI. Jahrh. Herausg. von H. Boos. Basler Jahrbuch 1879. S. 211.

Urkundenbuch der Landschaft Basel. Herausg. von Heinrich Boos. I. Theil. 708—1370. 1881.

---

Verding über den Abbruch des Schlosses Istein 1411. Basler Jahrbuch 1882. S. 229.

1. Meister Diether des arzet rat der appoteken halp. 2. Erklärung der Aerzte Basels über das Erlöschen der Pest 1668. Corresp.-Bl. f. Schw. Aerzte. 1880. Nr. 10.

E. v. Muralt: Urkunden der Kirchenversammlungen zu Basel und Lausanne. Anz. f. schw. Gesch. 1880. Nr. 5.

Das gerettete Basler Banner 1548. Basler Jahrbuch 1882. S. 232.

Eine medicinische Ordonnanz von Dr. Felix Platter. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1879. Nr. 3.

Bad- und Ausführungsregeln des Gesund- und Heilbads Neu-Schauenburg 1762. Basler Jahrbuch 1882. S. 235.

---

G. Schönberg: Finanzverhältnisse der Stadt Basel im XIV. u. XV. Jahrhundert. 1879.

Abel Burckhardt: das Karthäuser Kloster. Bilder aus der Gesch. von Basel. II. S. 3. 1878.

A. Vernoulli: die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Eine kritische Untersuchung. 1877.

- A. Bernoulli: Die Schlacht bei St. Jacob an der Birs. Neujahrsblatt 1882.
- M. Birnmann: Drei Blätter aus der Geschichte des St. Jacob-krieges. Basler Jahrb. 1882. S. 68.
- A. Bernoulli: Die Eroberung des Steins zu Rheinfelden. Beitr. zur vaterländ. Geschichte N. F. I. 93.
- A. Bernoulli: Schloß Pfeffingen. Basl. Jahrb. 1882. S. 40.
- Abel Burckhardt: Die Stiftung der Universität. Bilder aus der Geschichte von Basel. II. S. 73. 1878.
- Aug. Stœber: Notes sur les Recteurs de l'Université de Bale 1460—1524. 2<sup>e</sup> éd. revue et augm. Mulhouse. 1879.
- Abel Burckhardt: Die Schlacht bei Dornach. Bilder aus der Geschichte von Basel. III. S. 3. 1879.
- Basler Kunstfreunde vom Ausgange des Mittelalters bis auf die neueste Zeit. Allg. Schw. Zeitg. 1877. Nr. 241. 243. 245.
- N. Wackernagel: Der Rath von Basel als Friedensvermittler zwischen England und Frankreich. Basl. Jahrb. 1882. S. 153.
- Abel Burckhardt: Der Rappenkrieg. Bilder aus der Gesch. von Basel. IV. S. 45. 1881.
- Ein Basler Freischießen vor bald 300 Jahren. Schweiz. Grenzpost 1882. Nr. 155.
- Ab. Burckhardt: Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster u. zweiter Theil. Neujahrsblätter 1880 u. 1881.
- Abel Burckhardt: Das einundneunziger Wesen. Bilder aus der Geschichte von Basel. V. S. 1. 1882.
- Ab. Burckhardt: Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahrhunderts. Basler Jahrbuch 1882. S. 211.
- C. Wieland: Basel während der Vermittlungszeit bis zur Einnahme der Festung Hüningen, 1803—1815. Neujahrsblatt 1878.

- F. Hfelin-Rüttimeyer: Zur Geschichte der Vorstadtgesellschaften Basels (zu St. Johann und St. Alban). Beitr. z. vaterländ. Geschichte N. F. I. 121.
- Alb. Burckhardt, Bischof Burckhard von Basel, 1072—1107. Jahrbuch für schw. Geschichte. Bd. VII. S. 59. 1882.
- R. Vischer-Merian: Henman Sevogel von Basel und seine Geschichte. 1880.
- Abel Burckhardt: Henman Offenburg. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. II. S. 39. 1878.
- E. Blösch: Dr. Johannes a Lapide. Anz. f. schw. Gesch. 1880. Nr. 1.
- Th. v. Liebenau: Thomas Murner in Basel. Basl. Jahrb. 1879. S. 70.
- Abel Burckhardt: Doctor Johannes Desolosompadius. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. III. S. 33. 1879.
- A. Rivier: Claude Chansonette, iurisconsulte Messin, et ses lettres inédites. Bruxelles 1878.
- Jules Bonnet: La famille de Curione. Récit du XXI<sup>me</sup> siècle. Bâle 1878.
- Liebenau: Ueber eine Arbeit des Goldschmieds Urs Graf. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1878. Nr. 4.
- Zur Charakteristik Urs Grafs. Zeitschriften für bildende Kunst von Lützow. 1878. Beiblatt Nr. 19.
- His-Heusler: Holbein's Verhältniß zur Basler Reformation. Repertor. f. Kunstwissenschaft. II. 1879.
- L. Bögelin: Ergänzungen und Nachträge zum Holzschnittwerk Hans Holbeins des Jüngern. Repertor. f. Kunstwissenschaft. II. 1879. V. 1882.
- S. Bögelin: Die Wandgemälde im bischöfl. Palast zu Chur mit den Darstellungen der Holbein'schen Todesbilder. Herausg. von der antiquar. Gesellsch. Zürich in 1878.

- Die Todesbilder in Chur. Zeitschrift f. bildende Kunst von Lützow. 1878. Nr. 19.
- Périer: Les fresques d'Holbein au palais épiscopal de Coire. Revue Suisse de beaux arts etc. 1878. N° 5.
- J. R. Rahn: Die Todesbilder in Chur. Sonntagsblatt des Buud. 1878. Nr. 12—15.
- G. Kufel: Holbein in Chur. Allg. Augsburg. Zeitung. 1878. Nr. 155. 156.
- S. Bögelin: Der Holbeintisch auf der Stadtbibliothek in Zürich. 1878.
- H. Wackernagel: Notiz zum Leben Holbeins. Basl. Jahrb. 1879. S. 222.
- J. J. Amiet: Hans Holbeins Madonna von Solothurn und der Stifter Hans Conrad. Solothurn 1879.
- Die Solothurner Madonna. Deutsche Rundschau. 1880. S. 476.
- S. Bögelin: Hans Holbeins Madonna von Solothurn. Neue Zürcher Zeitg. 1880. Nr. 73. 75. 76. 77.
- J. J. Amiet: Hans Holbeins Madonna von Solothurn. Eine urkundliche Replik. Neue Zürcher Zeitung. 1880. Nr. 208—210.
- M. Lehms: Zur Holbeinforchung. Zeitschr. f. bildende Kunst. XVI. Heft 3.
- S. Vögelin: Recherches sur l'origine de la cosmographie de Sebastien Münster. Revue Suisse des beaux arts etc. 1877. N° 17.
- S. Bögelin: Sebastian Müsters Cosmographie. Basler Jahrb. 1882. S. 110.
- Abel Burckhardt: Thomas Plater. Bilder a. d. Geschichte. von Basel. III. S. 77. 1879.
- L. G. Courvoisier: Felix Wiry, ein Basler Chirurg des XVI. Jahrb. Correspondenzblatt f. Schw. Aerzte. 1880. Nr. 10.



- Abel Burckhardt: Felix Plater. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. IV. S. 3. 1881.
- C. Wieland: Leonhard Thurneisser zum Thurm. Beitr. z. vaterl. Gesch. N. F. I. 291.
- E. Kautsch: Johannes Burtorf der Aeltere. 1879.
- Ab. Burckhardt: Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch. Basler Jahrb. 1882. S. 179.
- Abel Burckhardt: Johann Rudolf Wettstein auf dem westfälischen Friedenscongreß. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. IV. S. 87. 1881.
- Abel Burckhardt: Hieronymus d'Annoue. Bilder a. d. Gesch. v. Basel. V. S. 41. 1882.
- Oberst Gustavson in Basel. Basl. Nachr. 1880. Sept. 29. October 2. 3. 5. 7. 8. 10. 17.
- H. Stähelin: W. M. L. de Wette nach seiner theologischen Wirksamkeit und Bedeutung geschildert. 1880.
- A. Wiegand: W. M. L. de Wette (1780—1849). Eine Säcularschrift. 1879.
- A. Linder: Johannes Linder. Lebensbild eines Predigers der Basler Kirche aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. 1879.
- G. Bischoff: Adolf Christ. Basler Jahrb. 1879. S. 1.
- F. Pecht: Arnold Böcklin. (F. Pecht, deutsche Künstler des XIX. Jahrhunderts. Rördlingen 1879.)
- Basler Familienbilder (Merian, Stähelin, Preiswerk, Fäsch). Schw. Volksfreund. 1879. Nov. 13. 14. 21; Dec. 4; 1880. Jan. 1. 3. 4. 6. 14. 16. 20. 22. 25.
- H. Boos: Aus einem baslerischen Stammbuch (Wernler, Zwinger, Just, Curio, Socin). Basler Jahrb. 1879. S. 137.

- Statistik baslerischer Kunstdenkmäler. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1880. Nr. 4 und 1881. Nr. 1. 2.
- S. Bögelin, Facadenmalereien in Basel. Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde. 1880, Nr. 3. 4 und 1881, Nr. 1.
- A. Bernoulli: Die Deckengemälde in der Cripta des Münsters von Basel. Mit 7 Tafeln in Farbendruck von A. Gräter. (Mittheilungen der histor. u. antiquar. Gesellsch. zu Basel. 1878. N. F. I.)
- Ach. Burchardt: Zur Baugeschichte des Basler Münsters. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1879. Nr. 3.
- Wie man vor 400 Jahren unser Münster repariert hat. Christl. Volksbote. 1879. Nr. 51 u. 52.
- R. Stehlin: Notizen zur Baugeschichte des Basler Münsters. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1880. Nr. 2.
- M. Wackernagel: Die Restauration von 1597. Beiträge zur Geschichte des Basler Münsters. Herausg. vom Basler M.-B.-B. I. 1881.
- Die Basler Münsterrestauration. Allg. Schw. Zeitg. 1880. Nr. 246.
- Die Restauration des Basler Münsters zur Zeit des Andreas Ryff. Basl. Nachr. 1880. Nr. 296. 297.
- E. La Roche: Zur Baugeschichte der Fassade. Beiträge zur Geschichte des Basler Münsters. Herausg. vom Basler M.-B.-B. II.
- Th. Burchardt-Piguet, Baucontract der St. Leonhardskirche. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1878. Nr. 4.
- M. Wackernagel: Aus der Geschichte der Barfüßerkirche zu Basel. Basler Nachr. 1882. Nr. 31. 33. 35 und 36.
- Ab. Burchardt: Das Weinhaus bei St. Theodor in Basel. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1879. Nr. 1.
- Th. Burchardt-Viedermann: Ueber die Basler Todtentänze. Beitr. z. vaterländ. Geschichte. N. F. I. 39.

- von Oven und Becker: Die Capelle der hl. Katharina auf der Mainbrücke zu Frankfurt mit gleichartigen Stiftungen des christlichen Mittelalters. Neujahrsblatt zu Frankfurt a. M. 1880 (mit Bezugnahme auf das Käppelisch in Basel).
- Das Zimmer im Bärenfelslerhof in Basel und sein Besitzer. Allg. Schw. Zeitg. 1800. Nr. 22, 26 u. 30.
- Die historischen Portraits der Basler Kunstsammlung. Allg. Schw. Zeitg. 1880. Nr. 301, 305.
- Orley, öfftl. Kunstsammlung in Basel. Times. 15. Sept. 1880.
- M. Heyue: Kunst im Hause. Abbildungen von Gegenständen aus der mittelalterl. Sammlung zu Basel. Zeichnungen von W. Bubeck und C. Böllmuy. 1880.
- Estermann: Ueber das Reliefbild Nr. 240 des Cataloges in der mittelalterl. Sammlg. im Basler Münster. Anz. f. schw. Gesch. 1880. Nr. 1.
- Kraus: Ueber ein Elfenbeinrelief aus Baselaugst in der mittelalterl. Sammlg. 3. Basel. Bollettino di archeologia cristiana. III. serie. Anno terzo Nr. 1 u. 2.
- Une visite à la bibliothèque de l'université de Bâle par un bibliophile français. Lyon 1880.
- Medicinische Handschriften und Werke auf der Bibliothek zu Basel. Correspondenzbl. f. schw. Aerzte. 1880, Nr. 10.
- Aus der öffentl. Bibliothek der Universität Basel. Allg. Schw. Zeitg. 1881. Nr. 204.
- Aus Baseler Handschriften. Anz. f. Kunde deutscher Vorzeit. 27. Jahrg. Nr. 5.
- Alb. Burckhardt: Historische Ausstellung für das Kunstgewerbe in Basel. April 1878. Catalog dieser Ausstellung. Basel. Schneider. 1878.

- W. Henne: Führer durch die mittelalterl. Sammlung in Basel. 1880.
- J. J. Bernoulli: Catalog für die antiquar. Abtheilung des Museum in Basel. 1880.
- J. B. Heß: Heimatkunde von Basel für Schule und Haus. 1879.
- Aus dem alten Basel. Basler Nachr. 19., 20. und 21. Oct. 1880.
- J. A. Stocker: Basler Stadtbilder. Basler Nachr. 1879, Sept. 13. 14. 16.; Oct. 8. 11. 15. 16.; 1880, Januar 15. 17. 18. 22. 24.; Febr. 7. 11.; Mai 30.; Juni 1. 30.; Juli 1. 2.
- J. A. Stocker: Der Gasthof zu den „Drei Königen“ in Basel. „Aus allen Welttheilen,“ 13. Jahrg. 1882, 6. Heft.
- J. A. Stocker: Das neue Stadttheater in Basel. Helvetia von Rob. Weber. II. Jahrg. Heft 12.
- Bilder aus Basel (Beim Münster, vom Münsterplatz zum alten Kaufhaus, die Predigerkirche, ein Blick auf die Bilder des Todes am ehemaligen Todtentanz, die Kart-hause in Basel). Christl. Volksbote 1877. Nr. 52.
- Die alte Rheinbrücke in Basel. Allg. Schw. Zeitg. 1879. Nr. 135 ff.
- J. Wagner: Die neue Rheinbrücke in Basel. Deutsche Bauzeitung. 1879. Nr. 59.
- Achilles Burckhardt: Das Rathsfiegel von Klein-Basel. Anz. f. schw. Alterthumskunde. 1878. Nr. 3.
- R. Wackernagel: Das älteste Stadtsiegel von Basel. Anz. f. schw. Alterthumskunde 1879. Nr. 4.
- B. Meyer-Kraus: Wappenbuch der Stadt Basel. 1880ff. Das Wappen von Basel. Blätter für Münzfreunde. 1877/78.

- Th. Imhof: Schweizerkreuz und Baselftab. Eine heraldische Skizze. Centralblatt der Jofingia. XXI. Nr. 9. 1881.
- A. Sattler: Zur Gefchichte der Reichsmünzstätte in Bafel. Bafler Jahrbuch 1879. S. 201.
- F. Djer: Graf Ulrichs Beichte (Gedicht). Bafler Jahrb. 1882. S. 34.
- A. Bernoulli: Die Schlacht bei St. Jacob. Ein Gedicht. 1879.
- (K. N. Hagenbach): Die fteinernen Gäfte in der Silvefternacht (Phantafieftück). Bafler Jahrbuch 1882. S. 9.
- Elij. Hefel: Vergangene Tage. Eine Bafler Familiengefchichte.
-

# Brief einer ausgewanderten Zürcherin

von

## Philadelphia in ihre Heimath.\*)

(1736)

Nachdem Unsere Gn. Herren Ein E. Wohlweiser Rath dieser Stadt über den Zustand jener Leuten, welche in Pensylvaniam oder Carolinam gereiset, nachstehendes Schreiben, so vor einigen Wochen erst zu Zürich eingeloffen, und von dortig verburgerten Predigers Mauritz Göttchins sel. Wittib aus Philadelphia, der Haupt-Stadt in Pensylvania schon den 24. Wintermonat 1736 an ihre Schwester zu Zürich geschrieben worden, von der Cansley zu Zürich, mit dem Anhang, daß noch mehrere dergleichen Klag-Schreiben aus gemeldten Landen einkommen, erhalten, als haben hochbefagte Unsere Gn. Herren befohlen, dieses Schreiben, als welches viel wichtige Umständ enthält, publiciren und ihren Unterthanen, absonderlich denen, welche noch eine Lust haben in gemeldte Land zu reisen, communicieren zu lassen:

Den 2. Aprilis 1738.

Cansley Basel/sst.

---

\*) Staatsarchiv Basel, Buxtorffsche Mandatensammlung. VII. § 2.

Abſchrift eines Schreibens an Sr. Ursula Oehrin,  
gebohrne Werndtlin.

Hertz Vielgeliebte Frau Schwöſter und Herr Schwager und alle Menſchen in meinem Vaterland. Ich weiß nit, ob die Freud gröſſer, oder mein betrübter Zuſtand, darinn ich nach ausgeſtandener unbeſchreiblicher unglücklicher Reiſ, da es uns juſt gieng, wie es M.Gn. Hrn und andere fromme Leuth treulich vorgeſagt, ſonderbar dem Vater ſelig, da Ihme ſeine groſſe Mühe und Sorg vor das gottloſe Volk übel iſt belohuet, ſolches wie allen Menſchen zum Exempel, er ſeye Geiſt- oder Weltlich mit falſchem aufrührriſchem Pöbel, die wider den Willen ſeiner Gn. Hren aus dem Land ziehen, die billich von Gott mit Blindheit in Verſtockung geſchlagen werden, und in dieſem Land nichts anders von Ihnen zu hoffen, dann daß ſie zu Heiden werden, dann von Ihnen eines hier aus, das andere da hinaus kommet. Ein Menſch vor ſeine Fracht muß dienen 3. Jahr, die Kinder vor die halbe Fracht, die Weiltj biß ſie 18. Jahr, die Buben biß ſie 21. Jahr alt, Unter ſo viel Religionen, Reformierten, Lutheranern, Catholiſchen, Tumblern, Menniften, Pietiſten, Quackern, Siebentägern, Atheiſten, auch die ſich nennen Nichts, die kein Religion, kein Gottesdienſt, kein Kirchen, kein Schulen, ja kein Gott, kein Teuffel, kein Himmel, kein Höll glauben, auch ſo vielerley Sprachen, Engliſch, Schwediſch, Nordweliſch, Hochteütiſch, Niederteütiſch, Holländiſch, da ſind viel Neger, die werden nun hier für Slaven verkaufft für ihr Lebtag, die hieländiſchen Heiden wohnen under uns in Büſchen, ſind ſehr abſcheuliche Leuth, braun, recht gottloſe Heiden, ſie ſchlagen einander zu tod, wie die Hund, gehen nackend, geſchminckt mit roth und grün und Gall-Farb, haben Ring an Ohren und Naſen; Ich

fürcht sie sehr; Summa, der Religionen und Nationen ist hier kein Zahl, dies Land ist ein Zuflucht-Haus vertriebener Secten, eine Freystatt aller Uebelthäter in Europa, ein verwirrtes Babel, eine Behaltuus aller unreinen Geistern, ein Behausung der Teufeln, ein erste Welt, ein Sodom, das bedaurlichste ist, daß sie ale in ganz America lauter Schweizer, was Deutsche aus Stätten, Landen und Dörfern des gantzen Schweizer-Lands treffen wir hier Leuth an.

Es sind lauter Schweizer die vor etwann 30. oder 40. Jahren, vor Hungers-Noth aus der Schweiz in die Pfalz gezogen, nun aber in dis Land gekommen, und viele wegen Mangel des Wort Gottes abgefallen zu allerhand Secten, so daß die Leuth am Leib, und sonderlich an der Seel jämmerlich zu Grund gehen müssen, dem Leib nach verderben sie wegen grausamer Kälte des Winters; dann die Kleider hier erschrocklich schlecht und theur, daß sie nicht zu überkommen sind. Ein schlecht Heubd kostet 3 oder 4. fl. Man tragt hier nur halbwoollen und leinen. Man vermag hier kein anderes, es ist hier im Winter über die massen kalt, im Sommer ist es über die massen wärmer weder im Schweizer-Land, daß sehr viel Leuth vor Hitze verschmachten, man muß hier sehr schlecht leben in Speis und Trank, das Brod ist sehr rauch, darneben Türcken-Korn, Buch-Weizen, Erd-Neffel ist unsere Speis, Wasser ist unser Trank, ein Maß Wein gilt 3. fl. Die Leut wohnen sehr weit von einander, die Nachbaru müssen oft eine Stund gehen durch Büsch und Hecken und Dörn, ehe sie zusammen kommen, darum man gar öfft wegen den grossen Wasserren, und wilden Thieren, als Hirzen, Bären, Wölff, wild Katzen, schrocklich böse Schlangen antrifft, man muß reiten und ein Gewehr bey sich tragen, ihre Häußlein sind so ellend als kein Schwein- oder Schaaf-Stall im gantzen Schweizer-



Vand, ihr Hauqrath ist nüt als Rinden von Bäumen, Ihr Trink-Geschirr und Schüßlen sind nüt anders als Calbast oder Kürbseu. Summa, dies Elend ist nit zu beschreiben: was antrifft das Geistliche, ist viel ein größer Elend, sie lernen nit lesen; haben weder Bücher noch Schriften, weder Kirchen noch Schulen, weder Kirchen-Diener noch Sacrament. Es kan nichts anders aus ihneu werden dann Heiden, die Jungen wissen nichts von Gott, darnin sind sie so schrecklich ungehorsam den Elteren, wann sie 18. Jahre alt, dürfen ihneu die Elteren nit mehr eintreden, darum manche Elteren grausam seuffzen müssen über diejenige, so sie verführen, wie ich leider mit allem andern Unglück auch dieß hab müssen erfahren; Was mich betrifft, so bin ich unter diesen die unglücklichste Creatur und das allerärmste Mensch, dann was ich aus meinem Vaterland hiehar gebracht, ist noch gar verfaultet und verdorben, muß wohnen bey solchen Menschen, die mir nit nur nichts Guts thun, sondern mir dasjenige, was mir GOTT in meinem Vatterland und Holland durch gute Leuth beschert, mißgunnen, das Esterli und Mari Babeli eruehren sich hin und her mit Spinnen; die drey jüngere Knaben sind verbunden, biß Sie 21. Jahr alt sind; das Jüngste ist bey mir, mein Zustand ist sehr verächtlich, mein Veruff gilt gar nichts in diesem Vand, hier kann ich kein Schul halten, weil mich niemand will aufuehmen, muß im äußersten Elend hier mein Leben zubringen, und von euent elenden Schlüpfli in das ander gestossen werden, und mein Elend meistens under den Widertäußeren bauwen, muß mein armes Leben auch zubringen bey denen, die kein Religion, kein Gottesdienst, kein Sacrament ästimiren, es ist wie ein Schwert in meinen Beinen, wann sie mich täglich schmähren und zu mir sagen, wo ist deine Religion, die du für deinen GOTT haltest. Ich wolt tausend mahl lieber bey Catholischen

wohnen, ich weiß nit, wie es mit dem Heurich gehen wird, dann er sehr weit reisen muß, seine Predig-Stunden zu verrichten, braucht darzu viele Schuh und Kleider, die Er wegen geringen Solds nit kan zuwegen bringen; Wann die Kleider vom Vatter S. verreiffen, so muß er dann auch schier nackend gehen, ist mir sehr angst; O! hätten wir UGnShren und allen guten Leuthen gefolget, die uns so treulich gewahrnet, und wir doch nit hören wollen, darum kommt jeß das Unglück über uns, und ist keine Erlösung zu hoffen, über dem abscheulichen Meer, bitte also alle Leuth in meinem Vaterland, daß sie sich nit so muthwillig dem Verbott UGnShren widersetzen, und sich mit Leib und Seel ins Elend stürzen, und meine arme Kinder, die an diesem Unglück kein Schuld tragen, wann die wieder einmal solten in ihr Vaterland kommen, daß man ihnen doch gnädig wäre. Ach hätten Meine Gn. Herren ihr Mandat ausgehen lassen, da wir noch daheim waren, es wird gewißlich allen denjenigen solch Unglück widerfahren, die sich ihrem Mandat halsstarrig widersetzen; wie es auch erfahren der Stricker von Bartau, der vor 2. Jahren mit etlich hundert von Bern abgefahren in Carolina, da sie mehr als der halbe Theil in selbigem Land verschmachtet, und Er wiederum mit etlich Frachten hiehar kommen, vor etlich Wochen sein armes Leben elendiglich aufgeben, und hinderließ die Wittwe und ein Söhnlein. Da heißt es: O Israel! dein Verderben ist aus dir, welches ich nun täglich klagen und seuffzen muß; Siehe, das Unglück kommt von dem HErrn, was soll ich fehrner auf den HErrn warten, 2c. 2c.

Den 24. Nov. 1736. aus Philadelphia in Pensylvanien.

Esther Werndtlin.

## Kaiser Joseph in Basel.

(1777)

Als im Jahre 1563 Kaiser Ferdinand I. der Stadt Basel einen Besuch abstattete und die Regierung sowohl als die Bürgerschaft alles Mögliche aufboten, um den Empfang und den Aufenthalt des Monarchen zu einem höchst glänzenden Feste zu gestalten, da dachte wohl Niemand daran, daß es volle zweihundert Jahre gehen werde, bis wieder ein deutscher Kaiser den Fuß in unsere Stadt setzen würde. Im Jahre 1777 war dies nun allerdings der Fall, allein die Verhältnisse und die Gewohnheiten waren unterdessen ganz andre geworden, die Fürsten hatten angefangen Incognito zu reisen, und ihr Erscheinen war dazu angethan, in den bereisten Ländern und in den besuchten Städten auch ernste Gedanken wach zu rufen.

Erwägungen und Bedenklichkeiten solcher Art waren besonders in der Eidgenossenschaft am Plage, wenn ein Mann wie Kaiser Joseph II. der unbekannte und doch überall erkannte Reisende war. Man kannte oder ahnte wenigstens die Pläne des Kaisers, man wußte, daß er auf die Schweiz, besonders auf die Aristokraten, nicht gut zu sprechen war. Im Sommer des Jahres 1777 erschien er in eigener Person unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit und Beweglichkeit wollte er aus persönlicher Anschauung Land

und Leute kennen lernen; in Genf besuchte Joseph den Philosophen und Naturforscher Benedict von Saussure, in Bern den großen Haller. Keuschigkeit und Freigebigkeit gegen das Volk, Kälte und Verschlossenheit gegen die Regierungen und die Aristokraten, Eifer und Interesse für Kunst und Wissenschaft kennzeichnen das Benehmen des vornehmen Reisenden. In Langenbruck drückte der Kaiser dem Bärenwirth sein Befremden darüber aus, daß die Landschaft im Rath nicht vertreten sei — es war auch noch nöthig! Am 19. Juli kam Joseph Morgens um 9 Uhr in Basel an und nahm Quartier im Gasthof zu den drei Königen, hier suchte ihn auch als Abgeordneter der Regierung Isaac Feslin auf, wurde aber nicht vorgelassen; wohl mit Recht bemerkt hiezu Ochs, daß der Gastwirth, Herr Ulrich Kleindorf, nur eine Deputation des Kleinen Rathes und nicht den großen Isaac Feslin meldete, welcher letztern Joseph gewiß gerne empfangen hätte. Dagegen hatte der Kupferstecher Christian von Mehel die Ehre, dem Kaiser die öffentliche Bibliothek mit ihren Gemälden zeigen zu dürfen; zum Andenken an diesen Besuch wurde später dieser Sammlung ein großes in Del gemaltes Porträt Josephs durch Vermittlung der Frau von Nagel verehrt. Außer der Bibliothek nahm der Kaiser auch noch die Sarasin'sche Bandfabrik in Augenschein, überall die Leute mit Bewunderung wegen seiner Keuschigkeit erfüllend. Nachmittags um 2 Uhr verließ Joseph die Stadt, um sich nach der Hauptstadt seiner vordern Lande, nach Freiburg im Breisgau, zu begeben. Schaarenweise strömten um zwei Uhr die neugierigen Basler und Baslerinnen vor dem Gasthose zusammen, um den berühmten Fremden noch schnell mit eigenen Augen sehen zu können. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, den Schlag seines Wagens zu erreichen, so sehr drängte sich

das Volk an ihn heran; ja es wird sogar erzählt, daß der Bauernschuhmacher Meyer, durch die ihn vorwärts schiebende ungeduldige Menge gestoßen, dem Monarchen auf den Fuß getreten sei. Nun war Meyer ohnehin eine stadtbekannte Persönlichkeit und führte schon seit früher Kindheit den Spitznamen »Bolli en bas,« weil mit dieser Phrase seine auf französische Conversation großes Gewicht legende Mutter den Knaben zur Höflichkeit zu ermahnen pflegte, wobei die gute Frau für die damalige Basler Kopfbedeckung, den „Bolli,“ keinen französischen Ausdruck zu finden im Stande war. Kaum war daher die Ungeschicklichkeit Meyers dem Kaiser gegenüber bei seinen Mitbürgern bekannt geworden, als auch der folgende Vers an allen Ecken und Enden ertönte:

Der Bolli en bas ist ein Kuh,  
Er trat dem Kaiser auf den Schuh;  
Dieser schlug ihn aus Dankbarkeit  
Zum Ritter aller Höflichkeit.

Uebrigens war dies nicht die einzige Poesie, welche die Anwesenheit Josephs II. in Basel hervorgerufen hat; der Kaiser, den die Basler seiner äußern Erscheinung nach mit dem Gastwirth zum rothen Löwen, Herrn Caspar Friedrich Hauser, verglichen, entzückte hauptsächlich durch seine Liebenswürdigkeit Jedermann, und einer der besten damaligen Bürger, der geist- und gemüthvolle Vorsteher des Polizeiwesens, Major Ulrich Wiville, feierte diesen Ehrentag mit nachstehenden begeisterten Worten:

Der Kaiser kam als Graf von Falkenstein,  
Und lehrte hier bei Herrn Kleindorf ein.

Nicht Pracht, woran sich kleine Seelen laben,  
Hat Er gezeigt, nein, nur die schönsten Gaben;  
Den größten Geist, den wahren Menschenfreund,  
Sah man in Ihm auf's Göttlichste vereint.

Doch nur vier Stund hat Er sich hier verweilet,  
Und ist sodann nach Freiburg hingeeilet.  
Kaum war Er fort, fieng unser Trauren an;  
Die Sonne selbst nahm großen Theil daran,  
Sie hatte sich in Wolken eingehüllet,  
Wo nach dem Blitz des Donners Stimme brüllet,

Bis sich zuletzt ein Regen sanft ergoß,  
Der manche Stund durch unsre Gassen floß.  
Gleichwie das Land durch dieses warme Regnen,  
So wolke Gott den theursten Joseph segnen!  
Dann wie das Land den Segen giebt zurück,  
Sucht Er nicht jein, nein, aller Völker Glück!

Basel den 19. Juli 1777.

## Anrede

des Herrn Rechts-Substitut Bischofs,

im Namen und in Begleitung der übrigen Mitglieder der Kanzley

an Ihre Gnaden den neuerwählten

**Herrn Obristzunftmeister Ochs**

bisherigen Stadtschreiber,

oder ersten Vorsteher der Staatskanzley zu Basel

gehalten den 26. May 1796.

Hochgeachter u. Gnädiger Herr Obristzunftmeister!

Empfindung bringt uns zu Ihnen — schwebende Empfindung — wie es sich ereignet, wenn das Herz und der Verstand mit einander im Streite liegen; Wir wissen, was Sie verdienen, empfinden aber auch, was Wir verliehren. Ueberzeugung allein vermag es, uns zu beruhigen, das bestemmte Herz sogar so zu stimmen, daß es Teil nimmt an der allgemeinen Freude, und zwar aufrichtiger, inniger als dann, als irgend Jemand.

Vaterland ist der große Gedanke, der alle dunkle eigen angehörige Vorstellungen, wie leichten Duft zerstreut, und allen Trübsinn, so gegründet er auch sein möchte, heitert. Der Verfasser der Geschichte von Basel, denken wir, dessen Geist ihr Andenken bereits verewigt, wird zuverlässig durch

seinen Edelmutb dem Staate ebenfalls ein Denkmahl stiften, unbergänglich, wie der Segen, der auf ihm ruhet.

Diese frohe Aussicht macht uns den Tag segnen, wo Gottes weise Absicht Jhro Gnaden ersehen, dero bereits dem Vaterland gewidmete ausgezeichnete Talente in größerem Wirkungskreise zu zeigen. Als Freund der Wissenschaften, als Bürgerfreund, als Stütze des Rechts und der Billigkeit werden Sie bey bekannter Thätigkeit vieles leisten, und ebenso viel Dank sich gerechtest erwerben.

Unsere Dank, unsere wahre Hochachtung haben Sie sich als verehrungswürdiger Vorsteher von uns längst schon eigen gemacht; feyerlichst erkennen wir uns hier noch verpflichtet für das Ansehen, so uns understützt, die Liebe, so uns ge- leitet, die Einsicht, die uns berathen.

Unvergeßlich wird das Andenken daran in uns verbleiben, empfindlich aber auch seyn, es zu müssen; Sie ist entzogen die Perle dem Ring, der die Ganzley umfaßte, doch verlohren nicht, versezt vielmehr nur dahin, wo sie besser noch glänzt in dem Kranz der höchsten Ehre.

Tragen Sie diesen Kranz zum Glück der Menschen, deren Rechte Sie kennen, zur Zierde des Staates und ihrer Ehren-Famillie, zu ihrem eigenen Vergnügen in ununterbrochener vester Gesundheit.

Dies, Wohlweiser Herr Obristzunftmeister! sind unsere innigste Wünsche, wir fügen noch den einzigen, aber angelegenen bey. — Schenten sie gütigst dero ergebenster Ganzley ferner diejenige Gewogenheit, die so lange ihren Stolz und ihre Erleichterung ausgemacht hat!



# Basler Chronik

des

Jahres 1882

von

J. Vernoulli, stud. phil.

8. Jan. Benefizconcert für Hrn. Capellmeister A. Volkland.

9. Jan. Sitzung des Großen Rathes. Herr Dr. Fselin stellt einen in nächster Sitzung zu behandelnden Anzug betr. Abhaltung der Ergänzungswahlen zur Synode. Der Bericht der Prüfungskommission wird zu Ende berathen und dabei der Antrag Sarasin betr. Schutz der Arbeiterinnen einstimmig angenommen.

12. Jan. Zweiter Vortrag des Hrn. Prof. Jäger über seine Entdeckung der Seele.

15. Jan. Sechstes Abonnements-Concert.

16. Jan. Sitzung des Großen Rathes. Der Anzug Fselin betr. Synodalwahlen bleibt gegenüber der Tagesordnung Wackernagel, auf welche 65 Stimmen fallen, mit 39 Stimmen in der Minderheit. Ein Anzug des Hrn. Dr. Brenner, welcher gesetzliche Bestimmungen gegen den Wucher befürwortet, wird der Regierung überwiesen.

17. Jan. Rhapsodie von Dr. W. Jordan aus dem zweiten Liede der Nibelungen „Hildebrands Heimkehr.“

— Vierte Kammermusik-Soirée.

17. Jan. Erstes Gastspiel der Frau M. Kupfer-Berger vom K. K. Hofopertheater in Wien.

23. Jan. Geistl. Concert von August Walter im Münster.

29. Jan. Siebentes Abonnements-Concert.

1. Febr. Erstes Gastspiel des Komikers Oskar Höcker vom Karlsruher Hoftheater.

2. Febr. Die historisch-antiquarische Gesellschaft beschließt eine Petition an den Großen Rath zu richten für Erhaltung der Barfüßerkirche.

4. Febr. Aufführung des Gesangvereins: Der 114. Psalm von F. Mendelson-Bartholdy, die Frühlings-Fantasie von Niels W. Gade und die neunte Symphonie von L. v. Beethoven.

5. Febr. Ergänzungswahlen zur Synode: es werden 19 freisinnige und 3 positive Candidaten gewählt; 2 Nachwahlen sind in der Münstergemeinde nöthig.

10. Febr. Der Kunstverein beschließt eine Petition für Erhaltung der Barfüßerkirche an den Großen Rath.

11. Febr. Sara Bernhardt tritt im Stadttheater zum ersten Male auf.

12. Febr. Bei den Nachwahlen zur Synode in der Münstergemeinde werden beide positive Candidaten gewählt.

— Achtes Abonnements-Concert.

13. Febr. Sitzung des Großen Rathes. Die 4 Petitionen für Erhaltung der Barfüßerkirche, welche eingelaufen sind, — von der historisch-antiquarischen Gesellschaft, dem Kunstverein, der mittelalterlichen Sammlung und der schweizer. Gesellschaft für Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler — werden zur Ausheilung an die Großrathsmitglieder gedruckt. Der Rathschlag über die Wahl eines besondern Strafgerichts für den Fall Arnold und Coni. wird fast einstimmig an die Regierung zurückgewiesen. Die Berathung des Budget wird begonnen.

14. Febr. Fünfte Kammermusik-Soirée unter Mitwirkung von Frä. Adele Asmann aus Berlin.

17. Febr. Nachts 11 Uhr stirbt Friedrich Weber, Kupferstecher, Mitglied der Academien von Berlin, Wien und Genf, des Institut de France etc.

20. Febr. Sitzung des Großen Rathes. Die Budgetberathung wird beendigt. Der Rath bewilligt einen Credit von Fr. 585,000 zum Bau eines Primarschulhauses im Bläsiquartier.

— Erstes Gastspiel von Frä. Pauline Ulrich vom K. Hoftheater in Dresden.

25. Febr. Allgemeine Versammlung der Impfsgegner.

27. Febr. Fastnachtmontag.

5. März. Neuntes Abonnements-Concert.

7. März. Auf der Sternwarte wird Abends 6 Uhr ein glänzendes Meteor beobachtet.

— Sechste Kammermusik-Soirée.

— Séance de déclamation par M. Favarger du Conservatoire de Paris, à l'Aula.

11. März. Versammlung der socialdemokratischen Partei der Schweiz, wobei über „die Stellung der verschiedenen Parteien zum Volk“ referiert wird.

12. März. Märzfeier des Arbeiterbundes Basel.

13. März. Sitzung des Großen Rathes. Für die Erhaltung der Barfüßerkirche ist dem Bureau noch eine Petition vom Ingenieur- und Architektenverein eingereicht worden. Der Rath beschließt einstimmig auf Antrag des Hrn. Reg.-Rath W. Klein, der Frau Merian-Burckhardt für die großartige Schenkung von Fr. 400,000 zu Gunsten eines neuen Irrenhauses den officiellen Dank abzustatten. Es folgen die Neuwahlen. Präsident des Großen Rathes wird mit 72/81 Stimmen der bisherige Statthalter Herr Dr. J. G. Wacker-

nagel, Statthalter der bisherige Präsident Herr Dr. Ad. Burckhardt-Burckhardt mit 83/88 Stimmen. Zum Präsidenten der Regierung wählt der Rath mit 64/88 Stimmen Herrn W. Klein, zum Vicepräsidenten mit 66/93 Stimmen Herrn Dr. J. J. Burckhardt.

Hierauf kommt die Barfüßerkirchenfrage zur Behandlung. Herr Reg.-Rath Dr. J. J. Burckhardt beantragt als Referent der Regierung Tagesordnung über das Gesuch der römisch-katholischen Gemeinde, Abreißen der Kirche und des Chors, trotz der vielen Petitionen und Presfurtheile, und Erstellung einer Töchterchule mit großem Hof auf dem Areal. In Betreff des Gesuchs der römisch-katholischen Gemeinde beantragt Herr Stähelin-Brunner Streichung des regierungsräthlichen Lemmas, über die Verwendung der Kirche oder ihres Areals selbst werden mehrere Gegenanträge gestellt. Herr Dr. Wackernagel will Zurückweisung des betr. Antrages an die Regierung im Sinn der Erhaltung der ganzen Kirche, Hr. Dr. Zutt dagegen im Sinn des Abreißens, Herr Professor Hagenbach endlich will den Chor allein stehen lassen und eine Töchterchule auf das freierwerbende Areal bauen. Nach mehreren Abstimmungen siegt definitiv der Antrag Wackernagel mit 52 gegen 50 Stimmen gegenüber dem Antrag Zutt.

14. März. Concert des „academischen Männerchors.“

17. März. Die römisch-katholische Vorsteherchaft beschließt einstimmig, die zum Erwerb eines Bauplatzes in Großbasel und zur Erstellung einer einfachen Kirche nöthigen Gelder zu sammeln.

18. März. Vernoullifeier zum Andenken an den 100jährigen Todestag von Daniel Bernoulli.

19. März. Zehntes Abonnements-Concert.

— Märzfeier des deutschen Arbeiterbundes.

26. März. Aufführung des „Oedipus in Colonos“ von Wiendelssohn durch die Liedertafel.

27. März. Beginn der öffentl. Prüfungen der Musikschule.

29. März. Mozartfeier im Theater: Aufführung der „Entführung aus dem Serail“ (1782 componirt).

29. März. Der Socialdemocrat G. v. Vollmer, Abgeordneter im deutschen Reichstage, tritt hier auf.

3. April. Sitzung des großen Rathes. Herr Albert Huber reicht einen Anzug betr. Revision des Steuergesetzes im Sinn der Entlastung der untersten Klassen ein. Herr Altregierungsrath Carl Burchardt-Burchardt wird fast einstimmig zum Appellationsrichter gewählt. Der regierungsräthliche Bericht über die rückständigen Aufträge wird vom Rathe genehmigt.

5. April. Declamation des „Faust“ durch Hugo Wauer, Director der Theater-Academie in Berlin.

6. April. Beginn der Ausstellung von Handzeichnungen und Stichen aus Friedrich Weber's Besitz.

13. April. Constituirung der Basler-Section des „schweizerischen Wahlreformvereins.“

16. April. Ausstellung der Schülerarbeiten aus der Zeichnungs- und Modellschule mit Preisvertheilung im Musiksaal.

18. April. Größerer Münzfund (Bracteaten) an der St. Johaunvorstadt.

22. April. Auf der Sternwarte wird der neue Comet zum ersten Male aufgefunden.

23. April. Nachwahlen zum Großen Rath, wobei 5 Conservative und 2 Liberale gewählt werden.

24. April. Die Section Basel des schweizerischen Wahlreformvereins reicht die am 13. April beschlossene Petition um Rücksicht auf Proportionalität bei künftiger Revision der Wahlgesetze der Bundesversammlung ein.

25. April. Künstlerconcert des Herrn Leopold Ketten im Musiksaal.

30. Mai. Eröffnung der Ausstellung von Gemälden schweizerischer Künstler in der Kunsthalle.

2. Mai. Oeffentliche Habilitationsvorlesung des Herrn Dr. Bernhard Ruggenbach als Privatdocent über „das Armenwesen der Reformation“ in der Aula.

5. Mai. Oeffentlicher Vortrag von Herrn Dr. S. Bagge in der Aula über Bachs H-moll-Messe.

6. Mai. Concert der Musikschule in der St. Martinskirche.

7. Mai. Frühlingconcert des gemischten Chors Cäcilia unter Mitwirkung der H. H. Bargaheer und Joseph Schild in der St. Martinskirche.

8. Mai. Sitzung des Großen Rathes. Der Rathschlag betr. Bau einer neuen Irrenanstalt vor dem St. Johannsthor wird angenommen, ebenso wird der Kauf von Bauplänen an der Kauonengasse für den Bau einer Töchterschule genehmigt.

14. Mai. Volksconcert im Münster zu Gunsten der Ferienversorgung.

15. Mai. Starker Frost, der besonders die Reben bedeutend schädigt.

16. Mai. Feier des 25jährigen Jubiläums der mittelalterlichen Sammlung: Morgens 11 Uhr Festrede des Vorstehers, Herrn Prof. M. Heyne, Nachmittags festliche Eröffnung der Sammlung mit Concert, mit den alten Instrumenten ausgeführt, Abends Festessen im Schützenhaus.

16. Mai. Auftreten v. Mlle. Agar im Stadttheater.

21. Mai. Bewillkommung der deutschen Vertreter an der Einweihung der Gotthardbahn in Basel u. Festfahrt nach Luzern.

— Erste Aufführung der H-moll-Messe von Johann Sebastian Bach durch den Gesangverein, die Liedertafel und das Orchester im Münster.

22. Mai. Kammermusik-Soirée, gegeben von fremden Ehrengästen und einheimischen Künstlern im Musiksaal.

23. Mai. Zweite Aufführung der D-moll-Messe; nachher Bankett zu Ehren der Gäste und Solisten.

1. Juni. Erscheinen eines neuen Blattes: „Basler Zeitung und allgemeiner Anzeiger für die Schweiz.“

— Vortrag von Herrn Nationalrath Frei über das „radical-democratische Programm“ im demokratischen Verein.

12. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Herr Dr. F. Göttscheim wird auf sein Ansuchen von der Staatschreiberstelle unter Verdankung entlassen. Der Rathschlag betr. den Primarschul-Bauplatz im äußern St. Albanquartier wird mit 52 gegen 46 Stimmen an die Regierung zurückgewiesen, die Vorlage über einen neuen Stadtausgang beim Lohhof dagegen genehmigt.

19. Juni. Sitzung der evangelisch-reformirten Synode. Der Jahresbericht des Kirchenrathes wird genehmigt. Für nächsten Winter wird eine Aenderung der Stunden des Confirmationsunterrichts (§ 13 der Ordnung für den kirchlichen Religionsunterricht) definitiv eingeführt.

25. Juni. Sängertag in Basel.

26. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Der Anzug Huber betr. Partialrevision des Steuergesetzes von 1880 wird der Regierung überwiesen. Die Gesetze betr. Einführung des Schweiz. Obligationenrechts und Fahrnißverpfändung werden angenommen, mit Ausnahme eines Paragraphen des letztern, der an die Regierung zurückgewiesen wird.

— Beginn der Festwoche der verschiedenen christlichen Gesellschaften Basels.

29. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Das Gesetz betr. Fahrnißverpfändung wird mit dem neu von der Regierung vorgelegten Paragraphen angenommen. Der Laudankauf

an der Seebogelstraße für ein Primarschulhaus wird fast einstimmig ratificirt, ebenso ein Landverkauf und die Correction der Holbein- und Bachlettenstraße.

30. Juni. † Friedrich Fselin-Rüttimeyer, Conrector des Obergymnasiums.

1. Juli. Abschiedsfeier für Hrn. Nationalrath Frei, nunmehr Schweiz. Gesandten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in der Burgvogtei.

4. Juli. Practischer Versuch mit dem proportionalen Wahlverfahren, ausgeführt von Hrn. Prof. Hagenbach-Bischoff im Verein für Wahlreform.

10. Juli. Die hoch angeschwollene Viree reißt das Wuhr bei der Neuen Welt weg.

15. Juli. Eröffnungsfeier der Johanniterbrücke.

20. Juli. Concert des Berliner Domchors in der St. Martinskirche.

25. Juli. † Alt-Oberstbelfer Abel Burchhardt.

30. Juli. In der eidgenössischen Abstimmung wird in Basel das Epidemiengesetz (der Impfwang) mit 4153 Nein gegen 589 Ja verworfen, der Zusatz zur Bundesverfassung betr. Patentschutz dagegen mit 2802 Ja gegen 1243 Nein angenommen.

16. Aug. Versammlung der Gegner des Bundesbeschlusses vom 14. Juni 1882 auf der Bärenzunft, berufen vom Referendumscomité.

19. Aug. Versammlung der Schulgesetzfreunde zu Safran; Präsident Hr. C. Moor, Referent Hr. Reg.-Präf. Wilhelm Klein.

23. Aug. † in Binningen Henri Meili, Bildhauer.

26. Aug. Feier der Schlacht bei St. Jakob; die Festrede hält Hr. Pfr. Altherr, in der Burgvogteihalle sprechen die H. Reg.-Räthe C. Burchhardt-Fselin und W. Klein.



26. Aug. Schluß der Unterschriftensammlung gegen den Schulsecretär, deren Summe sich in Basel auf 2683 beläuft.

27. Aug. Oeffentliches Jahresfest des „Bachlettenkämmerli“ im zoologischen Garten.

28. Aug. Das Militärdepartement des Kantons Basel-Stadt erläßt eine Publication, laut welcher die Wiederimpfung der Rekruten von nun an nicht mehr obligatorisch sein soll.

1. Sept. Wettschwimmen über den Rhein.

5. Sept. Recitation von Frä. Helene Wager in der Aula: „Der wilde Jäger“ von Julius Wolff.

7. Sept. In der Sitzung der medicinischen Gesellschaft wird das Jubiläum der 25jährigen Lehrthätigkeit des Herrn Prof. W. His in Leipzig gefeiert; anwesend ist auch des Jubilars ehemaliger Lehrer, Herr Prof. Virchow aus Berlin.

21. Sept. Sitzung der Synode. Aus der Berathung der Gottesdienstordnung sind folgende Punkte hervorzuheben: Die Beschränkung der Nachmittagsgottesdienste auf je zwei Kirchen während des ganzen Jahres wird mit 38 gegen 26 Stimmen, die Abschaffung der Nachmittagspredigt am Neujahr mit 35 gegen 29, ebensoviele für die Landgemeinden an Himmelfahrt mit 35 gegen 22 Stimmen beschlossen. Der Antrag der kirchenrätlichen Minderheit bei § 20 über die Parallelgottesdienste, wonach dieselben nicht während der Zeit der officiellen Gottesdienste dürfen abgehalten werden, wird mit 36 gegen 27 Stimmen angenommen.

24. Sept. Wahl des weitem Bürgerraths nach der in den Zeitungen publicirten Liste.

— Versammlung des Grütlivereins in Riehen, Referat von Herrn Reg.-Präf. W. Klein für das Schulgesetz.

— Schau- und Grümpelturnen des Bürgerturvereins.

25. Sept. Sitzung des Großen Rathes. Der Bericht der Großrathskommission über die allgemeine obligatorische Krankenversicherung wird zur Kanzlei gelegt. Der Anzug Eckstein betr. Hebung des Handwerks durch gewerbliche Vorbildungs- und Fachschulen, wird mit 39 gegen 35 Stimmen der Regierung zur Unterjuchung überwiesen. Der Bericht der Commission für eine Wirthschafts- und Biersteuer und ein bezüglicher Gesetzentwurf werden vorgelegt. Zum Civilrichter wählt der Rath Hrn. Greuter-Engel. Die Organisation des Baudepartements wird in Verathung gezogen.

26. Sept. Der Bundesrath verwirft von den 2683 Referendumsunterchriften aus Basel 134 als ungiltig.

28. Sept. Sitzung der Section Basel des „eidgenössischen Vereins.“ Gegenstand der Verathung bildet das Referendum gegen den eidgen. Schulsecretär.

— Jahresfest der Diaconissenanstalt in Nieben.

— Constituirende Versammlung der Texas-Vandgesellschaft.

1. Oct. Concert in der Martinskirche, theilweise zu Gunsten der Wasserbeschädigten in Tyrol.

— Zwanzigjährige Stiftungsfeier des Vereins junger Kaufleute auf dem Bienenberg.

2. Oct. Beginn der religiösen Versammlungen in der Burgvogteihalle; später werden sie auch im Vereinshaus und schließlich nur noch in letzterem abgehalten.

— Auf der Sternwarte wird abermals ein neuer Comet beobachtet.

3. Oct. Publication der Gewinnliste aus der Verloosung; im zoologischen Garten.

— Beginn der Herbstübungen der Feuerwehr.

5. Oct. Sitzung der Synode. Der Anzug Hörler für Facultativverklärung der Taufe zur Erlangung der Confirmation siegt über den Antrag Bischer auf Tagesordnung und

wird unter Namensaufruf mit 39 gegen 32 Stimmen dem Kirchenrath überwiesen.

7. Oct. Das Erziehungsdepartement erläßt eine Bekanntmachung, laut welcher in diesem Winter für junge Männer von 18—20 Jahren Fortbildungsschulen eingerichtet werden sollen.

8. Oct. Erstes Abonnements-Concert mit Auftreten der Violinvirtuosin Frau W. Norman-Meruda aus London.

9. Oct. Sitzung des Großen Rathes. In Beantwortung der Interpellation Amstein, betr. die Burgvogteiverammlung, verspricht Hr. Reg.-Präs. Klein Untersuchung — welche dann übrigens nichts Strafbares an den Tag fördert. — Das Gesetz betr. Organisation des Baudepartements, wird angenommen und dabei u. A. dem Architektenverein als Expertencommission Einfluß bei Baurecursen und ähnlichen Fragen eingeräumt. Die Aufhebung des § 81 des Polizeistrafgesetzes betr. obligatorische Impfung wird nach Antrag des Regierungsrathes beschlossen, immerhin mit ausdrücklicher Motivirung des Beschlusses in den Eingangsworten desselben laut einem Amendement des Hrn. Statthalters Dr. Ad. Burckhardt.

10. Oct. Erste Sitzung des neugewählten weiteren Bürgerrathes.

15. Oct. Ausflug der historisch-antiquarischen Gesellschaft nach Colmar.

— Einweihung der neuen Capelle an der Engelgasse.

— Wettfahrt des Rheinclubs.

18. Oct. Öffentliche Vorlesung von Herrn Dr. S. Bagge in der Aula über „die Symphonie in ihrer historischen Entwicklung.“

19. Oct. Sitzung der Synode. Eine Petition von 200 Gliedern der St. Theodorsgemeinde für Beibehaltung der

Parallelfinderlehren um 11 Uhr und für freiwillige Nachmittagsgottesdienste wird eingereicht und eine ähnliche aus der St. Petersgemeinde als bevorstehend angezeigt. Der in letzter Sitzung zurückgewiesene § 18 der Gottesdienstordnung wird in seiner neuen Form berathen: 2 Wochengottesdienste für Taufen und Ehesegnungen, beide Morgens 10 Uhr, werden mit 42 gegen 20 Stimmen angenommen; ein Antrag Speiser betr. Schaffung einer Erbauungstunde Donnerstag Abends wird mit 34 gegen 28 Stimmen verworfen gegenüber dem Antrag Wirth, der die Einrichtung neuer Gottesdienste dem Kirchenrath anheimstellt. Bei § 28 betr. Zudienung zum hl. Abendmahl (Abendmahlsgemeinschaft) wird der Antrag der kirchenrätlichen Minderheit — die Geistlichen, die sich der Zudienung bei ihren Collegen an derselben Gemeinde weigern, müssen sich vom Kirchenrath auf eine feierliche Erklärung hin dispensiren lassen — gegenüber dem Mehrheitsantrag des Kirchenraths unter Namensaufruf mit 33 gegen 31 Stimmen angenommen.

20. Oct. Großfürst Constantin kommt, auf einer Reise nach Mailand begriffen, durch unsere Stadt.

21. Oct. Wolseley mit seinem Stab von 16 Personen passirt Basel, um sich nach England zurückzubegeben.

— Arbeiterversammlung zu Safran; Referent Seubert.

24. Oct. Erste Abreise von Auswanderern nach Texas, durch die Texas-Landgesellschaft vermittelt.

24. u. 25. Oct. Conferenz von Delegirten aus 7 Cantonen betr. Concordat über die Gründung einer Anstalt für jugendliche Verbrecher.

29. Oct. Zweites Abonnements-Concert.

30. Oct. Sitzung des Großen Rathes. Ein Anzug Huber betr. Einführung gewerblicher Schiedsgerichte (prud'hommes) wird zu Protokoll genommen. Der Rathschlag

betr. Abänderung der §§ 25 u. 26 des Gesetzes über die directen Steuern wird nach dem Vorschlag der Regierung mit 67 gegen 22 Stimmen angenommen. Der Beitritt zum Concordat betr. Prüfung und Freizügigkeit der Primarlehrer wird genehmigt; ebenso der Rathschlag betr. den Bau einer Töchterschule an der Kanonengasse, wofür der Credit von Fr. 595,000 bewilligt wurde. Es wird dann noch die Berathung des Rathschlages und Gesetzesentwurfes, betr. Hausirwesen, Wanderlager, öffentliche Aufführungen, Trödel- und Pfandleihgewerbe und Aehnliches begonnen.

— † Oberst Friedrich Siegfried (aus Hofingen).

31. Oct. Erste Kammermusik-Soirée.

2. Nov. Sitzung der Synode. Die angekündigte Petition für Gestattung regelmäßiger Nachmittagsgottesdienste aus der St. Petersgemeinde, unterzeichnet von 231 Gemeindegewissen, wird eingereicht. Die Berathung der Gottesdienstordnung wird zu Ende geführt. Die einzige wesentliche Aenderung des kirchenrätlichen Vorschlages wird bei § 41 (Verwendung der Kirchen zu nicht officiellen Gottesdiensten) beliebt, wo das unbedingte Recht gewisser ansehnlicher Minoritäten auf Benützung der Kirchen nach dem Antrage des Herrn Göttscheim durch eine jedesmalige Bestätigung derselben mit dem Kirchenrath ersetzt wird. Die ganze Gottesdienstordnung wird endlich mit 47 gegen 18 Stimmen angenommen.

3. Nov. Oeffentliche Habilitationsvorlesung in der Aula von Herrn Dr. Albrecht Ed. Burckhardt „über die practische Bedeutung der Lehre von den Giften.“

5. Nov. In Riehen wird Hr. Pfarrer G. Linder mit 156 gegen 143 Stimmen wieder gewählt, welche auf Hrn. Pfr. Buxtorf in Hallau fallen.

9. Nov. Oeffentliche Jahresfeier der Universität: Rectoratsrede des Herrn Prof. Dr. Siebeck.

10. Nov. Erscheinen der ersten Nummer des „Schulvogt.“

12. Nov. Drittes Abonnements-Concert. Auftreten der Concertfängerin Frä. Dyna Beumer aus Brüssel.

13. Nov. Sitzung des Großen Rathes. Die Verathung über den Gesetzesentwurf betr. Hausirwesen, Wanderlager etc. wird beendet und das ganze Gesetz mit einigen Aenderungen angenommen; ebenso der Rathschlag betr. Correction der Karthausgasse.

14. Nov. Zweite Kammermusik-Soirée.

19. Nov. Concert zum Besten der Wittwen-, Waisen- und Alterscasse des Orchestervereins.

23. Nov. Liberale Volksversammlung für den Schulsecretär in der Burgvogteihalle.

24. Nov. Erstes Gastspiel des Tragöden Herrn Ludwig Barnay.

26. Nov. Viertes Abonnements-Concert.

— Eidgenössische Volksabstimmung über den Bundesbeschluß vom 14. Juni 1882. In Basel wird derselbe mit 4355 Ja gegen 3756 Nein angenommen, in der Schweiz dagegen mit 316,929 Nein gegen 171,959 Ja verworfen.

27. Nov. Sitzung des Großen Rathes. Der Rathschlag betr. Stempelsteuer wird an eine Commission gewiesen. Das Gesetz betr. eine Banknotensteuer von 3<sup>o</sup>/<sub>100</sub> wird angenommen.



20.0494  
529  
v.5

# Basler Jahrbuch

1883



Herausgegeben

von

Albert Burschardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.

C. Detloff's Buchhandlung.

1883.

UNIVERSITY OF ILLINOIS  
LIBRARY

Class	Book	Volume
920.0494	B29	5

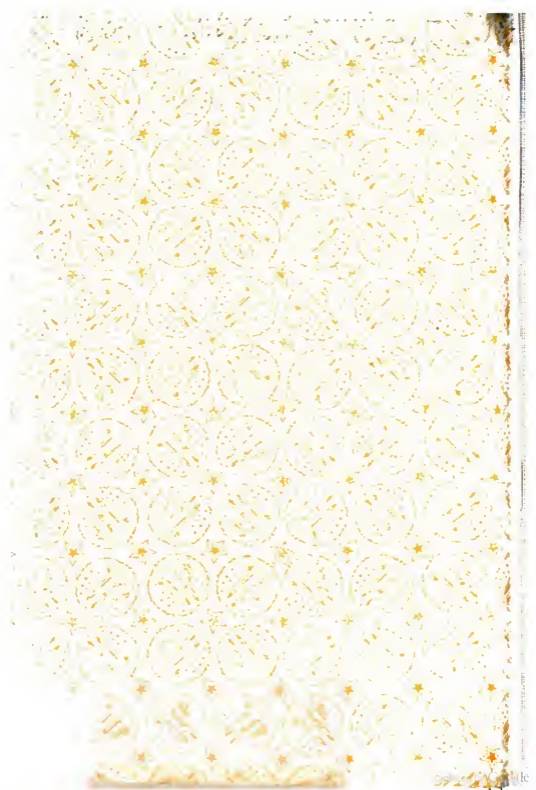
Heyne Library 1909

My 09-10M





Schulze'sche Buchdruckerei (E. Reimbach) in Bielefeld.





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 076257911